Gesellen.

Geburt

und

Wiedergeburt.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Friedrich Hurter.

Erstes Bändchen.

Nolentem traxit.

Schaffhausen,
Verlag der Hurter'schen Buchhandlung.
1845.

Gedanken

über

Weltgeschichte.

Vorrede.

Einer meiner Freunde in Paris machte einst die geistreiche Bemerkung: Gott habe dem heiligen Petrus das Netz übergeben, die Angel aber sich vorbehalten. Und wirklich geht die ewige Gnade, während Jener der Kirche Stämme und Völker gewinnt, dem Einzelnen oft durch weite Strecken der Lebensbahn in langem Zeitverlauf nach, und wirft die Angel aus, ob das Fischlein möge gewonnen, zu denen, welche der große Menschenfischer gezogen hat, hinzugefügt werden. Es ist dieß dieselbe Obsorge, deren Wahrnehmung wegen der Herr der Kirche sich den guten Hirten nennt, der auch dem einzelnen Schaf, in wie weiter Ferne von der Heerde in der Irre es wandle, nachgeht und, wenn er es gefunden, dasselbe nicht blos zu sich ruft, sondern auf den eigenen Schultern zurückträgt.

Vorrede.

Einer meiner Freunde in Paris machte einst die geistreiche Bemerkung: Gott habe dem heiligen Petrus das Netz übergeben, die Angel aber sich vorbehalten. Und wirklich geht die ewige Gnade, während Jener der Kirche Stämme und Völker gewinnt, dem Einzelnen oft durch weite Strecken der Lebensbahn in langem Zeitverlauf nach, und wirft die Angel aus, ob das Fischlein möge gewonnen, zu denen, welche der große Menschenfischer gezogen hat, hinzugefügt werden. Es ist dieß dieselbe Obsorge, deren Wahrnehmung wegen der Herr der Kirche sich den guten Hirten nennt, der auch dem einzelnen Schaf, in wie weiter Ferne von der Heerde in der Irre es wandle, nachgeht und, wenn er es gefunden, dasselbe nicht blos zu sich ruft, sondern auf den eigenen Schultern zurückträgt.

Der Wege sind zahllose, der Mittel mancherlei, der Erfolge verschiedene. Simon und Andreas rief der Herr selbst, Nathanael suchte ihn auf, Nikodemus kam in der Nacht zu ihm, Saulus ward auf dem Wege nach Damaskus ergriffen; aber auch an Solchem fehlt es nicht, welche sagen: die Rede ist hart, wer mag sie hören?

Es ist vielleicht mehr als Einer, der von sich bekennen muß: der mit der Angel, der mit der freundlich lockenden Stimme ist mir nachgegangen, ich habe ihrer nicht geachtet, ich bin meiner Wege gezogen; es sind Winke erfolgt, aber, was um mich her, war mächtiger, war bewältigender; ich habe es darauf ankommen lassen, daß er anklopfe, daß er mit lauter und immer lauterer Stimme rufe: Siehe, ich stehe vor der Thüre! zuletzt ist er eingegangen durch dieselbe, wie dort bei den Jüngern, ohne Geräusch, ohne sie zu brechen, er hat den, blos dem eigenen Willen Folgenden ergriffen, daß es nun auch von dessen Augen fiel wie Schuppen.

Ich darf wohl von mir mit Recht sagen: ich habe nichts gesucht, sondern bin gesucht worden; ich habe die verschiedenartig auf mich einwirkenden Verhältnisse nicht ausgewählt, sondern sie sind mir entgegengetreten; ich habe wohl rufen gehört, aber ich fand mich zu behaglich auf meinem Sitz und meinte, nicht zu widerreden, möge genügen; ich habe nicht selbst dem Anklopfenden die Thüre aufgemacht, er ist am Ende kraft seines Willens und seiner Macht durch dieselbe hineingetreten.

Die Mahnung zu jenem Kreuzeszeichen (S. 102) in der Jugend ist so wenig aus Reflexion oder in weiter, denn auf den nächstliegenden Zweck zielender, Absicht hervorgegangen, als in den Knabenjahren der, nicht blos auf Befriedigung der Schaulust sich beschränkende, Eindruck der Fronleichnams-Procession (S. 105 f.) durch der Menschen Rede oder Einwirken hervorgerufen wurde. Wer da weiß, wie auf Universitäten das Zusammentreffen mit Andern und das nachherige Anschliessen an sie oft von den allergeringfügigsten Kleinigkeiten abhängt, den wird schwerlich die Behauptung anwandeln, ich hätte mit Absicht Freunde und Bekannte gesucht, die auf meine Ueberzeugungen denjenigen Einfluß übten, den ich ihnen verdanke; da wohl in diesen Verhältnissen das Wort eher lauten müßte: wer sucht, der findet nicht. Daß ich hierauf in ein Kloster kam, war ebensowenig Vorsatz und Wahl, als es in meiner Macht stand, unter behaglichem Hinfliessen der Zeit gegen die Eindrücke des kirchlichen Lebens mich abzusperren. Bestimmter Wille lag nur darin, dem Rationalismus keinen Theil an mir zu gestatten; doch auch jener durch die Eindrücke der Jugend geweckt und durch anfängliche Umgebung gekräftigt. Daß ich auf Innocenz den Dritten verfiel — ich darf wohl dieses etwas trivialen Ausdruckes mich bedienen — geschah abermals weder aus Ueberlegung noch in Berechnung, sondern durch das, was der Sprachgebrauch Zufall nennt. Da dieser Papst mich nicht abstieß, wofür

durch den bisherigen Lebensverlauf gesorgt war, mußte er mich anziehen; denn reichbegabte, entschieden auftretende Männer, thatenreiche, innhaltsschwere Zeitfristen können nur Klötze theilnahmslos in der Mitte stehen lassen. Welcherlei Einfluß eine solche, mit steigender innerer Befriedigung übernommene, Beschäftigung freyer Wahl haben mußte und auch hatte, ist in diesen Blättern an mehreren Stellen berührt. Unbemerkbar änderte sich darob die Richtung: bisanhin hatten die Verumständungen ihre anziehende und abstossende Kraft ohne Entgegenwirken an mir geübt; fortan galt es als Aufgabe, die höchste Anforderung der Stellung in ihrem weitesten Umfange zu erkennen, und dem bestmöglichsten Entsprechen dieser Anforderung die Verumständungen dienstbar zu machen.

In Allem dem lag eine langsam und stätig fortschreitende Zubereitung von ferne her, die aber sicher Mittel ohne Zweck, Keim ohne Entwicklung, Anlage ohne Ausführung würde geblieben seyn, wäre nicht später das Anklopfen, wäre nicht das laute Rufen erfolgt. Um Mittel, Keim und Anlage zu bilden, hiezu war allerdings mein Mitwirken erforderlich; Zweck, Entwicklung und Ausführung dagegen wurden herbeigeführt ohne, selbst gegen, meinen Willen. Als (wie denn hierüber von Woche zu Woche heller das Licht sich verbreitete) der Wendepunkt eines in ehrenhafter Thätigkeit, vielartiger Wirksamkeit und freudiger Verwendung für Andere geführten Lebens

(dessen aller Anfangs ungeahnet) von dem Jahrestag der leiblichen Geburt ausgieng; wie an eben das, was gegen dreissig Jahre die heitersten, ruhigsten und harmlosesten Stunden bereitet, Sturm und Wetter, gleich als von wolkenlos scheinendem Horizont urplötzlich hervorgebrochen, sich knüpfte, und der äussere Friede in bittern Hader verwandelt, vorübergehend der innere getrübt ward; wie über den Schlägen durch jene Hand, die da verwundet und heilet, die Gedanken, oder doch die Regungen der Herzen nach auseinandergehenden Richtungen offenbar wurden: zur eisesstarren Kälte (wenn nicht noch Schlimmeres!) diejenigen, zu denen die mannigfaltigste Wechselbeziehung seit drei Jahrzehenden geträumt worden, zu der erquickendsten Theilnahme diejenigen, denen zu Weckung des reinsten Dankgefühls das bloße freundliche Wort genügte; wie endlich Wille und Kraft auch zu dem verliehen wurde, was insgemein den Menschen am schwersten fällt und was in ihr Wesen am zähesten verwachsen ist; wie dieses Alles, in kurze Zeitfrist zusammengedrängt, sich folgte, und nimmermehr das Anklopfen sich mißkennen ließ, sollte da geschehen, was zu Meriba, was zu Massa in der Wüste? Sie waren gelöst die Bande, sie waren gehoben die Hindernisse, es war der Freiheit zurückgegeben der Wille; sollte das Herz sich verstocken, sollte der Friede gesucht werden in dem Ausschlagen wider den Stachel?

Es war doch erst ein Rufen, es war doch erst ein Anklopfen. Aber für den drinnen Weilenden galt

es nun nicht mehr, sitzen zu bleiben. Nicht, daß er alsbald sich erhoben hätte, um die Thüre zu öffnen; aber das Geräusch, in welchem sonst die Stimme verklungen, war jetzt zerronnen; es forderte der innere Sinn auf, zu forschen, wer angeklopft, zu lauschen dem Ruf, zu würdigen dessen Ton und Bedeutung. Das geschah; nicht in Mißstimmung über das Erfahrene, nicht eilfertig, nicht oberflächlich, sondern langsam, zögernd, geruhig, dem Alles überragenden Ernst der Sache angemessen. Aus den Stürmen um mich her hatte ich mich in die Windstille geflüchtet; die Bewegung war von der Oberfläche gewichen, hiemit aber, wie es wohl nur dem Stumpfsinn oder der unverzeihlichsten Oberflächlichkeit anders möglich gewesen wäre, hatte sie sich nach innen gewendet, nimmermehr von aussen wahrnehmbar, weil nur ein, in immer sanftere Schwingungen zerrinnendes, Fluthen und Wogen. Da trat unter dem Wanken, ob ich wohl öffnen, ob ich noch länger zaudern möchte, Er ein mit dem Wort: Friede sey mit Dir, da ich eben mit dem beschäftigt war, was in vergangener Zeit einer seiner erleuchtetesten und höchstgestellten Knechte über seine stäte Gegenwart unter den Erlösten gesprochen. — Es gilt hier aber was der heil. Augustinus sagt: „War das Schaf für den Hirten nothwendig; war nicht dem Schafe vielmehr der Hirte nothwendig?“

Es giebt Solche, die in dergleichen Vorgängen Alles durchaus von dem Menschen abhängig machen,

alle Beweggründe ausschließlich in ihm aufsuchen, von einem Hinzutreten göttlicher Gnade nichts wissen wollen. Weßwegen dieß? Das leuchtet hell ein; der Mensch wird damit auf ihre Arena geschleppt, wo sie von allen Seiten über ihn herfahren können. Geläufig mag es ihnen zwar auch seyn, von göttlicher Leitung und Allem, was hieran sich knüpft, zu sprechen; aber auf solchem Wege, zu solchem Ziele sie wahrnehmen, gar anerkennen zu wollen, das, meinen sie, seye der gröblichste Irrthum, ja gar, dieweil einmal Solches durch sie nicht will gestattet werden, strafbarer Frevel. Es giebt aber hier zwei Frevelwege; der eine: die göttliche Gnade zur Redensart und zum Deckmantel zu machen, hinter welchem Verwerfliches sich verbergen soll; der andere: mit geschlossenem Auge, mit verstopftem Ohr, mit eisernem Willen ihr sich entgegenzustellen. Ob hier leichtfertig Beziehung auf jene genommen werde, indeß Alles von diesem ausgegangen, ob jenes Anklopfen der Gnade so bequem zu mißkennen gewesen wäre, darüber wird wohl noch mehr als Einer ein redliches Urtheil abzugeben im Stande seyn. Oder wär's überhaupt keine Gnade, wenn das Kind auch nur wieder zu der Vermuthung gelangen mag: es dürfte doch besser seyn, in das Vaterhaus zurückzukehren, welches einst in stürmischem Trotzen verlassen worden?

Indem aber die letzte Bedenklichkeit gehoben ward und die letzte zurückhaltende Schranke fiel, ist dann ebensobald über die Vergangenheit, nicht, wie

menschliche Rede sich auszudrücken liebt, das Licht erst aufgegangen (in solchem stund sie seit aller Zeit, erleuchtet durch denjenigen, der selbst das Licht ist), wohl aber die Binde hinweggefallen von den Augen, also daß sie nun, rückblickend von dem augenblicklichen Standpunkt, in einen ohne Unterbruch fließenden Strom von Klarheit schauen konnten, wo zuvor nur durchblitzende Schimmer, flüchtig vorüberstreifend, wollten wahrgenommen werden. Was bei jedesmaligem Erscheinen blos als abgerissen, zufällig, vorübergehend auf sich mochte beruhen und auch wirklich beruhte, hat unverweilt diese mangelhaften Merkmale verloren, es ist in einen innwendigen Zusammenhang getreten, es hat eine gemeinsame Bedeutung gewonnen, es ist dessen höheres Gepräge zum Vorschein gekommen.

Ich habe es nun versucht, den Lauf dieses Stromes zu zeichnen, von seinem Quell in den Seufzern meiner Eltern über die Hinrichtung Ludwigs XVI (sicher kein unwichtiges, kein folgeloses Moment) bis zu seiner Ausmündung in St. Ignazio zu Rom. Was auch vermuthet, wie auch mag geurtheilt worden seyn, dessen bin ich mir bewußt, daß, hätte sich der Strom ungehindert durch die Niederungen fortgewälzt, hätten nicht Klippen und Riffe ihn unterbrochen, er diese Wendung schwerlich würde genommen, er den Ausgang in das Gnadenmeer der Kirche schwerlich gefunden haben. Denn, ob es zwar von Manchen nicht geahnet, oder vielleicht nur nicht mag

zugegeben werden, eine unermeßliche Verschiedenheit liegt darin: Einzelnes in der katholischen Kirche nicht zu mißbilligen, dann aber als Glied derselben mit der freyesten und freudigsten Ueberzeugung sich zu bekennen. Man muß diesen Weg selbst durchgemacht haben, um seine Länge bemessen zu können. Daß aber für Jenen der Weg, wie weit immerhin er noch seye, doch so weit nicht seye, wie für denjenigen, dem die Kirche entweder ganz gleichgültig ist, oder der gar feindselig ihr gegenübersteht, das freilich ist nicht zu läugnen. So wie es denn nicht an Beispielen fehlt, daß die göttliche Gnade selbst Leute der einen und der andern dieser Gesinnungsweisen wider aller Menschen Vermuthen ergriffen hat, so zeigt der Lebensgang Anderer, daß schon das Erste genügte, um allmählig von Erkenntniß zu Erkenntniß emporzusteigen. Darum aber mögen neben den Zeugnissen von derartigen Führungen, auch diejenigen ihre Stelle finden, an denen ersehen werden mag, wie dieselben den Menschen von der bequemen Lagerstätte, die er sich ausersehen, hinweg und dorthin zu lenken wissen, wo nicht eine scheinbare, darum falsche, Ruhe ihn einschläfern will, sondern wo der wahre und sichere Friede, der höher ist als alle Vernunft, ihn zum allein lebendigen Leben weckt; damit erkannt werde, des Herrn Gedanken seyen nicht unsere Gedanken, aber die Wege des Ewigen sollen die unsrigen werden, und damit Alles diene zu seiner Ehre und zu seiner Verherrlichung.

Aufrichtig, getreu und redlich habe ich meine Gesinnungen, meine Bestrebungen, und mein Verhalten unter allen Begegnissen des Lebens in diesen Blättern dargelegt; Manches, da von frühern und nähern Verhältnissen ich dergestalt abgelöst bin, daß ich als Unbetheiligter in dieselben nunmehr hinüberblicken kann, kund gegeben, was ich früher in mich zu verschließen Ursache gehabt hätte. Meinen Solche, die mich entweder gar nicht kennen, oder wohl lieber mißkennen, sie wüßten über den innern Proceß meines Lebens bessere Aufschlüsse zu ertheilen, so seye ihnen diese Freude von Herzen gegönnt; mögen sie sich versichert halten, daß ich sie darin nie stören werde. Finden sich Solche, die aus dem Gegebenen mich anders beurtheilen zu dürfen und über die einzelnen Erscheinungen und Richtungen meines Lebens ihre Schlaglicher zu werfen sich berechtigt glauben, so sey' auch diesen derartige Freiheit nicht verkümmert. Sogar diejenigen sollen an Befriedigung ihrer Gelüste nicht gehindert werden, welche, sey' es aus Selbstbewußtseyn, sey' es aus Erfahrung, oder sey' es aus Theorie, erst den Willen, dann die Thatsache der Wahrheitsliebe anzweifeln. Dieß auf kundgegebene Gesinnungen anwenden, ist leicht, dieweil Niemand weiß, was im Menschen ist, denn nur der Mensch selbst; daß es Vielen nicht schwer falle, auch auf Handlungen und Vorgänge es auszudehnen, lehrt die tägliche Erfahrung. Welches die vorherrschende Richtung der Zeit seye, habe ich S. 285 ff. berührt.

Wohl möchte sie da verlauten: es klinge ja als Widerspruch, so großes Gewicht darauf zu legen, daß von Anbeginn her mit aller Festigkeit an dem menschgewordenen Weltheiland seye gehalten worden, er dann aber erst nach langen Jahren in den Menschen eingezogen, denselben, gleich als wäre er ihm fremd gewesen, gefunden habe. Darin kann Widerspruch nur für diejenigen liegen, welche die unzertrennliche Verbindung zwischen Christo, dem Haupt, und seinem Körper, der Kirche, nicht anerkennen, nicht zugeben wollen, daß der nur jenes wahrhaft besitze, dem dieses nicht fremd seye. So ist es zu aller Zeit geglaubt worden; dieser Glaube geht bis zu den Aposteln hinauf.

Wer weder in Wankelsinn, noch in Leichtfertigkeit, auch nicht durch Blendungen der Einbildungskraft berückt, ebensowenig aus Gefälligkeit gegen Menschen, am wenigsten irdischer Rücksichten wegen, sondern, weil er an der Furth Phanuel bis zum nahenden Morgenroth mit dem Manne gerungen und Solches von ihm als Segen gewonnen hat, in die katholische Kirche eingegangen ist, der wird mit ihrem Glauben auch ihre Praxis sich zu eigen machen: im Wort der Wahrheit, durch die Kraft Gottes, unter den Waffen der Gerechtigkeit, bei Ehre und Schmach, bei bösen und bei guten Gerüchten, sich als ihr Kind und als Gottes Diener zu bewähren, und nicht von dem Bösen sich überwinden zu lassen, sondern in dem Guten das Böse zu überwinden; denn, was der Kirche

zu wankelloser Zuversicht verheissen worden: die Pforte der Hölle werden sie nicht überwältigen, das ist in ihr auch dem Einzelnen verheissen, sofern er sich als deren Kind bekennen darf.

Einem solchen aber liegt über Alles zweyerlei ob: zunächst, daß er demjenigen, der so wunderbar aus den Elementen der Wahrheit in die volle Wahrheit ihn geführt hat, hiefür die Ehre gebe, dankbar den Vater der Gnade preise; sodann, daß er der Mutter, der heiligen römisch-katholischen Kirche, als treuer Sohn sich unterwerfe und ihrem Urtheil Alles, was er zu Andern spricht, anheimstelle.

Schaffhausen, am Allerseelentag
des Jahres 1844.

Friedrich Hurter.

Innhalt.

Geschlecht	1
Wappen	3
Wappenspruch	4
Vorfahren	7
Mütterliche Abstammung	11
Die Mutter	14
Geburt	21
Von göttlicher Führung	23
Kindheit	26
Hinrichtung Ludwigs XVI.	29
Die Schule	32
Haß gegen Unrecht	41
Kirchenbesuch	55
Der letzte Pfingstmontag	65
Die Revolution	75
Wappensturm und Bürgertitel	79

Versuchte Vertheilung des Zunftgutes . . 81
Sympathien für Oesterreich . . . 83
Oesterreichs Heere in der Schweiz . . 84
Carl Ludwig von Haller 87
Restauration in Schaffhausen . . . 91
Schlacht von Zürich 96
Schultheiß Steiger von Bern . . . 97
Rückkehr der Franzosen 98
Säkularisationen in Deutschland . . . 99
Das Kreuzeszeichen 102
Die Fronleichnams-Procession . . . 105
Stimmung bei Predigten 106
Eintritt in die höhere Lehranstalt . . . 107
Gegenrevolution von 1802 . . . 115
Waffendienst 122
Berufswahl 124
Aufenthalt in Göttingen 126
Göttingen. Die Collegien . . . 127
— — Ansichten über die Zeit . . 133
— — Nebenbeschäftigungen . . . 135
— — Einflüsse von Freunden . . 137
— — Innocenzens Briefe . . . 144
— — Abreise 146
Reise nach Holland 147
Aufenthalt in St. Blasien . . . 149
Das Examen 165

Geschichte des Königs Theodorich . . . 171
Inconsequenz des Protestantismus . . 174
Die Zeit nach dem Examen . . . 176
Uebertragung einer Pfarrei . . . 177
Aufenthalt bei einem Nachbar . . . 180
Aufenthalt auf der Pfarrei . . . 182
Ein Fastengelübde 183
Wissenschaftliches Thun und Lassen . . 186
Stellung zur theologischen Literatur . . 187
Rettung der Liturgie 193
Sturz der Mediationsacte 195
Publicistische Thätigkeit 198
Frau von Krudener 199
Geschichte Innocenz III 202
Arbeiten für die Geistlichkeit . . . 207
Stellung der geistlichen Obern . . . 209
Abgewendete Gefahr 211
Neue Verwendung für die Geistlichkeit . . 213
Umgestaltung der Schulen . . . 216
Der heidelbergische Katechismus . . 220
Versetzung in die Stadt 223
Verfassungsrevision von 1826 . . . 228
Von der Stellung der Kirche zum Staat . . 233
Die Reformations-Jubiläen . . . 240
Recensionen 253
Die Revolution von 1831 255

Die Revolution und die Geistlichkeit . . 270
Trennung von Stadt- und Staatsgut . . 274
Merkwürdige Wahl 279
Lüge, Richtung der Zeit 285
Geschichte Innocenz III 296
Tod des Antistes 306
Erwählung als Antistes 308
Ueberzeugungen und Stellung . . . 316
Stellung zu den Pietisten 320
Mitwirken zu einem neuen Gesangbuch . . 324
Andere Bestrebungen als Antistes . . . 327
Verwendungen für Klöster 335
Katholische Kirche in Schaffhausen . . 340

Mag man es Eitelkeit nennen, vergnügten Blickes, mit wohlgefälligem Bewußtseyn zurückzuschauen auf eine lange Reihenfolge Dahingeschiedener, die aus den Wogen der voranwallenden Menschenalter heraustreten in enge Beziehung zu uns, um gleichsam als gesonderte Strömung durch die uferlose Fluth uns zu tragen; zumal wenn dieselben jeweils unter ihren Zeitgenossen eine andere Stellung eingenommen haben, als der blos an die Scholle Geketteten, für des Lebens zerrinnende Bedürfnisse Wirkenden. Wär's eine Eitelkeit, so wäre es eine alte; denn schon Virgil hebt es an einem seiner Helden hervor, daß er

prisco de sanguine Sabinorum

entstammt seye, und glaubt mit dem Zeugniß

Julius a magno dimissum nomen Jülo

den Höchsten seiner Zeit noch höher zu heben. Oder sollte, was an der Gesammtheit eines Volkes natürlich und löblich, an den Einzelnen es weniger seyn, indeß die Bande zwischen diesen fester, umgränzter und bestimmter sind? Aber es wird hiemit zugleich von Geschlecht zu Geschlecht ein Erbe übernommen, dessen Anerkennung und Besitznahme von der Verpflichtung, es zu schirmen, zu wahren, unvermindert, ja, wo immer es geschehen mag, gesichert und vermehrt den Nachkommen zu über-

liefern, nie sollte getrennt werden. Denn, auf welcher Rangstufe das Geschlecht, der Einzelne stehe, da nur ließe sich von Eitelkeit sprechen, wo solche Anerkennung gefordert, nicht aber zuerst geleistet, nicht als unantastbares Fidei-Commiß wollte gewahrt werden.

Geschlechter, die in manchartiger, jedoch anderer Weise, als blos durch Spate, Hammer, Beil und Scheere, unter dem Kreise, auf den sie angewiesen waren, zu schaffen und zu wirken verstunden, sind in demselben dem Knochengerüste vergleichbar, welches den Körper in allen seinen Theilen trägt, der Zersetzung oder Umbildung weniger blosgestellt ist, dann bei gesunden Säften jede, durch den Lauf der Natur entstandene, Lücke in neuen Bildungen wieder herstellt. Zieht ihr etwa die Molluskenbildung vor, welche vorwärts neue Ansätze fördert, rückwärts die Fäulniß walten läßt, momentan Menschen auf die Oberfläche der gesellschaftlichen Ordnung treibt, die keine Vorfahren haben, darum meist auch keine Nachkommen erwarten dürfen; Gebilde des Augenblicks, Blasen, die dem Boden entsteigen und platzen, um andern die Stelle einzuräumen? Auch Jenes entspricht der ehevorigen organischen Gliederung der Gesellschaft; dieses ist Ergebniß einer Atomistik, von der man uns vorgeben will, sie seye Krone, Blüthe und Frucht eines gedeihlichen gesellschaftlichen Zustandes.

Aber so Namen als Abzeichen (Wappen), welche nach der einen Richtung scheiden, nach der andern verbinden, der erstern Bedeutung, der letztern Beziehung, verlieren sich in ein Dunkel, in welches der blos trügerische Schimmer der Vermuthung zwar manchmal, Licht dagegen nur äusserst selten gebracht, häufiger, so nicht die Namen durch sich selbst sprechen, nicht einmal jenes gewagt werden kann; am ehesten noch da, wo Laut und Bild die Annahme näherer oder fernerer Verwandtschaft wenigstens unterstützen. Das geistige

hortari, als ermuntern, fand schon bei den Römern den Uebergang in das entschiedenere Antreiben zu bestimmter That, der Krieger zum Kampf, der Ruderer zur mühevollen Arbeit, der Pferde zum Lauf, der Hunde zur Jagd; und wer weiß nicht aus seinem Sallust, wie die nächtlichen Feuer und das Gejauchz der numidischen Könige den römischen Kriegern zum Angriffe des folgenden Tages magno hortamento erant? Die nordischen Völker, welche nachmals der lateinischen Sprache entweder blos sich bedienten, wo die anerborene nicht ausreichte, oder zu ihrem Gebrauch dieselbe in neuer Gestaltung ausbildeten, drückten ihr hiemit vielfältig das Gepräge des eigenen Wesens auf, welches der That vor dem Wort den Vorzug gab, die Handlung höher stellte als die Geistesoperation, die derselben vorangeht. So finden wir schon in dem Salischen Gesetz das ursprünglich römische Wort zum ortare umgeschaffen, und in dem Satz: si quis de campo alieno aratrum anteortaverit, dessen Begriff vom bloßen Antreiben in das Vollziehen umgewandelt; was die Italiener in ihrem urtare beibehalten haben, die Franzosen in heurter nach beiderlei Sinn anwenden, indem sie es vom Anprall der Schiffe und der Reitergeschwader gebrauchen, wovon sie es wieder zurückwenden zu seiner metaphysischen Bedeutung. Ob aber das deutsche Wort, welches als Zeitwort „hurten" nur im Flamändischen, in der Muttersprache einzig in der Abwandlung hurtig — und wohl auch dem alten Buhurt zu Grunde liegend — vorkömmt, dem lateinischen blos sinn- oder zugleich wurzel-verwandt seye, das dürfte kaum mehr sich entscheiden lassen.

Es läge darin der Begriff, dort des Kecken, hier des Behenden, beide vielleicht in demjenigen, dem einst zur Bezeichnung der Name Hurter beigelegt worden, durch Kriegsmuth sich bewährend; das Letztere zumal versinnbildet in dem Pfeil des Wappens, der vermuthlich einst auf dem Bogen

ruhte, jedoch seit alter Zeit schon in einen halben Mond übergegangen ist. Für mich lag, sofort ich Zeichen und deren Bedeutung in innere Verbindung zu setzen vermochte, in dem Pfeil noch ein anderes Sinnbild: dasjenige des geraden Fluges zwischen Ausgangspunkt und Endziel; also daß die Natur seiner Bewegung wohl rasches Vorandringen, nie aber krumme Linien, Wendungen, Biegungen, gar Zickzack zuläßt. Es war daher bei Anfechtungen, die in politischen Feindschaften, wie in Neckereien, die in religiöser Mißdeutung ihren Grund hatten, ein bisweilen mit besonderer Vorliebe gebrauchtes Bild: der Pfeil habe zwar eine blanke Spitze, jedoch auch ein reines Gefieder, vor Allem aber seye ein anderer Flug, als in gerader Richtung, ihm unmöglich. Ob er wohl, seiner Beschaffenheit und seiner Bestimmung nach, an sich zu den Trutzwaffen gehört, so hätte dennoch mein ganzes inneres Wesen mir nie erlaubt, ihn als solche in strengerem Sinne zu gebrauchen; aber zur Abwehr genügt die Schutzwaffe nicht immer, bei abgezwungener Vertheidigung dagegen wird auch jene zur Schutzwaffe. Darum in langem Bedenken über Auswahl eines Wappenspruches, wobei das so leicht sich darbietende, weil dem Zeichen verwandte: Qui s'y frotte, s'y pique (allerdings zur Distel der burgundischen Herzoge besser passend), aber dennoch einigermaßen herausfordernd, dem, mehr unvermeidlich die Abwehr auferlegende Parta tueri, erschöpfend zugleich das nach allen Richtungen Gewendete und auf alles Denkbare sich Beziehende andeutend, der Vorzug gegeben ward.

Doch selbst dieses durfte mehr für Andere, für dasjenige, wozu ich mich gesetzt, oder wessen ich, in Anerkennung der ewigen Gerechtigkeit, mich annehmen zu müssen, erachten mochte, als für mich selbst Anwendung finden. In Beziehung zur eigenen Person sollte es auf unmittelbar von Gott Empfangenes, oder auf dasjenige beschränkt bleiben, was durch

der Vorfahren Fürsorge an mich gelangte. Wie in jener erstgenannten Weise, das mögen diejenigen erkennen, denen der erste Band meiner kleinen Schriften zu Gesicht gekommen ist, und die von richtigem Standpunkt aus die darin enthaltenen Voten über den Heidelbergischen Katechismus, die Synodalreden, die Predigten gewürdigt haben; wie in der andern Weise (vornehmlich die Gesinnungen bewährend), davon zu sprechen wird Gelegenheit in dem Verfolg dieser Selbstbekenntnisse sich ergeben. Der Armseligkeit einerseits und der politischen Zerfahrenheit anderseits hat dieses Parta tueri bisweilen viel Unnöthiges zu schaffen gegeben. Die goldglänzenden Schriftzüge waren ihnen Beiden unentzifferte Runen; wie manchmal glaubten sie nicht, denjenigen, der darin die Signatur seines ganzen inneren Seyns, gleichwie seines äusseren Thuns, klar und dennoch geheimnißvoll, offen und dennoch für Tausende ein Räthsel, wollte hervortreten lassen, zu necken oder zu verwirren, wenn sie es in unreinem Munde zur Lüge werden ließen; vergessend, daß rapta und parta aus den gleichen Lauten zusammengesetzt, das tueri aber, wie für diese von oben auferlegte Verpflichtung, so für jenes von unten geweckter Naturtrieb seye.

Es sollte aber in der Wahl eines solchen Spruches, sofern derselbe nicht Ergebniß einer hervorragenden That, einer bedeutungsreichen Lebenswendung, einer folgewichtigen Beziehung ist, wenn nicht ein bewegendes Princip, so doch eine vorherrschende Neigung und Richtung bezeichnet, diese sodann durch das Leben bethätigt werden. Damals, als ich denselben wählte, waren die Zeiten ruhig, für politische Stürme schien das lebende Geschlecht zu matt, für kirchliche Reibungen über dem Behagen an einem eudämonistischen Indifferentismus jede Schnellkraft auf weichem Lotterbette in dämmerichten Schlummer gelegt; auf der einen Seite gewann das Aufklärungsgewerbe ausgebreitetere Kundschaft, auf der

andern mußte von Jedem, der für einen honetten Menschen gelten wollte, Paß und Aufenthaltskarte von dem Rationalismus gelöst werden; wer dieß verschmähte, hatte es sich selbst beizumessen, wenn er, gebildeter Gesellschaft unfähig gehalten, als verdächtig geheimer Aufsicht anheimfiel. Es war daher mehr ein unbewußter, anerborner Naturtrieb, der zur Wahl jener Worte leitete, als gleich Anfangs schon helle Würdigung ihrer vollen Bedeutung. Aber die Zeit, zu dieser sich zu erheben, rückte immer näher, die Bethätigung der hiemit sich selbst auferlegten Verpflichtung durfte je länger desto weniger aus den Augen gesetzt werden. Feindeszeugniß, hier in mattem Spott, dort in halb verbissenem Grimm ertheilt, darf als das parteiloseste gelten.

In der offenen Erklärung: „Gegebenes schirmen," somit erhalten zu wollen, liegt keineswegs, wie so laut und lärmend will vorgegeben werden, der Begriff des unverrückten Stillestehens, blinder oder starrsinniger Vertheidigung des Unhaltbaren, durch der Menschen Tand, Sorglosigkeit oder übeln Willen Entstellten, Zerrütteten, Verderbten; wohl aber liegt darin der Begriff des Festhaltens an bewährter Ordnung, selbst treuer Unterwerfung unter diese; da, wo unter das Gegebene auch *sie* gezählt werden darf, der Abwehr alles Stürmischen und Uebereilten, der Erforschung und Würdigung aller Gründe, ein Reflex der in der Weltordnung sich offenbarenden Ruhe in der Bewegung und der Bewegung in der Ruhe; es ist die Centripetalkraft, ohne welche der Makrokosmos in einen unermeßlichen Atomenhaufen zerstieben, da, wo jetzt Maaß, Ordnung und Einklang waltet, Alles zum gestaltlosen Chaos zusammenbrechen würde. In diesem Sinne vertreten die beiden gewählten Worte diejenigen Alle, welche eine göttliche Weltordnung, nach deren doppelten Einwirkung auf das gesammte wie auf das individuelle Leben in dessen zweifacher Beziehung, zum geistigen und zum leiblichen Da-

seyn, zu Kirche und Staat, anerkennen, und die Erhaltung so wie die Vertheidigung dieser Weltordnung gegen die nach deren beiden Seiten heranrückenden Stürmer und Unterwühler sich zur Aufgabe machen. Man könnte es das Wort nennen, woran die über den Raum Zertheilten sich finden, die durch Stellung und Lebensaufgabe Geschiedenen sich einigen.

Der älteste Hurter, über welchen geschichtliches Zeugniß vorliegt, ist jener Caspar, der am 9. Mai 1474 zu Breisach in dem Ringe, der über Peter von Hagenbach, des Herzogs Carl von Burgund Vogt im Elsaß und der Grafschaft Pfirdt, geschlossen ward, als kaiserlicher Herold auftrat, um den Verurtheilten ritterlicher Würde öffentlich zu entsetzen, ritterlichen Kleinodes zu entblößen; und, da er solches nicht an ihm gefunden, in Auftrag der sechzehn Richter von der Ritterschaft, bevor der Scharfrichter seines Dienstes waltete, zu dem Verurtheilten sprach: „Peter von Hagenbach, es ist mir leid, daß deine Thaten ritterlicher Ehre und des Lebens dich verlustig machen. Mir ist befohlen, die glorwürdigen Zeichen von dir zu nehmen. Ich finde sie nicht. (Hagenbach war mit keinem ritterlichen Kleinod bekleidet.) Also, im Namen des himmlischen Schirmherrn Sanct Georg und in Kraft jener, auch von dir beschworenen Eide, erkläre ich vor aller Welt hier öffentlich dich, Peter von Hagenbach, ritterlicher Ehren, Würden und Hoheit entgürtet und unwerth. Strenge Ritter, edle, zur Ritterschaft aufwachsende, Knappen, gedenket eurer Pflicht und dieses Beispiels."

Als noch im gleichen Jahr auf „Zinstag vor Simon und Judä" Bern im Namen aller Eidgenossen an den Herzog von Burgund, „durchlauchtigster Herrlichkeit und allen den Ewern" erklären ließ: „von unsertwegen und für die Unsern

eine ehrliche, offene Fehde, und wollen in Ansehung Mord, Brand, Raub und allerley Unglück bei Tag und Nacht, der Unsern und unsere Ehre wohl verwahrt haben, war es wieder „der alte, weltkundige Parzifal, der Herold Caspar Hurter," welcher Carln diese Absage in das Lager vor Neuß brachte. Auch in Bezug auf diese Sendung berichten die Zeitgenossen, es habe derselbe auf geschickte Weise die Gelegenheit zu ergreifen gewußt, um, sowohl den Brief dem Herzog eigenhändig zu überantworten, als dann auch, wie es in der Pflicht seines Amtes lag, dessen Inhalt mündlich vor ihm auszusprechen. Kaum aber mag er von Carl so freudig empfangen, so fürstlich entlassen worden seyn, als kurze Zeit darauf der Herold Herzog Renats von Lothringen; denn die Geschichtschreiber melden, Carl seye schon bei dem Anblick des Siegels an dem Brief, den Caspar Hurter ihm dargereicht, in knirschenden Zorn gerathen, und habe nur die Worte ausstoßen können: „Bern, Bern."

Wenn wir denjenigen Glauben beimessen dürfen, welche über die alten Einrichtungen des heiligen Römischen Reichs Forschungen angestellt und Sammlungen angelegt haben, so war der Dienst eines kaiserlichen Herolds dazu eingesetzt, um zu achten, daß die kaiserlichen Befehle, Schutz- und Adelsbriefe, Reichsabschiede und Polizeiverordnungen von Jedermann gehalten würden. Deßwegen war der Strafe verfallen, wer Jenen tadelte oder beleidigte. Mühsam geleisteter Dienste wegen wurden sie und ihre Kinder ritterfrei erklärt; und starb der Herolde einer, so sollte er seines Amtes wegen, „dieweil es ein so edel und großmüthig Amt ist," mit Trompeten und Heerpauken begraben werden. Es sagt auch Kaiser Carl V. in dem Diplom, womit er im Jahr 1521 Caspar Sturm zum Reichsherold ernannte: „Als weiland Unsere Vorfahren am Reich, Römische Kaiser und Könige löblicher Gedächtniß, bis auf Uns, ehrbare, verständige und

geschickte Personen zu Ehrenholden gehabt und gebraucht, die den Stand des Adels und der Wappengenossen, so aus Ehrbarkeiten, Tugenden, guten Werken und Thaten herfließen und erhalten werden und Andere reizen und bewegen, sich desselbigen Standes auch würdig und theilhaftig zu machen, und daran seyen, daß die Ehr und Zier des Adels nicht verletzt, sondern gemehret, und die Laster und Mißbräuche ausgereutet werden; und dann Uns, als römischem Kaiser gebühret und zustehet, wie Wir selbst auch aus angebornem Gemüth zu thun geneigt sind, Alles das, so den Stand des Adels und der Wappengenossen zu Lob und Ehr Kaiserlicher Majestät pflanzet, fürzunehmen, — so haben Wir genannten Caspar Sturm zu Unserm kaiserlichen Ehrenholden aufgenommen und verordnet" u. s. w.

Die ältesten Nachrichten versichern, der erste Hurter seye nach Schaffhausen von Frauenfeld hinüber gezogen. Es ist wahrscheinlich, weil nirgends sonst noch, als in letzterer Stadt, dieser Geschlechtsname vorkömmt, und bis in die neueste Zeit sich erhalten hat. Die Abstammung desjenigen, der unter den Bürgern zu Schaffhausen dieses Namens zuerst genannt wird, von dem erwähnten Reichsherold läßt sich documentirt nicht nachweisen, wohl aber nicht grundlos vermuthen aus dem, unter dem nachmals zahlreich gewordenen Geschlecht oft vorkommenden, Taufnamen Caspar und dem noch öfterer erscheinenden, mit jenem engverwandten, Melchior. Vermuthen läßt es sich auch daraus, daß jener erste Hurter, Hanns seines Taufnamens, ein selbstständiger Mann gewesen seye, indem keines Gewerbes, welches er betrieben, Erwähnung geschieht, wohl aber, daß er im Jahr 1507 mit Hans Stockar eine Wallfahrt zu dem heiligen Grabe gemacht habe und dessen Eidam geworden seye; obwohl Stockar in dem nicht uninteressanten Tagbuch, welches er über seine Pilgerfahrt hinterlassen, und die Hr. Professor Maurer-Constant

im Jahr 1839 herausgegeben hat, seiner Begleiter nicht namentlich Erwähnung thut.

Es scheint, daß das Geschlecht bald in zwey Aeste sich theilte, deren der einer das Wappen auf goldenem Grunde (der ältere), der andere auf blauem Felde erscheinen ließ. Wenigstens kommen Ringe und Siegel aus ältern Zeiten vor, die bald in Gold, bald in blau blasonirt, in allem Uebrigen aber vollkommen sich gleich sind. Willkür in solchen Sachen hat, selbst da, wo man an Vorschriften entweder nicht dachte, oder nicht denken konnte, in älteren Zeiten weniger geherrscht als heutzutage. Indeß kann nur die ältere Linie ihre Abstammung von diesem ältesten Hurter zu Schaffhausen nachweisen; die Verbindung der andern mit demselben ist nicht klar, wiewohl sie beinahe eben so weit hinaufreicht.

Beide Zweige gehörten zu denjenigen Geschlechtern, welche an den öffentlichen Angelegenheiten der kleinen eidgenössischen Stadt und ihres Gebiets seit frühern Zeiten in mancherlei Weise Theil genommen haben. Zwischen den Jahren 1652 und 1831, in welchem die Stadt mit dem Canton einer neuen Revolution unterlag, lassen sich bloß neun Jahre auffinden, in welchem nicht ein oder zwey Glieder, jetzt des einen, dann des andern dieser Zweige, oder beider zugleich, in dem kleinen Rath gesessen hätten. Noch zahlreicher waren sie zu aller Zeit in dem geistlichen Stande, wie z. B. im Jahr meiner Aufnahme in denselben ich unter etwa vierzig, die ihm angehörten, der Fünfte meines Geschlechtes war, und es gegenwärtig eine Ausnahme seyn dürfte, die vielleicht während des Laufs der beiden letztverflossenen Jahrhunderte niemals vorgekommen ist, daß derselbe gegenwärtig ein einziges Mitglied meines Namens (meinen Bruder) zählt. Auch die Würde eines Antistes wurde im siebenzehnten, dann wieder im achtzehnten Jahrhundert, durch einen Hurter bekleidet, der erstere zu meinen unmittelbaren Vorfahren gehörend. Andere machten

sich um ihre Vaterstadt als Lehrer des Gymnasiums, als dessen Rectoren, als Professoren der höheren Lehranstalt, Collegium humanitatis genannt, verdient. Ebensowenig blieben die Glieder dieses Geschlechts der medicinischen Laufbahn fremd. Einige betraten sie, wie es scheint, nicht ohne Auszeichnung, da von ihnen ein Paar als Mitglieder der Academia naturæ curiosorum sich bemerklich gemacht haben.

Aeltern Ursprungs ist das Geschlecht der Ziegler; angesehen seit frühern Jahrhunderten, begütert, dieweil im Jahr 1421 einer derselben um eine ansehnliche Summe für seine Vaterstadt sich verbürgt. Wie zahlreich auch im Verfolg der Zeit seine Sprößlinge geworden sind, sie stammen alle von einem Einzigen ab, welchem Kaiser Maximilian I im Jahr 1487 den Adelsstand verliehen; denn andere, die wohl einen gleichen Stammvater mögen gehabt haben, auf welche aber diese Beehrung sich nicht erstreckte, sind schon in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts ausgestorben.

Es giebt in der Magistratur meiner Vaterstadt keine Stellen, die in der Reihenfolge derjenigen, welche dieselben verwaltet, nicht Einen oder Mehrere dieses Geschlechts aufzuweisen hätten. Nicht minder betraten viele desselben die kirchliche Laufbahn. Zur Zeit meines Eintritts unter die Geistlichkeit befanden sich deren vier in ihrer Versammlung. Als Aerzte haben Einige ebenfalls sich hervorgethan, also daß die hohe Schule zu Rinteln unter ihren Rectoren einen aus diesem Geschlecht zählte, der durch viele gelehrte Abhandlungen in jener Zeit einen Namen sich erworben, ein anderer aber bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts darüber

geschrieben hat: durch welche Mittel scheinbar Ertrunkene wieder ins Leben zu rufen seyen. Wer unter ihnen weder gelehrten Berufsarten noch dem Handelsstande — auch damals geehrt — sich widmen mochte, der fand eine geachtete Stellung in den Kriegsdiensten der Eidgenossen in Frankreich und Holland.

Man mag es bedauern, daß die Römersitte, dem Sarg eines Verstorbenen die Bilder der Ahnen vorantragen zu lassen, ausser Gebrauche gekommen, für das

Una eademque via sanguisque animusque sequuntur

so wenig innerer Antrieb mehr vorhanden ist. Es könnte in jener alten Sitte Sporn und Zügel zugleich liegen. Wird der Erstere vielfältig durch die äussern Verhältnisse ersetzt, so ist es schwerer, Etwas aufzufinden, was den Letztern verträte; zumal wenn die Formen der gesellschaftlichen Ordnung in Verbindung mit den Begriffen das Gemeinmachen nicht mehr erschweren, und die Gegenwart über die Tafel, worauf die Gesinnungen und die Handelsweise der Vorfahren aufgezeichnet sind, als nasser Schwamm fährt. Wer aber möchte in der Buhlerey mit jener und so Vielem, was sie aus den Grundtiefen hinaufgetrieben hat, so weit gehen, um selbst den Wassertopf zu halten, in welchen der Schwamm könnte getaucht, spurloses Verwischen vollständiger bewerkstelligt werden? Als am 19. Juni 1790 der National-Versammlung zu Paris der Antrag gemacht wurde, alle Adelstitel und Wappen abzuschaffen, Jeden hinfort bloß als Bürger zu begrüßen, und mit dem ursprünglichen Namen ihn zu benennen, zeichneten sich von Trägern geschichtlicher Namen die Vicomtes von Noailles und Matthäus von Montmorency unter den lautesten Jubilanten über so kostbaren Fund aus. Einige Zeit nachher trat der Montmorency in das Cafee Valois im Palais-Royal und ward

von dem Grafen Rivarol spöttisch angeredet: „Ich habe die Ehre, den Bürger Matthäus Bouchard (ursprünglicher Geschlechtsname der Montmorency) zu grüßen.“ Das brachte den Bürger und den Vicomte in gewaltigen Zwiespalt, und der Ingrimm des Letztern überwog den neugebackenen Civismus des Erstern. „Mögen Sie, erwiderte er bitter dem Grafen, immerhin die Gleichheit anpreisen, Sie können es doch nicht hindern, daß ich vermöge meiner Geburt unendlich mehr gelte, als ein Bürgersmann der Straße St. Denis. Die Welt kennt meinen Namen; meine Geburt ist ein vollgültiger Titel. Kurz ich komme ab (je descends) von Anna von Montmorency, dem Connetable; ich komme ab von Matthäus von Montmorency, Marschall von Frankreich; ich komme ab von dem Anna von Montmorency, welcher die Wittwe Ludwig des Dicken ehlichte; ich komme ab ... „„Aber mein lieber Matthäus, erwiderte schnell Graf Rivarol, warum denn sind Sie so weit herabgekommen?““ (Pourquoi êtes Vous donc tant descendu?) — Dergleichen lächerliche Mattheslein, nicht immer mit der Entschuldigung, daß es junge Leute seyen, wie dieser es war, treiben Zeiten der Umwälzungen immer in Fülle hervor; seltener aber folgt ihnen eine Restauration, welche den besudelten Adel durch den umgehängten Pärsmantel nachher wieder polirt.

Erst im Jahr 1717 theilten sich die Ziegler in zwey Linien, indem vier Brüder dieses Geschlechts damals durch Kaiser Carl VI, wegen des durch den ganzen spanischen Successionskrieg den österreichischen Regimentern in den Waldstätten angeschafften Bedarfs, eine Erneuerung ihres Adels, eine Vergrösserung ihres Wappens und den Namen „von Zieglern“ erhielten. — Eine Urenkelin des jüngsten jener vier Brüder war meine Mutter, deren Eltern zahlreichen Kindern frühzeitig entrissen, diese, zum Theil unerzogen, unter ihre vielen Onkeln und Tanten vertheilt wurden. Da-

bei ward in so trauriger Fügung unter Allen meiner Mutter das glücklichste Loos beschieden, indem sie in das Haus derjenigen ihrer Verwandten aufgenommen ward, in welchem sie nicht nur eine zweite Mutter, sondern eine Frau fand, die, wie durch Verstand, so durch Herzensgüte, wie durch treue Fürsorge in dem engern Bereich ihrer nächsten Umgebung, so durch Dienstfertigkeit und die anspruchloseste Freudigkeit zu helfen und zu unterstützen, nicht bloß da, wo sie nähere Verpflichtung dazu anerkannte, sondern wo überhaupt Gelegenheit sich darbot, zu den Ersten ihres Geschlechtes gehörte und der ungetheiltesten Achtung mit vollem Recht bis an ihr spätes Lebensende genoß. Ich habe sie noch wohl gekannt, diese schlichte, liebreiche, bis in das höchste Alter heitere „Frau Base" (es war damals noch Sitte, der verwandtschaftlichen Beziehung bis in die weitesten Kreise eingedenk zu seyn, indeß sie heutzutage — unter den vielen Zeichen der Auflösung eines mehr — schon in den nächsten auf die Seite gesetzt wird); mit 84jähriger zitternder Hand hat sie vor der Abreise nach der Universität mir ein kleines Blumensträußchen in das Stammbuch gemahlt, und es war mir nicht geringe Freude, nach der Rückkehr sie noch ebenso rüstig und heiter zu finden, wie ich sie verlassen.

Unter der mütterlichen Leitung dieser trefflichen Frau gewannen die ausgezeichneten Anlagen meiner Mutter ihre Richtung auf das Praktische; eine andere haben sie nie gesucht, nie genommen, nie gekannt. Die Franzosen nennen die Schriftzüge sehr bezeichnend les caracteres. In der That treten daran häufig Lineamente des innern Charakters ganzer Zeitalter, verschiedener Nationen, einzelner Individualitäten hervor; so daß Lavater wohl recht daran that, auch die Handschriften unter die Merkmale aufzunehmen, mittelst welcher das verborgene innere Wesen des Menschen sich entziffern lasse. Es bedarf nur geringe Uebung dazu, um eine Hand-

schrift in das Jahrhundert, in das Land zu verweisen, dem sie angehört. So würde es mir nicht schwer fallen, aus der Handschrift eines Briefes, vom Ende des vorigen Jahrhunderts wenigstens, zu entscheiden, ob er in Zürich; in Bern, in Basel, in Schaffhausen (in Bezug anderer Orte fehlt mir die Erfahrung) geschrieben worden. Tragen die Handschriften der neuern Zeit nicht häufig das Gepräge des Centralisirens, des Generalisirens, des Cosmopolitismus, des Industrialismus, des Dampfs und der Eisenbahnen an sich?

Die Festigkeit und die praktische Tüchtigkeit meiner Mutter spiegelte sich in ihrer Handschrift ab, welche groß, stark, für Jedermann leserlich war; etwa wie man sich dieselbe für einen recht brauchbaren Dorfschulmeister jener Zeit denken mag; einer Zeit, in welcher dieser noch als rechter Arm des Pfarrers galt, nicht aber zu einem hochbestellten Professor in omni scibili et nonnullis aliis sublimirt war. Aus früherer Zeit habe ich einige Hefte religiösen Innhalts von der Hand meiner Mutter gesehen; in späterer Zeit dagegen hat sie ausser den Ausgaben ihrer Haushaltung, einen Brief alle Jahre an einen ihrer abwesenden Brüder, nachher an mich, schwerlich je Etwas geschrieben. Ebensowenig hat das Lesen ihrem hellen Verstand Eintrag gethan, noch sie in eine Sphäre hinübergezogen, die so leicht den klaren Blick in das Zunächstliegende trüben kann. Zu jener Zeit waren noch nicht tausend Federn in Bewegung einzig für das weibliche Geschlecht, um ihm eine Zeit zu vertreiben, zu deren Anwendung ihm häufig die Lust fehlt. Meine Mutter mag sich als Mädchen an Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen gelangweilt haben; ich aber sah sie in meinem Leben nie ein anderes Buch zur Hand nehmen, als ein Gebetbuch für alle Morgen und Abende des Jahres, am Sonntag Lavaters Lieder und ein damals in grossem Credit stehendes Erbauungsbuch: „Der Christ in der Einsamkeit," welchem später „Heß Leben Jesu" beigefügt wurde.

Dagegen hörte ich sie manchmal darauf sich zu gute thun, wie es nichts weiter bedurft hätte, als irgend eine weibliche Arbeit zu sehen, um sofort dieselbe nachmachen zu können; ich vernahm auch von Andern, wie die „Base Ziegler" immer das Richtige zu treffen gewußt habe; und lange nach ihrem Hinscheid wurde von Verwandtinnen mir mehrmals bezeugt: wenn in Verlegenheiten, welche häusliche Fragen betroffen hätten, sie keinen Rath gewußt habe, dann wäre solcher schwer zu finden gewesen. Wäre ihr Leben in eine Zeit gefallen, welche in die weibliche Bildung noch andere Elemente aufnimmt, als bloß Arbeiten und was das Hauswesen mit allen seinen oft kleinlichten Einzelnheiten berührt, so würde sie zuverläßig auch hierin Andern nicht nachgestanden seyn. Ihrer Tante lernte sie das Zeichnen und Mahlen von Blumen ziemlich erträglich ab; ohne ihre Vaterstadt verlassen zu haben, sprach sie wenigstens so viel französisch, um zu meinem größten Verdruß über Tisch Alles, wovon ich als Knabe nichts wissen sollte, meinem Vater mitzutheilen (einzig das unangenehme trés peu, wenn ich etwa um mehr Brod bat, hatte ich ihr bald abgelauert); und nachher, da ich zur Zeit der Einquartierung eben diese Sprache zu lernen begann, konnte sie meiner Wortarmuth, in der ich etwa mit einem Soldaten radebrechen wollte, genügend zu Hülfe kommen.

Vermöge ihrer Anstelligkeit, ihrer unermüdlichen Thätigkeit, und ihres immer auf das Thun und Handeln gerichteten Sinnes, waren ihre Ermahnungen, Vorstellungen, Warnungen, Aufträge, Befehle immer kurz, aber bestimmt, klar, unmißverstehbar, stets der Veranlassung oder dem Bedürfniß des Augenblicks angemessen. Ich bin überzeugt, daß die Angewöhnung an diese praktische Weise, im Gegensatz gegen die oft langen und durch die geringste, unbedeutendste Veranlassung in Fluß kommenden Expectorationen meines Vaters,

den unüberwindlichsten Eckel gegen das breite, nutzlose Hin- und Herreden bey Berathungen, in Behörden und überall da, wo irgend ein Handeln doch das Finale seyn muß, mir eingepflanzt hat. Wo im spätern Leben es daher in meiner Hand lag, den Gang eines Geschäftes zu lenken, den kürzesten Weg zu dessen dennoch gründlicher Erledigung vorzuzeichnen, habe ich mich stets bestrebt, dasselbe so zu erfassen, daß es nicht durch nutzloses Differiren ins Unendliche gezogen werde. Es ist mir selbst zur Unart geworden, daß alles Ueberflüssige, alles Weitschweifige, alle bloße Wortmacherey, Alles, was nicht zur Aufhellung, sondern nur zur Verlängerung diente, manchmal seinen Reflex in meinen Bewegungen und in meinen Gesichtszügen fand. Darum ich unter den vielen Wohlthaten, welche Gott mir zugewendet hat, diejenige, zahlreicher Behörden, grosser Versammlungen und solcher Collegien, die eigentlich nichts schaffen, nichts Eingreifendes zu Stande bringen können, bloß mit gleichgültigen Armseligkeiten sich befaßen müssen, für immer enthoben zu seyn, nicht unter die geringste zähle.

Hundertmal, wenn ich einer Magd rufen wollte, sie solle mir Wasser holen, dieses oder jenes, z. B. etwas von meinen Kleidungsstücken bringen, oder sonst etwas für mich besorgen, hörte ich meine Mutter sagen: „du kannst selbst gehen, du hast noch junge Füße, du brauchst noch keine Bedienung;“ und mehr als einmal wurde gegen die Neigung, mir zu willfahren, sogar ein förmliches Verbot eingelegt, ich genöthigt, in eigener Person zu vollführen, womit ich Andere beauftragen wollte. Daher ist mir dieß jetzt noch geblieben, hat sich aber zu einer Eigenschaft ausgebildet, die sich ehedem in öffentlicher Stellung darin bethätigte, daß es mir widerstrebte, für Solches, was ich durch mich selbst ausrichten zu können und zu dürfen glaubte, fremde Mitwirkung anzugehen, oder vorläufiges Gutheißen nachzusuchen. Lag jedoch

dieses in den Formen und Vorschriften, dann habe ich jederzeit unverbrüchlich an diese mich gehalten; war mir hingegen freye Hand gegeben, so hütete ich mich, Formen, Schwierigkeiten und Hindernisse zu schaffen, Zustimmung oder Genehmigung nachzusuchen. Ich habe in meinen Wirkungskreisen Manches angebahnt und durchgesetzt, worüber Andere vom Pontius zum Pilatus laufen zu müssen geglaubt hätten; das sicherste Mittel, in allgemeinen Verhältnissen, mitunter auch bei Persönlichkeiten, wie sie in einem engen Gemeinwesen gegeben sind, viel reden und nichts ausrichten zu können.

Vielleicht diente noch Anderes dazu, diese Eigenthümlichkeit bei mir auszuprägen. Von meinem Vater hatte ich, wie schon bemerkt, bei allen Veranlassungen endlose Expostulationen anzuhören, die gewöhnlich in der Drohung von Schlägen ausliefen. Diese zwar wurden selten applicirt, desto häufiger kehrten jene wieder. Von meiner Mutter hingegen, da sie dem Reden das Handeln vorzog und in diesem nie säumte, hatte ich empfindliche Lehren desto öfterer in Empfang zu nehmen; doch schmerzten sie mich ungleich weniger, als die bisweilen bis zur schreyenden Ungerechtigkeit steigende Anhäufung harter und unverdienter Vorwürfe von jenem. Dazu kam dann noch bei meinem Vater die oft ungleich bitterere und nicht selten lange dauernde Nachlese eines finstern Blickes, eines sauren Benehmens; wogegen bei meiner Mutter mit der Vollziehung des Strafaktes Alles abgethan, die vorige Freundlichkeit wieder hergestellt war. Nicht daß sie in verderblicher Schwäche durch unzeitiges Hätscheln des Kindes je mit sich selbst in Widerspruch getreten wäre, oder zur Vermuthung verübten Unrechts Handhabe geboten hätte; es waltete in ihr nur der zu gehöriger Zeit verständig angewendete Ernst, welcher, wie für Alles Maß und Ziel einzuhalten, so auch jedes Mittel zur rechten Zeit in Wirksamkeit zu bringen weiß.

Ein Wort meiner seligen Mutter, welches sie zu einer Zeit gesprochen, da ich schon in den Jahren stand, um dessen volle Bedeutung zu würdigen, ist nicht in ein unfruchtbares Erdreich gefallen. Mein Vater bemerkte, wie man im Hinblick auf die Kinder in Collegien manchmal sich dazu verstehen müsse, der Meinung Anderer sich anzubequemen; könne man doch nicht wissen, wie dieselben in der Zukunft Jenen wieder zu nützen oder zu schaden vermöchten. Da erwiderte sie sofort: nie würde sie durch dergleichen Rücksichen ihre Meinung bestimmen lassen. „Denn" fügte sie bei, „sind die Kinder etwas, so werden sie ihren Weg machen, ohne dergleichen Hülfe zu bedürfen; sind sie nichts, so wird man ihnen dieselbe entweder nicht gewähren, oder sie wird ihnen doch wenig nützen."

Es war dieß gewiß ein entschiedenes Wort, der Ausdruck einer tüchtigen und ehrenwerthen Gesinnung. Dergleichen Charakterzüge können durch alles Bücherlesen und durch die Bekanntschaft mit noch so vielen, täglich unter allen Zonen aufschiessenden Romanen nie gewonnen werden. Obgleich meine Mutter um Politik sich nicht bekümmerte, Staatsveränderungen ihr ziemlich gleichgültig waren, und sie die Revolution nicht ihrer Principien, sondern der Einquartierung wegen haßte, die derselben in ganz kurzer Zeit folgte, so bin ich doch gewiß, daß sie dem Wort entgegengejubelt hätte, welches ich nach der abermaligen Volksbeglückung vom Jahr 1831 zu einem Freunde sprach: „Ich hoffte mit Gottes Hülfe meine Knaben dermassen zu Aristokraten zu erziehen, daß sie gegen jede Erwählung in irgend eine Behörde gesichert bleiben." Sollten sie aus der Art schlagen, so könnte ichs bedauern, hätte aber mir keinen Vorwurf zu machen.

Ich erfreute mich der herzlichsten Liebe meiner Mutter, wozu, neben äußerer Aehnlichkeit, diejenige der Gemüthsanlagen nicht wenig beitragen mochte. Auf diese Zuneigung war ich

so eifersüchtig, daß ich ihrer letzten Entbindung nur mit Bangigkeit entgegen sah; denn da sie schon sechs Knaben geboren hatte, war die Sehnsucht nach einem Mädchen ebenso natürlich, als bei mir die Besorgniß, alsdann nur mit der zweiten Stelle mich begnügen zu müssen. Nichts glich daher meiner Freude, als ich vernahm, mein jüngster Bruder seye geboren worden. — In späterer Zeit dann hatte ich manches Beweises zarter Aufmerksamkeit von ihr mich zu erfreuen. In die letzten Jahre ihres Lebens waren aber schwere Prüfungen verflochten, die ich ihr möglichst zu erleichtern mich bestrebte. Im Jahr 1811 ertrank einer meiner Brüder im Rhein, und sie, nichts ahnend, vernahm die erste Kunde durch seine in Bestürzung daher stürmenden Mitschüler. Ein anderer Bruder, an dem sie mit der größten Zärtlichkeit hieng, brachte aus einem Militärspital in Rheinau, wo er angestellt war, den Keim zum Typhus mit sich, und ein, während ihres Schlafes geöffneter und in der Bekümmerniß nicht wieder geschlossener, Schrank verrieth ihr seinen Tod, ohne daß wir sie auf die Trauerbotschaft hätten vorbereiten können. Bei drei Jahren litt sie an einer äusserst schmerzhaften Krankheit, in welcher ihre einzige Erholung der Aufenthalt bei mir war. Dabei war sie immer heiter, erfreut über jede Stunde, die ich bei ihr zubrachte. — Ich bin versichert, daß ich das Beste, was an mir ist, ihrem Einfluß verdanke.

Der erste May des Jahres 1786 war der Vermählungstag meiner seligen Eltern. Das Jahr darauf wurde ich geboren. Mein Vater schrieb in eine von ihm sorgfältig bewahrte Bibel: „Den 19. März 1787 ward meine liebe Gattin nach einer harten Geburt, Nachmittags zwischen zwölf und ein Uhr, glücklich von einem gesunden Söhnlein ent-

bunden, welchem wir in der heiligen Taufe die Namen Friedrich Emmanuel beilegen ließen. Gott verleihe ihm seine Gnade und den Beistand seines heiligen Geistes."

Wenn Ehegatten die Aussicht lächelt, ihre Verbindung durch Nachkommen gesegnet zu sehen, so wird bei den Meisten leiser oder vernehmlicher der frohen Hoffnung der Wunsch sich beigesellen, daß männliche Nachkommenschaft den Reigen eröffne; und wenn sie auch dann, wie nachher Alles, ohne durch ein entschiedenes Verlangen sich bewältigen zu lassen, was mit einer wahren Hingebung an Gottes Wille in Widerspruch tritt, demselben auch dieses anheimstellen, so wird doch gewiß bei der ersten Erwartung ein Wunsch in jenem Sinne hervortreten, die Freude und der Dank gegen Gott, wenn er gewährt wird, um so lebendiger seyn. Dieß war auch bei meinem Vater der Fall, bei dem hiedurch selbst die poetische Ader in Wallung kam, indem er in ein kleines Unterhaltungsblatt, welches der Zeitung, die er damals redigirte, beigegeben wurde, folgendes Gedicht beilegte. Giebt dasselbe gerade nicht von dichterischer Anlage, so giebt es doch von einem frommen Sinn und von einer tüchtigen Gesinnung Zeugniß.

Empfindung

bei der

Entbindung meiner Gattin.

Meinem Retter will ich danken,
Nie, nie soll mein Glaube wanken,
Denn Er hilft und rettet gern,
Ist dem Flehenden nicht fern,

Der voll Innbrunnſt zu Ihm ſpricht:
Herr! ach Herr! erbarme Dich!
Thränend, mit beklemmtem Herzen —
Als in ihren größten Schmerzen
Der Geburt mein Weibchen war,
Und die drohende Gefahr
Meine Seele tief beklemmte,
Jeden Athemzug mir hemmte,
Rief ich, Herrlicher! zu Dir!
Muth und Kräfte gabſt Du ihr;
Halfeſt glücklich ſie entbinden,
Ließ'ſt mich Vaterfreuden finden.
Gott! o Gott! wie dank ich's Dir!
Wonne ſtrömt durch meine Glieder,
Du ſchenkſt mir mein Weibchen wieder,
Und mit ihm den lieben Kleinen,
Der mit ſeinem erſten Weinen,
Vater! Dir ſein Leben dankt.
Leite ihn durch Deine Gnade,
Laß ihn auf dem Dornenpfade,
(Willſt Du ihm das Leben ſchenken)
Immer, Herr! nur Dein gedenken.
Führe ſeine erſten Schritte,
Gütiger! ich fleh — ich bitte —
Laß ihn Deine Wege wallen,
Seyn nach Deinem Wohlgefallen
Und nach Deinem Wort und Sinn.
Sollt' er aber Dein entbehren,
Und Dich, Gütiger! entehren,
(Wie ich um ſein Leben bat)
Bitt' ich, Herr! ach nimm ihn hin.

Glücklich für das Daſeyn erweist ſich an manchen Menſchen dieſes „Führen", um welches mein Vater bat, nicht

auf einer Heerstraße unserer Zeit, auf der man oft an dem Ausgangspunkte schon das ferne Ziel erblickt, dabei Höhen und Niederungen sorgfältig zu vermeiden, jedenfalls Steigung und Fall möglichst gleichmässig zu vertheilen sucht. Ob der Mensch das Leben bloß für ein kürzeres oder längeres Dahinschlendern, ohne andere, als bloß momentane, Zwecke erachte; ob er eine Führung anerkenne, und, was noch mehr ist, bei einzelnen Wendungen und durch bisweilen angestellte Rückblicke zu einer Erkenntniß derselben und zu einer Einsicht in dieselbe zu erlangen sich bestrebe: immerhin mag er dessen sich freuen, daß der Weg gleich als durch eine reiche und wechselvolle Landschaft sich zieht, in welcher dessen Wendungen ihn oft gegen Erwarten in den finstern Wald, statt auf lachende Auen, dann ebenso unversehens auf den sonnenhellen Hügel mit weitem Gesichtskreis, statt in den düstern Felsengrund, bringen; daß er ihm Beschwerniß darbietet, wo er auf gemächliches Voranschreiten zählte, dann wieder unvermuthet die Pfade ebnet, wo er zum Vorwärtskommen auf das Zusammenraffen aller seiner Kräfte sich gefaßt machte. Viele werden das „Führen" niemals inne, weil sie nicht einmal gedenken mögen, daß es ein solches gebe, daher noch weit weniger sich umsehen, ob sie wohl dessen Spuren wahrnehmen dürften. Wenigen, vielleicht gar Keinen, ist es gegeben, in jedem Augenblicke des „Wallens", an jeder Beugung des Weges, bei jedwedem Begegniß auf demselben das Führen zu erkennen, auch nur eine führende Hand zu ahnen. Hunderte ziehen dahin, ohne auch nur einen würdigenden Blick auf den Pfad, auf das, was an demselben ihnen begegnet, auf die Umgebung zu werfen. Selbst bei dem Besonnenern kann nur allmählig die Aufmerksamkeit rege werden, muß erst bei längerem Voranschreiten der Blick sich schärfen, muß, entweder aus äusserer Veranlassung oder aus innerer Anmuthung, die Aufforderung an ihn ergehen, für einen Augen-

blick etwa stille zu stehen und das Auge rückwärts zu wenden. Haben wir hieran uns gewöhnt, da erst kann ein innerer Zusammenhang dessen, was in seiner Erscheinung uns zufällig oder vereinzelt vorkam, von uns geahnet, derselbe allmählig uns klar werden, kann mit der Annäherung an das Ziel je mehr und mehr Alles zum beziehungsreichen Bilde sich entfalten, dessen Mittelpunkt Gottes Bemühen um den Menschen ist.

Wer mit der Erziehung des Sterblichen durch den allein weisen und treulich besorgten obersten Lehrmeister, mit der innern Ausbildung des Einzelnen irgendwie vertraut ist, der dürfte mit vollem Recht mich Lügen strafen, wenn ich vorgeben wollte, ich wäre auch nur zu bloßer Ahnung eines solchen „Führens" frühe schon erwacht. Nein, es ist eine schöne Zeit des „Wallens" vorübergegangen; ich bin des Weges eben, mühelos und gerade vorwärts lange genug dahergeschritten, manchmal, gleich so Manchen, auch wirklich recht sorglos und unbedacht umhergeschlendert, bis ich nur an die Möglichkeit eines Geführtwerdens dachte. Denn lag auch etwa einmal quer Etwas über den Pfad, lustig hüpfte ich darüber weg, dazu noch freudig und zuversichtlich um mich blickend, im Gefühl munterer Behendigkeit. Als dann die Vermuthung sich einstellte, es könnte neben allem Bewußtseyn der Freithätigkeit eine unsichtbare und nur in leisen Winken sich kund gebende Führung dennoch einiges Anrecht der Förderung auf den zu irgend einer Zeit eingenommenen Standpunkt sich geltend machen, so dauerte es doch abermals wieder geraume Zeit, bis dem Geistesauge ein etwelches Hineinblicken in die Verbindung der jeweiligen Begegnisse auf dem Wege und in deren innern Zusammenhang, als Beurkundung einer nachhaltigen Führung zu einem bestimmten Ziele, möglich ward. Jetzt aber, nach dem Verlauf von mehr als fünfzig Jahren, hebt dieser innere Zusammenhang immer sicht-

barer sich hervor, und wird es mir von Tag zu Tag leichter, zu durchschauen, wie ein höherer Wille, bei zarter Schonung des eigenen, sanft und langsam, aber stätig, dahin mich lenken wollte, wo ich an meinem achtundfünfzigsten Geburtstage mich befand.

Durch diese allmählig sich entfaltende und immer fester wurzelnde Ueberzeugung von einer Führung nicht bloß im allgemeinen, sondern zu einem immer heller und wahrnehmbarer hervortretenden Ziele, bin ich dahin gekommen, zerronnene Hoffnungen, vereitelte Erwartungen, fehlgeschlagene Entwürfe, unerfüllte Wünsche, erlittene Unbilden, zugefügte Schädigungen (in engen Verhältnissen oft das einzige Mittel, um vorübergehend an dem Kitzel etwelcher Machtvollkommenheit sich erlaben zu können), schiefe Beurtheilungen, Vieles, was gewöhnlich zu der Kehrseite des Lebens gezählt wird, nicht allein mit Gleichmuth zu ertragen, sondern mir klar zu machen, welchen, von dem Ziele leicht ablenkenden, Einfluß die Erfüllung der Hoffnungen, Erwartungen, Entwürfe, Wünsche, hätten haben können; welch höherer innerer Ersatz für die Unbilden, Schädigungen, schiefen Beurtheilungen unverhofft mir zu Theil geworden seye, und hiemit auf einen Höhepunkt mich zu erheben, auf welchem auch jenes Alles es mir möglich macht, zu durchschauen und mich zu überzeugen, daß es in das Ganze dieser Führung als nothwendiger Bestandtheil sich einmische. Wie es aber Leute giebt, welche eine große Virtuosität darin besitzen, die befriedigendsten Zustände (befriedigend wenigstens, sofern man nur über hundert Andere um sich her das Auge mag schweifen lassen) durch hinzugefügte Wenn und Aber und durch unfruchtbare Vergleichungen in Frage zu stellen, so suche ich dagegen immer mehr, auch dem, was man sonst unbehaglich, selbst widerwärtig nennen möchte, eine vergnügliche Seite abzugewinnen. Wer recht will und es

recht angreift, dem wird es so besonders nicht schwer fallen, das

Fractus si illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinæ,

zur wahren, unbedingten Hingebung unter eine ebenso weise als väterliche Leitung zu veredeln.

Die ältesten Erinnerungen aus meiner Kindheit reichen in mein drittes Jahr hinauf — der Schrecken über einen grossen Hund, der mir, einem General von Tschudi folgend, an der dunkeln Treppe der elterlichen Wohnung begegnete, sodann die Klage über eine in den Stadtgraben gefallene Peitsche. Die Wohnung, in der ich meine vier ersten Jahre zubrachte, steht noch heutzutage so lebendig vor meinen Augen, daß ich eine zutreffende Beschreibung derselben, wie sie damals war, mir zu machen getraute, oder, befände sie sich noch in vollkommen gleichem Zustande wie damals, mich alsbald darin wieder erkennen würde, ungeachtet ich sie seit jener Zeit nie wieder betreten habe. Von meiner Mutter wurde mir erzählt, wie mein Vater große Freude daran gehabt hätte, daß ich schon im Anfang des vierten Altersjahres einzelne Verse Gellert'scher Lieder auswendig hätte hersagen, und wie er sich nicht wenig darauf zu gut gethan, daß ich in eben dieser Zeit bereits hätte lesen können. Des Unterrichts, den mir meine Mutter darin gab, und wie sie mit einer Scheere auf die Sylben in dem Namenbüchlein hinwies, erinnere ich mich noch gar wohl.

Mit beginnendem sechsten Jahr wurde ich einem alten Geistlichen, einem Verwandten von väterlicher Seite, übergeben, um durch eine Stunde täglichen Unterrichts auf das Gymnasium vorbereitet zu werden, d. h., fertig Latein lesen,

etwas schreiben und die Zahlen und deren Gebrauch kennen zu lernen. Der „Vetter-Pfarrer" war kein Kirchenlicht, aber ein schlichter, gutmüthiger alter Mann, der mich, wenn er mir wohl wollte, Brüderlein hieß, jährlich an den Tagen nach den Mahlzeiten der Geistlichen, deren Hospes er war, zum Mittagessen behielt und mit Pasteten bewirthete, je zuweilen mit einem Zeddel, worauf geschrieben stand: „der Fritz hat heute seine Sache gut gemacht und einen Kreuzer verdient," nach Hause entließ, zwischenein auch, wenn der Wechsel von meinem Vater nicht honorirt wurde (was eben öfters geschah), die Ehre des Ausstellers rettete. Die Unterrichtsstunde wurde dann neben der öffentlichen Schule bis zu meinem zehnten Jahre fortgesetzt, vornehmlich des Schreibens wegen. Da aber der gutmüthige Mann zu nachsichtig gegen mich und überhaupt kein Lehrer war, ließ er mir von Anfang an ein nachläßigeres, mir aber bequemeres Halten der Feder zu, und verfehlte die ersten Grundlagen dergestalt, daß ich es nie zu einer gefälligen Handschrift bringen konnte; dieß um so weniger, als das sorgfältige und mehrmalige Nachmalen der Vorlagen mir eine zu langweilige Sache war, und ich bei verschiedenen nachherigen Lehrern die sogenannten Schreib- und Rechenstunden ausschließlich in Uebungen des Rechnens (worin ich allerdings frühzeitig eine große Fertigkeit gewann) verwandelte.

Da ich keine, meinem Alter nahe stehenden, Geschwister, keine solche Verwandten, in den frühern Jahren keine Jugendfreunde, keine Nachbarskinder hatte, mit welchen umzugehen war, aus übertriebener Aengstlichkeit nur selten das Haus verlassen durfte, in diesem ziemlich streng gehalten wurde, so ist die Erinnerung an diesen Greisen, seine Frau und eine Schwester derselben, alle gleich alt und gleich gutmüthig, wenn auch ein dürftiges, doch eines der sparsamen anmuthigen Bilder aus meinen Kinderjahren. Die gegenseitige Zuneigung blieb

immer. Wie sie denn aus jugendlicher Angewöhnung durch unabläßige Ermahnung meiner Eltern zur Dankbarkeit, diese zum Charakterzug sich veredelte, so bemühte ich mich, dieselbe vorzüglich gegen den alten Vetter zu bewähren. Bei meiner Aufnahme unter die Geistlichen stand er in seinem achtzigsten Jahr, und indem er dabei blos weinen konnte, zeigten sich schon alle Anzeichen des Kindischwerdens, welches bald überhand nahm. Dennoch versäumte ich es nicht, ihn nachher öfter zu besuchen, um so mehr, da ich bald hernach eine Pfarrei erhielt, die er ein halbes Jahrhundert früher bekleidet hatte, und hiemit durch angeregte Reminiscenzen wenigstens für vorübergehende Augenblicke sein Bewußtseyn wieder zum Aufflammen bringen konnte.

Ueberhaupt ist durch väterliches Wort und Beispiel eine Eigenschaft in mich gepflanzt, genährt und heranzogen worden, deren der eitle, vermessene, von vorn herein zu Allem sich befähigt glaubende Nachwuchs gleich mancher andern nicht zu bedürfen, ja eher als einer Schwäche sie meiden zu müssen wähnt — die Dankbarkeit. Wer je zu meinen Eltern in freundschaftlicher Beziehung stand, wer je mir selbst wohl wollte, wer je irgendwelche Gefälligkeit mir erwiesen hatte, der durfte auf treues Gedächtniß hiefür, auf fortwährende Anerkennung freundlicher Gesinnung, fördernder That, auf das Bestreben wenigstens, durch andauernde kleine Aufmerksamkeiten unverblichene Erinnerung an den Tag zu geben, mit voller Zuversicht zählen. Daher war von allen bittern Erfahrungen diejenige die bitterste: die vieljährigen uneigennützigsten Dienstleistungen, die von mancher beharrlichen Anstrengung begleiteten Bemühungen, die mannigfaltigsten Verwendungen für Andere, die aufrichtigsten, nicht blos gehegten, sondern bei jeder Veranlassung bethätigten Gesinnungen der Zuneigung, ja selbst der Hingebung, urplötzlich in Vergessenheit gestellt, ein Benehmen eingehalten zu sehen, als wäre

von allem Jenem niemals auch nur die mindeste Spur vorhanden gewesen. Doch gilt auch hier das Wort des Apostels: „Geben ist seliger denn Nehmen.“ Wem von Andern Dankbarkeit wiederfährt, der mag wohl dessen sich freuen; größer aber ist immer (dafern der Erfahrung ein Wort mitzusprechen vergönnt seyn mag) das innere Behagen desjenigen, in welchem dieselbe von den pulsirenden Lebenskräften ein unzertrennlicher Bestandtheil ist.

Die ersten Jahre erwachender Geisteskräfte fielen in die gräulichen Zeiten, in welchen über den entsetzlichen Unthaten der französischen Revolution die Tigernatur des menschlichen Geschlechts in ihrer scheußlichsten Verzerrung sich zu erkennen gab. Ich war noch nicht sechs Jahre alt, als die Kunde von der Gefangennehmung des Königs und seiner ganzen Familie, die damals gegen dergleichen Ereignisse noch nicht so stumpfsinnig wie heutzutage sich erweisende Welt in Bestürzung setzte. Zu jener Zeit gab es noch keine Legitimisten, Conservative, Servile; die verschiedenen Schlagwörter zu Bezeichnung der Gegner waren eben so wenig erfunden, als der Schematismus, in welchen man die mancherlei Parteien nach besondern Schattirungen zu rubriciren sich bemüht; denn diese selbst waren noch nicht vorhanden. Es gab damals nur Revolutionäre, Jakobiner, welche keinen Preis zu theuer fanden, um für denselben ihre erträumte allgemeine Freiheit und Gleichheit zu verwirklichen; über diesen dann kannte man nur noch ehrliche Leute, welche jeden Versuch des gewaltsamen Umsturzes der gesellschaftlichen Ordnung, vollends dann dergleichen Wagnisse gegen einen König und sein Haus, als Attentate gegen die göttliche Ordnung verabscheuten. Die Könige galten noch als von Gottes Gnaden, als Ge-

salbte des Herrn; die Lehren von vollziehender Gewalt, von Volksbeamteten u. dgl. figurirten nur in den Schriften der Theoretiker, in den Blättern der Jakobiner; in die allgemeinen Begriffe waren sie noch nicht eingegangen. Empörung wurde noch als verwerflich, nicht als ein geheiligtes Recht taxirt, Gewaltthat für das anerkannt, was sie ist, nicht als Expansion der innern Kraft zurechtgeredet, und die Sympathien für den Umsturz mußten gegen diejenigen für Erhaltung bestehender Ordnung noch zurücktreten; ja vor den meisten Menschen jener Zeit hätten sie, ohne Entsetzen zu erregen, nicht einmal leise sich kund geben dürfen. Man war noch nicht so weit vorangeschritten, um einen Volkstumult, in Hoffnung, es möchte doch demselben etwas Anderes zu Grunde liegen, mit Jubel zu begrüßen, und dann in Unmuth die Augen von ihm abzuwenden, sobald gegen die Wahrheit, daß eben jenes Andere ihm durchaus fremd gewesen seye, auch die letzte Einwendung, auch der leiseste Vorbehalt nicht mehr möglich war. Erdbeben, Feuersbrünste und Ueberschwemmungen leisteten jener Zeit noch vollkommen, was der unsrigen Empörungen, Mordbrenner-Einfälle, Revolutionen und Thronverstoßungen.

Mein Vater theilte die Entrüstung der unermeßlichen Mehrzahl seiner Zeitgenossen über der so unerhörten Frevelthat der französischen Jakobiner. Bei früherer Anwesenheit in Paris hatte ihn ein dienstthuender Offizier der Schweizergarde in den Saal eintreten lassen, in welchem die ganze königliche Familie von der Rückkehr einer Jagdparthie das Mittagmahl einnahm. Da tauchte über den von Tag zu Tag sich folgenden empörenden Nachrichten diese Erinnerung wieder lebendiger, vielleicht selbst in günstigerem Lichte, vor seinem Auge auf. Er fühlte hiedurch um so mehr sich angetrieben, gegen die gräßliche Unthat sich zu ereifern; Jedesmal dann wurde von der Heiterkeit, die der König bei jenem Mahl

gezeigt, und von der unbeschreiblichen Gutmüthigkeit, die aus seinem ganzen Wesen geleuchtet, von der Schönheit und Lebhaftigkeit der Königin gesprochen.

Ich erinnere mich recht gut, wie mein Vater manchmal des Abends die Berichte der öffentlichen Blätter über die erlauchten Gefangenen im Tempel, Bruchstücke aus den Reden der Vertheidiger des Königs, die empörenden Ausfälle der wüthendsten Revolutionsmänner gegen die Personen und das Haus der Bourbons mit sichtbarer Rührung, bisweilen unter Thränen meiner Mutter, vorlas, und wie diese bei solchen Mittheilungen seufzte. An Aeusserungen über das Ungeheuer, welches sich Egalitè nannte, fehlte es dann natürlich ebensowenig, am wenigsten aber konnte er jenen Blutmenschen verzeihen, den König schlechtweg Ludwig Capet zu nennen. Die Worte des Abscheus erneuerten sich, so oft ein erlauchtes Haupt des Königsgeschlechts durch Henkershand fiel, so wie bei den Berichten über die Füsillade zu Lyon und die Nojaden zu Nantes (deren ich mich noch besonders erinnere), zumal aber, als auch Madame Elisabeth das Loos der andern Glieder ihres Hauses theilen mußte. Von deren Mildthätigkeit, Menschenfreundlichkeit, Frömmigkeit, ward Vieles erzählt, und ihre Ermordung gerade deßwegen als noch gröss̈ere Unthat dargestellt. Ich war bei diesen Mittheilungen häufig zugegen, horchte dabei aufmerksam zu, und blieb dabei nicht ohne innere Theilnahme, so wie sie auch einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf mich machten.

Dieser Stimmung entsprechend war die Hoffnung, daß die zerlumpten und ohne gehörige Kriegsrüstung zu Felde ziehenden Sanscülotten-Haufen vor den wohlgeordneten, mit allem aufs Beste versehenen Heeren des Kaisers nicht würden bestehen können, daß dem gräuelhaften Volk der verdiente Lohn nicht entgehen dürfte. Von der trefflichen Mannszucht, von der guten Ordnung der österreichischen

Heere gab es dabey Manches zu hören, und jeder errungene Sieg, jede hoffnungweckende Wendung wurde entweder bey Tische oder Abends beim Theetrinken meiner Mutter freudig verkündet; ich aber nahm hieran so aufrichtig Theil, daß ich damals schon entschieden österreichisch gesinnt, daher den Franzosen, als Urhebern der Revolution und all' des Entsetzlichen, was ich vernommen, mit der vollesten Entschiedenheit abgeneigt war. Besonders erinnere ich mich der Niedergeschlagenheit, welche durch die mißlungene Landung auf Quiberon hervorgerufen ward; wobey freilich der damalige Graf von Artois, von welchem vielleicht mein Vater aus Paris selbst nicht den günstigsten Eindruck zurückgebracht hatte, anneben aus der Zeit der Belagerung von Gibraltar noch Einiges in Erinnerung geblieben war, nicht ganz geschont wurde.

Diese Bilder, Urtheile, Eindrücke konnten keineswegs folgenlos bleiben. Es war möglich, daß sie in Verbindung mit dem, was durch die Umgebung bewirkt ward, einen ersten Antrieb geben, dieser jedoch im Verlauf der Zeit über weitern Erlebnissen, unter der Ausbildung des eigenen Urtheils, je nach erwachender anderer Neigung, einen Gegenstoß erhalten, hiedurch jener bald wieder verwischt werden konnte; aber eben so leicht war es möglich, daß sie zum Kern wurden, an welchen nachwärts Wahrnehmung, Erfahrung, Urtheil und Anschauung in organischem Gebilde sich anfügte, in freithätiger Operation ausschied und von sich ferne hielt, was damit nicht in Einklang zu bringen war. Dieß Letztere fand Statt; des dabey mitwirkenden Factors werde ich nachher gedenken.

Kaum ich den ersten Monat des siebenten Jahres angetreten hatte, wurde ich dem Gymnasium übergeben, von vier-

zehn oder sechzehn Mitschülern weitaus der jüngste. Mein Vater setzte einen gewissen Stolz darein, einen Knaben in so früher Kindheit in diese Schule bringen zu können, wie es seit dem Verlauf langer Zeit niemals geschehen war. Indeß muß man sich unter dem Wort Gymnasium nicht eine Anstalt denken, wie sie heutzutage bestehen. Es war im Grunde nichts Anderes als eine Schule, in der die Schüler, von den ersten lateinischen Leseübungen an, beinahe ausschließlich nur mit lateinischer Sprache beschäftigt wurden.

Das Urtheil ist nicht zu scharf, wenn man dieses Gymnasium in seiner damaligen Einrichtung und in seinen Leistungen die jämmerlichste Anstalt nennt, die man sich denken kann; ohne innern organischen Zusammenhang, jeder Lehrer sich selbst überlassen, der Unterricht ein lebloser Mechanismus; Alles, nicht bloß mit den dürftigsten, sondern eigentlich mit den armseligsten Hülfsmitteln ausgestattet; der Erfolg, selbst an den Aufmerksamern und Fleißigern, im Verhältniß zu dem Zeitaufwand so unbedeutend als möglich. Der Unterricht beschränkte sich auf das Auswendiglernen des Heidelbergischen Katechismus, ohne alle weitere Erklärung. Doch war man so weit gekommen, daß in allen Classen auf höhere Anordnung der berüchtigte Schluß der achtzigsten Frage sowohl bey dem Lernen als bey der Kinderlehre weggelassen, so behandelt wurde, als seye er nicht vorhanden. Dann waren in den untern Classen Leseübungen eingeführt, die nichts weiter als fertiges Lesen zum Zweck hatten, und von Orthographie so viel, daß bey jeder Gelegenheit eingeschärft wurde, bey allen Wörtern, denen man einen der drey Artikel vorsetzen könne, eines großen Buchstabens sich zu bedienen; in zwey Stunden am Schluß des ersten Schuljahrs wurden an einer gemahlten Tafel die Noten gezeigt, worauf in den folgenden Classen die Psalmen, später die jetzt verschollenen Schweizerlieder mit ihren leyerhaften Melodien, erst durch

die einzelnen, dann durch sämmtliche Schüler, nach dem Ton einer Geige und der Stimme des Vorsängers mußten gesungen, hiemit gewissermaßen ein Lesen betrieben werden, ohne irgend einen Buchstaben zu kennen; denn die Kenntniß der Noten und deren Verhältniß zu einander blieben uns spanische Dörfer. Wer mit gutem Ohr und einer leidlichen Stimme begabt war, konnte, so gut es gehen mochte, das Vorgeleyerte nachleyern, wer nicht, an dem war Hopfen und Malz verloren. Einige Lehrer ertheilten Unterricht in der Geographie, in der Art, daß sie auf der Landcharte die Stelle der vornehmsten Städte eines Landes nachwiesen, und nachher die Schüler mit eigenen Fingern dieselben wieder aufsuchen ließen.

Das Hauptfach war die lateinische Sprache, dem dann nach der ersten Hälfte der Schulzeit für diejenigen, welche ihres künftigen Berufes wegen derselben bedurften, die griechische sich anreihte. Aber was war das für ein Unterricht in der einen wie in der andern dieser Sprachen! Welcher Erfolg nach einer mindestens sechsjährigen Dauer desselben bey so grossem wöchentlichem Zeitaufwand! Als Lehr- und Lesebuch waren von der dritten bis in die sechste Classe hinauf Chompré Selecta latini sermonis, und eine im Jahr 1790 zu Zürich herausgekommene Grammatik eingeführt, welche auf 182 S. in kl. Octav die Formen der Haupt- und der Zeitwörter, auf 30 Seiten, in XIII Regeln gebracht, die Syntax mit etwelchen Sentenzen, am Schluß zu diesen ein kleines Vocabularium enthielt. Declinationen und Conjugationen mußten auswendig gelernt werden; aber selbst das Spärliche, was darüber hinausgieng, war im Grund für die Schule nicht vorhanden, da auch die wenigen Seiten Syntax niemals durchgangen wurden. Neben dieser Grammatik mußten wir noch Cellarii liber memorialis auswendig lernen, aber durchaus nichts anderes als die Stammwörter;

von sämmtlichen abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern wurde wieder so wenig Notiz genommen, als bey der Grammatik von der Syntax. Man gieng von der Voraussetzung aus, die Schüler würden zu deren Kenntniß durch das sogenannte Uebersetzen allmählig wohl gelangen. Hatten dann alle Schüler ihr Pensum aus dem einen oder andern dieser Bücher hergesagt, was ein schönes Stück Zeit wegnahm, dann gieng es an das Uebersetzen; d. h., der Lehrer übersetzte einen Abschnitt, in den untern Classen ein-, zwey- auch wohl dreimal, vor, dann mußten entweder der Reihenfolge nach, oder auch ohne diese zu beobachten, alle Schüler den Abschnitt nachübersetzen, oder Wort für Wort das Lateinische in das Deutsche verwandeln. Hiemit war Alles gethan. Synonymik, Bau der Sprache, Geist der Sprache, Verhältniß des Deutschen zu dem Lateinischen kam selbst in den obersten Classen nicht in Betracht. Einmal in der Woche wurde ein sogenanntes Exercitium, d. h. eine Uebersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische, vorgenommen. Der Lehrer dictirte die deutschen Sätze, sodann die lateinischen Worte, welche über die deutschen geschrieben wurden; hierauf konnte der Schüler an seine Arbeit gehen. Als Fehler galten Abweichung des Geschlechts zwischen Hauptwort und Beiwort, der Zahl zwischen diesen und dem Verbum, der Indicativ bey einem den Conjunctiv regierenden Fürwort. Was sonstiger Gebrauch oder die Eigenthümlichkeit der Sprache erheische blieb im Dunkeln.

Noch mangelhafter war der Unterricht im Griechischen. Unter der Voraussetzung, daß keine andern Schüler an dem Unterricht in dieser Sprache Theil nähmen, als solche, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten, und daß diese eigentlich nur das Neue Testament zu lesen brauchten, wurde schon in der vierten Classe, in welcher dieser Unterricht begann, und eine im Anfang des vorigen Jahrhunderts zu

Basel herausgegebene Grammatik auswendig zu lernen war, erklärt: den Dualis habe man nicht zu lernen, indem dieser im Neuen Testament doch nur ein einziges, oder vielleicht zwei Mal vorkomme. Ein anderes Lesebuch als das Neue Testament kam, wenigstens in den beiden ersten Classen, gar nicht in unsere Hände. In der zweiten wurde die Grammatik ganz bei Seite gesetzt und der Unterricht folgendermaßen ertheilt: der Lehrer hatte ein Neues Testament, welchem die deutsche Lutherische Uebersetzung zur Seite stand. Nun las er einen Vers einmal griechisch, hierauf deutsch vor, und wiederholte dieses durch den Abschnitt eines Capitels zwei- dreimal, worauf an den Ersten unter den Schülern die Aufforderung zum Uebersetzen ergieng, dann der Reihe nach an die Uebrigen. Wer nur ein wenig aufpaßte, oder öfters im Neuen Testament gelesen hatte (was damals bey Keinem ganz fehlte), der war im Stande, die Uebersetzung ziemlich wortgetreu wieder zu geben, womit er seine Sache gut gemacht hatte. Waren Alle abgefertigt, so schritt der Lehrer in seinem Capitel weiter. Selten wurde der Bedeutung des einzelnen Wortes nachgefragt, der Bildung desselben und seinem Verhältniß zum Redesatz nie; wurde jene glücklich getroffen, da war aller Gerechtigkeit Genüge gethan.

Der Rector, der den Unterricht in der sechsten Classe zu ertheilen hatte, stand in hohem Ansehen, als ein sehr gelehrter Mann, als ausgezeichneter Lehrer. Das erstere war er insofern, als in seiner Jugend der Unterricht in den alten Sprachen ungleich gründlicher war, denn in der spätern Zeit, als er ziemlich umfassende Kenntniß der neuern Literatur besaß, seinen Geschmack an den damaligen Mustern ausgebildet hatte, durch einen klaren Blick, durch ein ruhiges Urtheil sich auszeichnete, jungen Leuten gerne Anleitung zu Studien und Lectüre gab, einen christlich-philosophischen Sinn, etwa in der Art eines Jerusalems, an den Tag legte, oder wie

derselbe durch die sogenannte Schinznacher-Gesellschaft, deren angesehenes Mitglied und letzter Präsident (aber ohne der einbrechenden Revolution wegen sein Präsidium üben zu können) er war, mochte vertreten werden. Auch das letztere wäre er unfehlbar gewesen, wenn er jungen Leuten reifern Alters hätte Vorlesungen nach seiner Wahl hätte halten können. Aber zu einem in das Detail eingehenden Sprachunterricht war er nicht geeignet, oder vielleicht damals, als ich seinen Unterricht besuchte, als Sechziger nicht mehr geeignet, besonders des Nachmittags nicht immer dazu aufgelegt. Der nachmittägige Unterricht begann Sommers und Winters mit zwölf Uhr. Wie mancher Nachmittag ward da nicht förmlich verplaudert! Ich trat in seine Classe in dem Jahr, in welchem die Revolution in die Schweiz einbrach; wie vieles daher gab es nicht zu erzählen, zu erörtern, zu fragen! Wir hatten es uns bald gemerkt, daß nichts leichter seye, als unserm guten Lehrer das Dic cur hic? aus dem Bewußtseyn zu escamotiren, besonders an den Dienstagen, an welchen drei Nachmittagsstunden für jene sogenannten Exercitien bestimmt waren, welche für uns noch etwas mehr Anstrengung erheischten als das Nachübersetzen. Nach Beendigung des vormittägigen Unterrichts blieben daher die Optimaten unter den Schülern, d. h. diejenigen, welche schon das zweite Jahr in der Classe saßen, zurück, um sich über die Mittel zu berathen, wie das Exercitium abzuwenden seye. Da mußte Jeder sich anheischig machen, mit dem Vorrath von einigen Fragen Nachmittags sich einzufinden und bestimmt, wer die erste vorzulegen habe, nach deren Erörterung, und wenn man an die Plätze gewiesen werden dürfte, der Zweite mit der seinigen hervorrücken solle, u. s. w. War hiemit, was gar nicht schwer fiel, erst ein beträchtlicher Theil der Zeit hingebracht, so zog gewöhnlich der Lehrer seine Uhr hervor; hatten wir es bis zu halb zwei bringen können, so hieß es: es lohnt

sich jetzt nicht mehr der Mühe, das Exercitium anzufangen; dann wurde entweder bis drey Uhr fortgeplaudert, oder sonst Etwas, was behagte und keine Mühe kostete, vorgenommen. Auf diese Weise verschwand unbemerkt mancher Dienstag, auch mancher andere Nachmittag aus der Schulzeit.

Eben so armselig und höchst unpraktisch war die Disciplin. Früher regierte Meister Baculus. Am Ende der siebenziger Jahre wurden die damals jungen philanthropischen Ideen in die Schule verpflanzt; der absolute Schulmonarch wurde nicht bloß durch eine Constitution beschränkt, sondern geradezu vom Thron gestoßen; jedoch war unter den Lehrern einer vorzüglich Legitimist geblieben, so daß Reaktionsversuche bey demselben nicht selten vorkamen. Daß sich aber damals die Eltern in Fragen zwischen Lehrern und Schülern noch nicht als oberstes Tribunal hinaufsetzten, und Beide als gleichgestellte Parteyen, mit unverkennbarer Vorliebe für den meist fehlbaren Theil, vor dasselbe riefen, mag folgende Thatsache darthun. Besagter Lehrer fand es eines Nachmittags für gut, mir durch einen derben Streich mit dem ledernen Rücken des griechischen Testaments über den Backen zu beweisen, daß ich in irgend Etwas nicht der Gebühr nach mich betragen hätte. Es läßt sich leicht denken, daß der in der Aufwallung geführte Schlag schmerzte; ich schrie und rief: das würde ich meinem Vater klagen. Auf dieses Wort kam ein zweiter noch heftigerer Streich mit dem gleichen Strafe instrument, und zugleich wurde die Thüre geöffnet mit dem Wort: jetzt könnte ich gehen und es berichten. Der Schmerz trieb mich wirklich von dannen, und, ungeachtet ich bis an das elterliche Haus höchstens ein paar hundert Schritt zu gehen hatte, war, bis ich dort ankam, der Backen hoch geschwollen. Ich rechnete darauf, dieses Merkmal würde unfehlbar für mich sprechen. Als ich nun die Klage schluchzend vorgebracht hatte, ward mir der kurze Bescheid: wenn ich es

dießmal nicht verdient hätte, so hätte ich es gewiß ein anderes Mal verdient. Ich möchte mich nur wieder in die Schule zurückbegeben. Selbst bey meiner Mutter fand ich den gehofften Trost nicht.

Damals empfand ich allerdings doppelten Schmerz, denjenigen des Streiches und denjenigen zerronnener Hoffnung der Theilnahme. Jetzt haben beide versaust, und wenn ich auch den Lehrer nicht rechtfertigen kann, so muß ich doch meinem Vater Beifall geben. Die Autorität des Lehrers sollte in den Augen des Schülers nicht geschwächt werden. Wenn der Jugend gegenüber die Autorität der Eltern bisweilen nicht erhalten werden mag, und die Autorität der Lehrer oft von jenen nicht erhalten werden will, und der heranwachsende Knabe somit kein höheres Ansehen mehr anerkennen muß, vor dem er sich zu beugen und welchem er zu gehorchen hat, dann wird er bey reifern Jahren noch weniger eine andere und höhere Autorität anerkennen, als seinen bloßen Willen. Da ist sich dann nicht zu verwundern, wenn Unfügsamkeit, Trotz und Uebermuth, die wirksamsten Factoren der Zerstörung, immer bedenklicher in die gesellschaftliche Ordnung hineinwirbeln.

Die ganze Schulzucht beruhte auf einem todten, darum zu geistiger und moralischer Belebung der Schüler durchaus unfähigen, Mechanismus. Jeder Lehrer hatte eine in verschiedene Fächer eingetheilte Tabelle. Wer sein Pensum richtig auswendig gelernt hatte, wer das Vorübersetzte einigermaßen getreulich nachzuübersetzen wußte, war in seinem Exercitium bloß mit ein paar grammatikalischen Fehlern sich begnügen konnte, der erhielt zwei Striche in der Rubrick Fleiß; diese konnten sich dann bei einiger Mangelhaftigkeit verringern und selbst in Striche von negativer Bedeutung übergehen. Wer bei dem Lesen, plötzlich aufgerufen, nicht alsbald fortfahren konnte, wurde in der Rubrick Unachtsamkeit

angemerkt, wodurch ein Fleißesstrich um die Hälfte seines Werthes vermindert ward; höhern Ranges waren die Unarten, z. B. wenn einer über einer Lüge ertappt ward, oder gegen einen Mitschüler gröblich sich vergangen hatte, wobey aber gewöhnlich mit dem Strich und der Ankündigung des Striches die Sache abgethan war. Noch höher standen die Zeichen des Muthwillens, sie wurden aber so sparsam angewendet, daß die Ertheilung eines solchen Zeichens nicht allein für die Classe, in der es vorkam, sondern gewöhnlich für die ganze Schule zum Ereigniß ward, welches man sich gegenseitig erzählte, zum Gegenstand der Erörterung machte. Das Schlimmste blieb immer, daß, die Unachtsamkeiten abgerechnet, das Verhältniß des Vergehens zu dem Strich ein unklarer blieb, Laune, Mißstimmung, Abneigung des Lehrers einen zu großen Spielraum fand, eine Kleinigkeit oft den verhängnißvollen Strich zur Folge hatte, Gewichtigeres dagegen hingieng, das moralische Gefühl weniger als etwa noch der Ehrgeiz berührt ward. Denn am Ende jeder Woche wurde Abrechnung gehalten, die guten und schlimmen Striche zusammengezählt, diese von jenen abgezogen und nach dem Resultat die Rangordnung der Schüler für die künftige Woche bestimmt. Am Ende des Jahres erfolgte Generalrechnung und hienach Rangbestimmung für das Examen. Die erste Hälfte der Schüler bekam Prämien und wurde ohne weiters in die folgende Classe versetzt, bei den übrigen hieng dieses von dem Entscheid der Examinatoren ab. Ich erhielt in allen Classen (eine ausgenommen) Prämien, doch niemals eine von den ersten; Unachtsamkeiten und Striche in der Rubrick Unarten wiesen mir Jederzeit das in medio tutissimus bis an. Zwar hat es immer Schüler gegeben, die beinahe ununterbrochen die Vordersten waren; aus den meisten derselben ist nichts geworden. Die leidige Gewohnheit, allwöchentlich die Rangordnung zu bestimmen, leistete der Neigung,

durch ertheilte Gunst oder Ungunst bei Eltern jene zu erwerben, diese zu vermeiden, leicht etwelchen Vorschub.

Die Rückerinnerung an den magern Chompré, an den Neid, der uns, zum Griechischen Verurtheilte, plagte, wenn wir im Winter in der ersten Morgenstunde an der verhaßten Sprache uns zerarbeiten mußten, während die andern noch behaglich zu Hause sitzen konnten, an den triumphirenden Blick, mit welchem diese im Sommer uns in der Schule zurückliessen, an die Unbilden, die mir durch die sogenannten Meritentafeln zugefügt wurden, in Verbindung mit nachheriger Einsicht in deren Unfruchtbarkeit, ja Zweckwidrigkeit, veranlaßten mich im Jahr 1824, als ich an Berathungen über gänzliche Umgestaltung des Gymnasiums Theil zu nehmen hatte, auf Beseitigung aller Chrestomathien bei höhern Classen zu dringen, den Unterricht im Griechischen für alle Schüler, welche Latein lernen wollten, obligatorisch zu machen, und gegen alle Tabellen solcher Art — die in einem alten Lehrer des Gymnasiums, der an jenen Berathungen Theil nahm, immer noch ihren Patron fanden — auf das entschiedenste mich zu erklären, und dazu, daß rücksichtlich dessen Allen ganz andere Verfügungen getroffen wurden, nicht wenig beizutragen.

Eine Gesinnung vorzüglich, die dann in dem Verfolg der Jahre immer mehr sich ausbildete und festigte, also daß ich sie wohl eine der Grundkräfte meines Lebens nennen mag, faßte in früher Kindheit schon Wurzel: entschiedener Haß gegen alles und jedes Unrecht, in welcher Art und gegen wen es verübt werden mochte. Hiedurch ist nicht allein meine politische, zum Theil auch meine religiöse Weltanschauung bedingt, sondern verschiedenartige Thätigkeit veranlaßt worden, so wie dieses wieder zu irrigen Urtheilen über mich ge-

führt hat. Erlebnisse auf dem Gymnasium, hiezu bittere Erfahrungen in dem elterlichen Hause haben frühzeitig mit jenem Haß den Sinn für Recht in dessen Anwendung auf alle denkbaren Vorkommenheiten geweckt, von dem Gegensatz gegen dasselbe mich zurückgescheucht. Denn, wie der Widerwille gegen Unrecht zu jener Zeit einzig auf meine Person sich beziehen konnte, sodann im Verlauf der Jahre zum entschieden vorwaltenden Bewußtseyn sich entfaltete, so schloß sich derselbe im Verfolg der Zeit allen Verhältnissen und allen Einrichtungen und allen Personen sich an, an denen das Unrecht sich wollte geltend machen.

Den jüngsten unter meinen Mitschülern im Alter wenigstens um ein Jahr nachstehend, als Kind von schwächlichem Körperbau, durch übertriebene Aengstlichkeit meiner Eltern von andern Kindern immer zurückgehalten, daher schüchtern und verzagt, war ich immer die Zielscheibe der Neckereien meiner Mitschüler, gegen die ich mich entweder überhaupt nicht, oder höchstens, wenn es gar zu arg getrieben wurde, durch Schimpfwörter wehren konnte. Noch steht es hell vor meiner Erinnerung, wie wohlthuend es mir war, wenn je etwa ein Anderer meiner sich annahm und mir einigermaßen Ruhe und Sicherheit verschaffte. Häufig aber vereinigten sich Solche, die am bittersten mich geneckt hatten, zum Zeugniß wider mich; dann war alle Vertheidigung wirkungslos. Ich erinnere mich noch, als wäre es erst gestern vorgefallen, wie mich einst während des Regenwetters eine Schaar die Gasse, die zu unserm Haus führte, hinauf verfolgte, ich von einem Stein in eine Lache glitschte und die Nächsten bespritzte. Nachmittags wurde vor dem Lehrer, dessen Abneigung gegen mich Keinem verborgen seyn konnte, geklagt; ich mochte mich vertheidigen, wie ich wollte, ich mußte sie absichtlich bespritzt, ich mußte Unrecht haben, ich mußte auf der Rubrick „Unart" mit einem Strich bezeichnet werden.

Auſſer der Schulzeit beinahe immer in das Haus gebannt, und in dieſem ohne Spielgenoſſen, blieb mir nichts Anderes übrig, als um Bücher mich umzuſehen und aus dieſen etwa abzuſchreiben. In der dritten Claſſe wurden die dürftigen Fragmente, die aus Juſtins Geſchichten in der oft-erwähnten Chreſtomathie ſich fanden, überſetzt. Ich ſah wohl, daß in dem Schriftſteller noch vieles Andere enthalten ſeye, was ich auch gerne gewußt hätte. Da kam mir mein alter „Vetter Pfarrer" zu Hülfe und gab mir Oſtertags Ueberſetzung. Trug nun der Lehrer auf, das in der Schule Ueberſetzte zu Haus niederzuſchreiben, ſo glaubte ich etwas Beifallswerthes gethan zu haben, wenn ich noch ein Capitel, welches in unſerm Buch nicht enthalten war, aus der Ueberſetzung abſchrieb. Der Lehrer dagegen faßte den Argwohn, ich hätte auch das Aufgetragene abgeſchrieben, was aber nicht der Fall war; denn ſo viel hatten die öftern Ermahnungen meiner Mutter doch gefruchtet, daß ich in allen Dingen ehrlich zu Werke gieng. Wie ernſtlich ich meine Unſchuld betheuerte, wie aufrichtig ich auch den Sachverhalt darlegte, ich fand keinen Glauben, ich mußte mein Buch in die Schule bringen, worauf es augenblicklich confiſcirt ward, ich aber mit dem lebendigen Gefühl von dannen gieng, es ſeye mir Unrecht geſchehen. Ich will es zugeben, daß der Lehrer recht hatte, die Ueberſetzung nicht zu dulden; ich aber hatte ebenfalls recht in dem Bewußtſeyn, von derſelben keinen Mißbrauch gemacht zu haben.

Der Aufenthalt in der vierten Claſſe des Gymnaſiums war ein wahres Jammerjahr für mich. Ich trat als einer der obern Schüler ein, ſank aber in kurzem und für immer in die zweite Hälfte und in dieſer manchmal nahe an den Unterſten hinab. Anfangs ward ich hiedurch ſehr mißſtimmt; bald aber konnte ich wahrnehmen, daß der Lehrer mir entſchieden abhold ſeye; weßwegen, kann ich bis auf den heu-

tigen Tag nicht entziffern. In keiner Classe war es mir möglich, die Augen unabläſſig auf das Buch geheftet zu haben; dafür hatte ſie jetzt der Lehrer deſto häufiger auf mich geheftet, und jeden Augenblick erſcholl es: „Hurter, fahr fort.“ Half nicht zufällig durch den zurückgebliebenen Klang das Ohr aus, ſo konnte das Auge nicht mehr retten und eine Unachtſamkeit (ja der gute Mann hatte ſogar Pünktlein als Zeichen halber Unachtſamkeit erfunden) war die unerbittliche Folge. Kindereien habe ich mir zu ſchulden kommen laſſen gleich andern Mitſchülern; was aber dieſen einen leichten Verweis nach ſich zog, das ward an mir ſofort als Unart mit einem Strich taxirt. Am Ende des Schuljahres fand ſich auf der Tabelle bei meinem Namen die unerhörte Zahl von 95 Unachtſamkeiten, 22 Unarten und 2 Muthwillen verzeichnet, die mich nothwendig zum Unterſten herabgedrückt hatte, ungeachtet ich meine Penſa nicht ſchlechter lernte, als in den frühern Claſſen (die Mutter nahm jeden Tag Grammatik und Cellarius zur Hand, um ſich zu überzeugen, daß ich meine Lection gehörig inne hätte, und ließ keine Nachläſſigkeit durchſchlüpfen), auch das Uebrige nicht weniger befriedigen durfte, als in allen vorhergehenden. Zu noch gröſſerem Leidweſen für mich wurden die Tabellen wöchentlich meinem Vater zugeſendet, um ihn zu überzeugen, mit welch einem ungerathenen Knaben er die Schule beläſtige; da fehlte es anfangs nicht an einer reichen Nachleſe der bitterſten Vorwürfe. Anfangs gab ich mir alle Mühe, aus meiner niedern Rangſtufe mich emporzuarbeiten, allein umſonſt; zuletzt wurde ich zwar in meinen Arbeiten nicht nachläſſig, aber gegen jene Zeichen völlig abgeſtumpft, ſo daß ich ungeſcheut meinen Spott damit trieb und eine Vermehrung derſelben mir das Gleichgültigſte von der Welt war. Es ſcheint, daß auch mein Vater allmählig die richtige Einſicht gewann, denn nach und nach wurden die Vorwürfe milder, zuletzt hörten ſie ganz auf, wiewohl die Einſendung der Tabellen fortgeſetzt wurde.

Nun kam Ostern. Da ich der Letzte in der Classe war, hörte ich von allen Seiten, ich würde in derselben zurückbleiben müssen. Man denke sich, welche Aussicht hierüber mir sich eröffnete, mit welchem Muth ich ein neues Jahr bei solchen, von mir wohldurchschauten Verhältnissen in der Classe würde begonnen haben, wie leicht ich auch in den nothdürftigen Leistungen hinter dem Möglichen und bisher noch getreulich Eingehaltenen zurückgeblieben, vielleicht ganz versunken wäre! Nie in meinem Leben stand meine ganze Zukunft an einem solchen Wendepunkt. Ich faßte Muth und erklärte meinem Vater mit Thränen, in dieser Classe würde ich es nimmer aushalten, müßte ich in derselben zurückbleiben, so würde ich nicht mehr in die Schule gehen. Eine in mißstimmtem Ton gehaltene Ermahnung war die Antwort. Ich glaube aber, daß mein Vater bei seinem Freund, dem nachmaligen Antistes Habicht, für Beseitigung dieser Besorgniß sich verwendete; wenigstens konnte ich nachmals oft von meinen Mitschülern hören: gewiß hätte ein Anderer in meinem Falle müssen zurückbleiben, man wisse aber wohl, daß der Triumvir Habicht meinem Vater gerne einen Gefallen erweise. Wie dem seye, ich rechtfertigte ihn dadurch, daß ich in der folgender Classe schon in der zweiten Woche wieder der Oberste von Allen ward, und, wiewohl Unachtsamkeit und Flüchtigkeit bald wieder dieses Ranges mich verlustig machten, ich doch niemals in die zweite Hälfte herabsank.

Jener Lehrer hat wohl nachmals schwerlich mehr daran gedacht, wie leicht sein Benehmen gegen mich meinem ganzen Daseyn eine unerwünschte Richtung hätte geben können. Würde er aber noch leben, so müßte er gewiß bezeugen, daß ich ihm, obwohl Möglichkeit dazu in der Folge leicht sich dargeboten hätte, niemals Veranlassung gegeben, zu ahnen, daß dieses Alles meiner Erinnerung so unauslöschlich eingeprägt geblieben seye. Erst als Mitglied des geistlichen Standes

mit ihm in Berührung gekommen, setzte ich die Achtung gegen ihn, als gegen einen Aeltern, niemals aus den Augen; nachmals aber durch meine Stellung über ihn hinaufgerückt, konnte er von meiner Bereitwilligkeit, seiner persönlichen Interessen mich anzunehmen, so überzeugende Erfahrungen machen, wie jeder Andere. Welcher Fehler ich mir bewußt bin, desjenigen, erlittenes Unrecht nachzutragen, sobald ich mich nur überzeugen konnte, daß der Andere selbst es nicht fortzusetzen gedenke, kann ich mit unverstelltem Bewußtseyn mich frei sprechen.

Ohne meine Eltern gefragt zu haben, durfte ich außer das Haus, wenigstens außer die einsame Gasse, in der dasselbe lag, nicht leicht einen Tritt thun. Zu Anfang Märzen des Jahrs 1796 war der Rhein kleiner als seitdem je. Der Seltenheit wegen wurde eines Tages die Mannschaft der Gemeinde Neuhausen auf einer zu Tage gekommenen Geschiebbank des Flußes oberhalb seines Falles gemustert. Das wußten meine Mitschüler, und beschloßen, insgesammt nach Beendigung der Schulstunden hinauszugehen. Der Spott über mein Zurückbleiben war ein wirksames Mittel, mich zum Anschließen an alle Uebrigen zu bewegen. Ungeachtet wir am hellen Tage zurückkamen, wurde ich alsbald ins Verhör genommen, wo ich mich nach der Schule befunden hätte? und hierauf durch eine Tracht Schläge mir eingeprägt, daß dergleichen Eigenmächtigkeiten nicht mehr vorkommen dürften. Bei solcher streng eingehaltenen Weise fand ich mich zu Ausfüllung meiner Mußezeit auf Selbstbeschäftigung angewiesen. welche ohne alle Anleitung meinem vollen Belieben zu Kindereyen, Spielereyen oder Lesereyen anheimgestellt blieb. Ich fand großen Geschmack an dem Lateinischen, und gab mich daher mit Hülfe eines schlechten Wörterbuchs mit Uebersetzungen ab. Ungeachtet ich mich mit dieser Sprache mehr beschäftigte, als irgend einer meiner Altersgenossen, so daß ich bis

zu meinem dreizehnten Jahr Curtius, Florus, Justinus und den ganzen Livius sammt den Supplementen von Freinshemius (man kann aber denken wie!) gelesen hatte, und selbst späterhin neben dem öffentlichen noch Privatunterricht erhielt, habe ich es bei der höchst mangelhaften Grundlage, welche durch die Schule gelegt wurde, nie dahin gebracht, nur zwei Zeilen ohne Furcht und Zittern und mit etwelcher Zuversicht Latein zu schreiben.

Jener Eifer bereitete mir eine neue, weil unverdiente, darum so tiefer wirkende Kränkung. In der sechsten Classe wurden diejenigen Bruchstücke aus Sallusts Catilina gelesen, welche in Chompres Collectaneenbuch sich befinden. Neben dem Reiz, den die schöne Sprache für mich hatte, wurde mein Interesse noch mächtiger angeregt durch den Inhalt; nemlich durch Cicero's Klugheit, Ernst und Kraft, womit die Machinationen eines Patrioten damaliger Zeit (das Lesen fiel in das Jahr 1800, wo das Wort ungefähr ebenso gebraucht wurde, wie gegenwärtig Radicaler, oder Mann des Fortschritts) vereitelt, und wie dieser sammt seinen Anhängern wohlverdientem Ausgang überliefert worden war. Was daher in der Schule vorkam, hatte ich zu Hause in einem vollständigen Sallust, den ich mir zu verschaffen wußte, längst durchgemacht. Der Lehrer pflegte, ehe er zu dem gewohnten Vorübersetzen schritt, Jedesmal zu fragen: ob einer der Schüler das vorhandene Fragment zuerst zu übersetzen sich getraue? Jedesmal war ich derjenige, der dazu sich anbot, und ziemlich befriedigend die Aufgabe löste. Einigemal erfolgte dieß ohne Einrede, nachher aber wurde bei den Mitschülern die Scheelsucht rege, daß immerwährend der Jüngste etwas leisten könne, woran von ihnen Keiner sich wagte. Allgemein hieß es, das gienge nicht mit rechten Dingen zu, es könne nicht fehlen, daß ich nicht zu Hause eine deutsche Uebersetzung benützte. Ich mochte mich noch so bestimmt erklären, gegen

den Gebrauch einer deutschen Uebersetzung noch so entschieden protestiren (in der That weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht einmal, ob eine solche damals schon vorhanden gewesen seye), ich wurde mit meinem Anerbieten zum Vorübersetzen fortan abgewiesen. Zu Hause setzte ich zwar das Lesen in meinem Sallustius fort, fühlte aber tief, daß mir Unrecht geschehen seye.

Noch lebhafter und noch früher wurde dieses Gefühl durch Einflüsse des Hauses und dort gemachte Erfahrungen geweckt. Bei der einsamen Lebensweise, die ich zu führen hatte, bei der sparsamen Berührung, in die ich mit andern, und dann nur mit alten Personen kam, konnte große Verlegenheit und Unbehülflichkeit in dem Benehmen nicht ausbleiben. Diesem glaubte mein Vater durch Ermahnungen abhelfen zu können. Wurde daher Jemand nicht erforderlichermaßen gegrüßt, der Hut nicht gehörig vom Kopf genommen, sonst ein derartiges Versehen gemacht, so ward ich am Nachtessen mit einer langen Brühe von Tadel übergossen, gewöhnlich dann ein Bücherfresser genannt, der einst zu nichts taugen werde, der seinen Eltern nur Schande bringe; war mein Vater erst in den Fluß der Rede hinein gerathen, so folgte ein kränkender Vorwurf um den andern, bis am Ende, wie man zu sagen pflegt, kein guter Faden mehr an mir zu finden war. Weinte ich zuletzt, was nie ausblieb, so nannte er das Krokodillsthränen. Damals war ein junger Verwandter, aber weit älter als ich, als Lehrling in der Buchdruckerey meines Vaters. Dieser hatte sich durch Lügen, Naschen, Entwenden in den schlimmsten Ruf gebracht, und war nach vielen Zusammenkünften und Besprechungen mit Befreundeten auf eine für mich geheimnißvolle Art verschwunden. Ließ mein Vater seinem Unmuth nun vollends den Lauf, so nannte er mich den ** secundus; und sprach doch mein Gewissen von allen den Fehlern, die mir von Jenem nur zu bekannt waren,

mich vollkommen frey. Dergleichen hatte ich nicht etwa sparsam, sondern bald jede Woche anzuhören, wodurch ich in meinem Innersten nicht blos niedergedrückt, sondern gleichsam vernichtet wurde, so daß ich mich häufig mit dem Gedanken herumtrug, aus einer Oeffnung in dem Giebel des Hauses mich auf die Straße herunterzustürzen, um dieser Pein ein Ende zu machen. Ich hörte zwar wohl etwa einmal meine Mutter ein paar französische Worte zwischenein sprechen, die vielleicht zu größerer Schonung riethen, ich merkte aber selten einen Erfolg. Möglich, daß das Sträuben gegen viele Worte bei Zurechtweisung jetzt noch Nachwirkung jener bittern Erfahrung seyn mag.

Man könnte leicht glauben, es hätte diesem so entmuthigenden als übel berechneten Verfahren meines Vaters gegen mich Gleichgültigkeit, wohl gar Abneigung zu Grunde gelegen. Das aber war es im Geringsten nicht; ich würde auch sicher dessen nicht erwähnen, wenn ich nicht die vollste Ueberzeugung hegen dürfte, daß die Absicht gut, nur die Wahl des Mittels nicht die beste gewesen seye. Denn trotz dieser sehr unsanften Berührungen hielt er viel auf mich. Um mich für die sonstige Zurückgezogenheit zu entschädigen, nahm er mich jederzeit auf seine Spaziergänge mit; wenn er je des Sonntags — was aber selten geschah — auf ein benachbartes Dorf gieng, und dort ein Glas Wein trank, ließ er mich nicht zu Hause. Geschäfte führten ihn oft in das anderthalb Stunden entfernte Dorf Thaingen, wo er im Namen des minderjährigen Sohnes einer Tante meiner Mutter dessen erbliche Gerichtsherrlichkeit verwaltete, und von meinem sechsten Jahr an war ich beinahe jedesmal sein Begleiter. Aber durch dieses Alles ward der bildende Einfluß mit Altersgenossen nicht ersetzt; erst von meinem zwölften Jahr an konnte ich mich an zwey derselben enger anschließen.

Mein Vater war ziemlich sparsam. Den Kindern Geld

zu geben, hielt er nicht allein für unnöthig, sondern selbst für schädlich; und ich theile bis auf einen gewissen Grad diese Gesinnung. Auch von meinen Taufpathen erhielt ich nie Etwas; mein Oheim war wenige Jahre nach meiner Geburt gestorben, eine unverheirathete Tante gab mir etwa Kleidungsstücke zum Geschenk, die begreiflich keinen unmittelbaren Werth für mich haben konnten; so mußte ich mich für einen Crösus halten, wenn ich ein paar Kreuzer zusammenbrachte, die dann um so sorgfältiger verwahrt wurden. Um meinen ärmlichen Finanzen etwas aufzuhelfen, erbot ich mich einst als zehn- oder eilfjähriger Knabe, meiner Mutter während der Ferien zu Verrichtung einer Handarbeit um den Preis von einem halben Gulden. Der Vertrag wurde eingegangen, und 14 volle Tage beinahe ausschließlich auf diese Arbeit verwendet. Wer war froher als ich, da mir nach deren glücklicher Vollendung die Einnahme eines halben Guldens entgegenwinkte? Ich lief also freudig, um meinen Lohn in Empfang zu nehmen. Aber wer mag sich meiner Verblüfftheit verwundern, als ich von meinem Vater mit den Worten abgewiesen ward: wenn ich die Arbeit um Geld hätte verrichten können, so hätte ich sie auch ohne dieses aus Dankbarkeit verrichten sollen; er müsse mir Nahrung, Kleidung und vieles Andere geben, daher dürfte ich mir auch wohl Etwas gefallen lassen. — Da wandelte mich doch abermals die Ahnung an, als geschähe mir durch Verweigerung des so mühsam verdienten kleinen Lohns etwelches Unrecht.

Ein anderes Mal wurde mir befohlen, aus einem Behälter in der Hausflur alte Rebpfähle herauszuwerfen, und einem Mann, der sie kaufen wollte, vorzuzählen. Während ich hiemit beschäftigt war, kam die Magd mit dem Wassereimer auf dem Kopf. Sie achtete des vor ihren Füßen liegenden Holzes nicht, und ich konnte sie aus meinem Verschlag weder sehen noch warnen. Unversehens purzelte sie

hin, und warf den kupfernen Eimer auf die Treppe, gieng hinauf und klagte mich an, ich hätte ihr das Holz zwischen die Beine geworfen. Alle Betheurungen meiner Unschuld und der Unachtsamkeit der Magd halfen nichts; ein paar Ohrfeigen reichten zur Bestrafung nicht hin, sondern ich wurde noch darüberhin von dem Mittagessen ausgeschlossen. Die Ungerechtigkeit dieser Sentenz lag so klar vor meinen Augen, daß ich mich mit vollem Recht in den Stand der Nothwehr gedrängt und — da ich sonst den ganzen Tag bei reifen Trauben in dem Garten zubringen konnte, ohne nur eine Beere zu berühren — keine Sünde zu begehen glaubte, da es mir möglich ward einen Groschen zu entwenden, um das verlorene Mittagessen durch ein gekauftes halbes Pfund Brod zu ersetzen. Ich erinnere mich gar wohl, daß ich so argumentirte: die Magd habe gelogen, die Mutter ihr voreilig geglaubt, das entzogene Mittagessen seye mehr werth als der Groschen, somit könnten sich meine Eltern nicht beklagen, da ihnen noch immer ein Gewinn bleibe.

Noch durch ein anderes Ereigniß sollte der Abscheu, irgendwelches Unrecht zu begehen, recht tief und bleibend sich mir einprägen. Ich habe schon früher bemerkt, daß ich mit andern Kindern wenig Gemeinschaft hatte. Die Straße, in welcher mein elterliches Haus lag, war wenig bewohnt, nur gerade gegenüber wohnte ein Fuhrmann, der ein paar Knaben meines Alters hatte. Da ich mich nie von der nächsten Umgebung des Hauses entfernen durfte, fand ich in diesen, so ungerne es von meinen Eltern gesehen wurde, und wie manche Vorwürfe ich deßwegen zu hören bekam, meine einzigen Spielgefährten. Die Abzugsrinne des Brunnens war die Stätte und bot zugleich das Material zu unsern Arbeiten. An einem Samstag — ich mochte ungefähr neun Jahre alt seyn — bemerkte einer der Buben: unsere Wasserbauten würden weit besser von statten gehen, wenn wir Werkzeuge dazu hätten.

Hiezu könnten wir aber leicht kommen; es seye heute Wochenmarkt, an welchem die Töpfersfrauen Geschirr feil böten; wenn wir uns daher auf den Markt begäben, könnte es uns nicht schwer fallen, ein paar kleine Töpfe zu stehlen. Der Vorschlag gefiel mir. Wir schlichen uns auf den Markt; als aber die That ausgeführt werden sollte, ward es mir doch unheimlich, und ich glaubte, die Erfüllung meiner Verbindlichkeit und das Gewissen dadurch in Einklang zu bringen, daß ich ein Töpfchen nahm, dessen Boden zerbrochen, welches mithin werthlos war. Aber schnellen Fußes ereilte mich die Strafe. Die Töpfersfrau mochte mich gekannt, oder meinen Namen erfahren haben, und machte sich sogleich auf, um vor meiner Mutter Klage zu führen. Kaum war ich in das Haus zurückgekehrt, so hatte ich ein Examen zu bestehen, welches nur kurze Zeit dauerte, da ich nichts läugnen konnte. Sogleich wurde ich in eine alte Küche eingesperrt, und bis am Abend mir selbst überlassen. Als die Zeit der Dämmerung nahte, trat meine Mutter mit einem kleinen Bündelein und einem Laib Brod in die Küche und erklärte mit kurzen Worten: sie wollte einen Dieb nicht länger im Hause behalten; ich könnte hingehen, wohin ich wollte; aus Barmherzigkeit gebe sie mir ein Hemd und ein Paar Strümpfe, auch, damit ich bei spätem Abend nicht verhungere, ein Brod mit. Was nun erfolgte, kann man sich denken. Ich aber war damit von jeder Anwandlung, auf ungerechte Weise Etwas an mich bringen zu wollen, für immer geheilt, und wo ich jetzt noch von ungerechter Erwerbung höre, kömmt mir jener Samstagabend und die Küche zu Sinn.

Neben diesen persönlichen Erfahrungen vernahm ich von meinem Vater Manches, was mir gegen Alles, was auf anderem, als auf offenem und redlichem Wege erzielt werden wollte, einen tiefen Abscheu einpflanzte. Theils waren es Mittheilungen von Ränken und Kniffen, welche Gewaltige

oder nach Einfluß Strebende in den Verhältnissen unserer Stadt bei mancher Gelegenheit in Anwendung gebracht hatten, theils Rückerinnerungen aus der Zeit, da er als Landvogt zu Lugano gewaltet. Ich hörte ihn oft sagen, daß er jeden Tag in die Landvogtey zurückkehren und mit gutem Gewissen Jeden zur Erklärung auffordern wollte, ob er je das Recht gebeugt hätte, obwohl es an ertragreichen Anmuthungen hiezu nicht gefehlt habe. Bei den zu der Stellung nicht im Verhältniß stehenden Einkünften seye es ihm nicht befremdlich gewesen, daß ein verheiratheter, oft von erwachsener Familie umgebener Landvogt, der nicht aus eigenen Mitteln habe zusetzen können oder wollen, mancherley sich hätte erlauben müssen, um in äusserem Auftreten als erste Person der Landvogtey gegen die reichern adelichen Familien sich nicht in den Schatten zu stellen, und hiemit an seinem Ansehen einzubüßen. Da er aber unverheirathet gewesen, hätte er mit dem rechtlich Bezogenen ganz gut auskommen, alles Andere daher immer von der Hand weisen können. Eine Bestätigung dieser gelegentlich mir gemachten Mittheilungen lag für mich in der Aeusserung eines Freundes, daß er nach vollen dreißig Jahren und nachdem die Revolution längst einen Kanton Tessin gebildet hatte, noch anerkennende Erinnerungen an die Verwaltung meines Vaters dort vorgefunden habe.

An dieses knüpfte sich eine andere Mittheilung, die mir mein Vater schon in frühen Jahren gemacht hatte, als Lehre, daß man nie auf krummen Wegen zu Ehrenstellen und Ansehen gelangen dürfe, daß ein rechtlicher Mann dergleichen verabscheue. Der Pfingstmontag war der Tag, an welchem seit vielen Jahrhunderten die Bürger meiner Vaterstadt alljährlich ihre Obrigkeit wählten. Niemand hatte seine Stelle für länger als ein Jahr, und in jedesmaliger Erwählung neuer Personen wäre bloß ein vollkommen zuständiges Recht geübt worden. Aber die gegebenen Verhältnisse zogen

natürliche Schranken; die Gewohnheit in unfürdenklicher Uebung trat an die Stelle der Vorschrift, und abgesetzt und nicht mehr gewählt werden, bildeten seit langen Zeiten schon einen und denselben Begriff. Ich erinnere mich während des letzten halben Jahrhunderts der Souveränetät meiner Geburtsstadt eines einzigen Falles dieser Art. Die beiden ersten Vorsteher jeder Zunft waren Mitglieder des kleinen Raths, wofür heutzutage die geschwollene Benennung „Regierung" gebraucht wird, der dritte war Beisitzer einer richterlichen Behörde. Dem regelmässigen Gang gemäß, den damals alle öffentlichen Einrichtungen nahmen, rückte bei dem Ableben einer der beiden Erstern dieser Letztere gewöhnlich in dessen Stelle ein. Nun war es in der Mitte der achtziger Jahre, daß ein Theil der Zunftgenossen meines Vaters gegen den Einen jener Beiden kein großes Vertrauen mehr hegte, oder daß derselbe irgend einer Ursache wegen ihre Gunst verscherzt hatte. So bildete sich kurz vor Pfingsten ein Complott, um ihn bei dem nächsten Wahltage auf die Seite zu setzen und meinen Vater an dessen Stelle zu bringen. An der Spitze der Verbindung stand mein Oheim, der aber Ursache genug hatte, die Sache vor seinem Bruder sehr heimlich zu betreiben. Am Vorabend des Wahltages wurde meinem Vater der Anschlag kund gethan, worauf er alsbald zu seinem Bruder eilte und ihm in den bestimmtesten Ausdrücken erklärte: wenn er nicht augenblicklich die Sache rückgängig mache, so werde er ihn sein lebenlang nie mehr Bruder nennen; und wollte der Anschlag dennoch ausgeführt werden, so möchten die Zunftgenossen zu der Stelle im kleinen Rath wählen, wen immer sie wollten, nie aber wähnen, daß er auf Kosten eines Andern, gegen welchen kein zureichender Grund des Mißvergnügens sich nachweisen lasse, vorwärts zu kommen gedenke. Hiemit war der Anschlag vereitelt. Nicht die Zeiten (wie man gewöhnlich sagt), aber

die Menschen haben sich geändert. Denn wenn auch das Wegschieben Anderer, um selbst voranzukommen, nicht gerade offen getrieben wird, so setzt man sich doch mit vollem Behagen an die Stelle desjenigen, welchen manchmal nur Laune, Intrigue, Meinungsverschiedenheit, sogar in einzelnen Fällen bloß eine eigene Ansicht von derselbigen wegtreiben. In Bezug auf mich aber waren durch alle angeführten Vorgänge Erlebnisse, Mittheilungen und daraus hervorgehenden Winke einer Seite des Charakters die Grundzüge eingeprägt, die nachmals nie wieder verwischt werden konnten, gegentheils mit zur wesentlichen Kraft wurden, um diejenigen Gesinnungen in mir herauszubilden und manche derjenigen Handlungen zu veranlassen, in denen ich wieder Mittel anerkennen muß, wodurch ich an das Ziel sollte geführt werden, an welches die Vorsehung zuletzt mich geleitet hat.

Zu der damaligen Schulordnung gehörte, daß die Schüler jeden Sonntag Zweimal, des Donnerstags Einmal, die Hauptkirche besuchen mußten. Vor dem Morgengottesdienst hatten sie sich, bis das Gymnasium in ein zweckmässigeres Locale, aber weiter von der Kirche entfernt, verlegt wurde, in jenem zu versammeln und von da paarweise nach dieser zu ziehen. Zwischen der Kinderlehre und dem Abendgottesdienst stand die Wahl frey, aber am folgenden Tage wurde Nachfrage gehalten, ob sie jener oder dieser beigewohnt hätten. Liesse sich eine Absicht denken, den Kindern von frühester Zeit Abneigung gegen den Kirchenbesuch auf alle Zukunft einzupflanzen, man hätte sicher keine zweckmässigere Einrichtung aussinnen können. Fürs erste waren den Schülern Plätze auf einer Emporkirche hinter der Kanzel angewiesen, von wo sie den Prediger unmöglich sehen und eben-

sowenig, zumal die jüngsten, die an der äusserſten Mauer ihre Bank hatten, hören konnten. Sodann war der damalige Antistes ein beinahe achtzigjähriger Greis, dessen Predigten auch von Erwachsenen nicht besucht wurden, weil bei fremdem Dialekt und zitternder Sprache beinahe Niemand ihn verstand, auch die herrenhutische Richtung, welcher er folgte (man fand nach seinem Tode die Ernennung zum Bischof der Brüdergemeinde bei ihm), zu jener Zeit nur sehr geringen Anklang fand. So mußten, besonders im Winter, bei leichter Kleidung (denn damals wußte man noch nichts davon, die Kinder durch Pelzwerk, Mäntel und Alles, wessen oft selbst die erwachsenen Personen noch entbehrten, zu schützen) fünf Viertelstunden in der peinlichsten Lage, ohne den mindesten Gewinn, vertrauert werden.

So wenig sonst mein Vater über Einrichtungen oder Personen vor mir tadelnd sich vernehmen ließ, so bewies er doch hierüber seine sonstige, gewiß vernünftige und wohlthätige Zurückhaltung nicht immer. Er äusserte sich manchmal gegen den Zwang, welchen Kinder von 8—9 Jahren in strenger Winterkälte unterworfen würden, um den Vorträgen eines Predigers beizuwohnen, den sie nicht sehen, hören und verstehen könnten, und der selbst die Erwachsenen nicht anziehe. Auch war diese Verpflichtung zur Kirche das Einzige, womit es nicht so streng genommen wurde, wenn ich mich entweder verschlief, oder, um zu Hause bleiben zu können, dieses, jenes vorschützte. Als dann bald hierauf meines Vaters Freund Habicht an die zweite geistliche Stelle der Stadt berufen wurde, ließ er sich durch die (übrigens immer laxer beobachtete) Vorschrift der Schule nicht mehr binden, sondern jeden Sonntag mußte ich ihn in die Kirche, worin dieſer predigte, begleiten. Kirche, sagte er, seye Kirche, und man besuche sie, nicht um darin gewesen zu seyn, sondern um den Prediger zu hören und zu verstehen. Bei allem dem

gieng ich aber doch nur in die Kirche, weil ich mußte. Als ich aber im 12ten Jahr französisch zu lernen begann und nur erst einige Fortschritte gemacht hatte, zog ich die französische Kirche vor, unter dem Vorwand, es wäre dieß zugleich eine gute Uebung; eigentlich weil dort die Predigt weit kürzer dauerte.

Wollen wir aufrichtig sprechen, so müssen wir gestehen, daß der reformirte Gottesdienst für Kinder bloß ein andictirtes, daher höchst schwaches, Interesse haben könne, und dieses um so schwächer, je beweglicher die Kinder, mit je lebhafterer Einbildungskraft sie begabt sind. Sie mögen wohl zu Hause an die Pflicht des Christen, Gott anzurufen, ihn zu verehren, sein Wort zu vernehmen, mit eindringlichem Ernst und durch alle hiefür sprechenden Gründe ermahnt, durch Beispiel und Befehl der Eltern in die Kirche getrieben werden; schwerlich aber wird irgend ein Wort der Predigt ihnen so theuer seyn, als das Wort „Amen." Nehmet hundert Predigten, und wenn ihr eine um die andere gelesen habt, so beantwortet euch unbefangen die Frage: ob von allen Kindern, die in der Kirche gewesen seyn mögen, viele aufmerksam ihr werden gefolgt seyn, deren Inhalt aufgefaßt und verstanden haben? Unbeweglich, ohne daß seine Individualität durch irgend etwas Aeußerliches in Anspruch genommen wird, soll das Kind eine Stunde lang sitzen, und, frey von allen Nebengedanken, seinen Geist auf metaphysische Erörterungen oder moralische Abhandlungen richten. Und diese können doch für seine beschränkte Fassungsgabe schwerlich auf erforderliche Weise bereitet werden, zumal es in der reformirten Kirche nicht gebräuchlich ist, die abstrakten Wahrheiten an concreten Beispielen, sofern die heilige Schrift dergleichen nicht darbietet, nachzuweisen, hiemit, weil anschaulicher, sonach auch verständlicher zu machen. Man spricht so gerne von todtem Mechanismus; einen todtern Mechanismus

aber kann es, wenigstens für Kinder, doch nicht geben, als die Anhörung einer Predigt, besonders wenn denn noch ihr Inhalt langweilig, ihre Form trocken, der Vortrag eintönig oder sonst zurückstoßend ist. Abgesehen von der Ausstatung der Kirchen und von den verschiedenen Mitteln, die durch den Canal der äussern Sinne auf den innern wirken, durch die Thätigkeit der Einbildungskraft das Gemüth anregen können, fordert doch der katholische Gottesdienst etwelches Mitwirken der Anwesenden, macht er doch in dem Niederknieen, Bekreuzen, an die Brust Schlagen eine gewisse Selbstthätigkeit möglich.

Ich spreche hier aus zweifacher Erfahrung; zuerst in klarer Erinnerung, wie sehr ich als Knabe in die Kirche hineingetrieben, äusserst selten dagegen hineingezogen wurde; sodann aus Beobachtung der Theilnahmslosigkeit, die ich auf dem Land und in der Stadt bei der Jugend meistens wahrnehmen mochte; ungeachtet ich wohl andeuten dürfte, daß Eintönigkeit und Kälte, so wenig als Hast oder einschläfernde Langsamkeit, mir als Prediger je möchte zum Vorwurf gemacht worden seyn. Zu dem Beten dagegen, was meine Mutter frühzeitig mich lehrte, dabei durch Gegenwart oder nachherige Erkundigung sorgte, daß es nicht unterlassen werde, mußte ich nicht gezwungen werden. Warum? Die Gebete dauerten nicht eine endlose Zeit, ihr Inhalt stand meinen Begriffen näher, die Worte regten meine Gefühle an, ich konnte durch Lesen oder Hersagen selbstthätig dabei seyn. Ich glaube, daß auch in den reifern Jahren noch bei den Meisten, hinsichtlich des auf das Predigen beschränkten oder eigentlich mit demselben verwechselten, Gottesdienstes, wenn sie auch dessen nicht Wort haben wollen, jener Druck der Einförmigkeit im Hintergrund lauere. Woher käme es denn sonst, daß, sobald man nur vernimmt, es werde ein Geistlicher predigen, den man sonst selten zu hören Gelegenheit hat, wohl

gar ein Fremder, und dann von je ferner her desto besser, selbst dann, wenn man nicht weiß, weß Geistes Kind er seye, was er vortragen und wie er durch seinen Vortrag befriedigen werde, die Kirchen viel zahlreicher besucht sind, als wenn zu gleicher Zeit der gewöhnliche Prediger die Kanzel betritt? — Die durch das lange Jahr sich durchschleppende Monotonie des Gewohnten wird für einen Augenblick unterbrochen. Was in der katholischen Kirche durch eine grössere Solemnität (die aber nicht zufällig auftaucht, sondern ihre natürliche Veranlassung in der höhern Bedeutung des festlichen Tages findet) bewirkt wird, das wird hier durch die blosse Neugierde bewirkt; über dem Verlangen zu wissen, was der Fremde könne, welcher Richtung (in der protestantischen Kirche kein geringes Moment) er denn angehöre, welchen Vortrag er habe, wie er gefallen möge, über der Neigung, Vergleichungen anstellen, nachher sein Urtheil abgeben zu können, tritt der eigentliche Zweck, welcher einzig und allein in die Kirche führen sollte, in den Hintergrund. Ausser dem, wie oft ist nicht zu hören: diesem, jenem Geistlichen mag ich nicht in die Kirche gehen, er ist mir zu langweilig, er macht widerwärtige Bewegungen auf der Kanzel, sein Vortrag ist zu schläfrig, er ist zu weitschweifig u. s. w.; dann wieder, besonders in neuerer Zeit: dieser, jener predigt nicht das lautere Wort Gottes, er gehört nicht zu den Auserwählten, er hat nicht den wahren Geist, er predigt eben, aber ...? Alles dieses beweist, daß die objective Seite des Gottesdienstes dergestalt verwischt ist, daß Niemand dessen auch nur eine Ahnung hat, es gebe eine solche, es müsse eine solche geben, sie seye, sobald man das Wort Gottesdienst anders denn als blossen Klang gebrauche, die wesentlichere, und nur bei deren reiner Anerkennung seye die andere, die subjective, wahrhaft möglich.

Daher empörte mich von jeher der tausendmal vernommene Ausdruck: man gehe dem Pfarrer in die Kirche, etwa

wie man dem Professor in die Vorlesungen geht. Nach solcher Vorstellung beruht eigentlich Alles auf dem Pfarrer, was vermöge meiner Ueberzeugung: der Geistliche seye Botschafter an Christi Statt, stets entschieden von der Hand gewiesen werden mußte, und öfters die Entgegnung hervorrief: „Der Pfarrer geht euch nichts an; Gott, euerem Herrn und Heiland und dann euch selbst habt ihr in die Kirche zu gehen.“ Daher ist es aus meiner innersten Anschauung hervorgegangen, wenn ich je zuweilen, freilich die unabweisliche Realität zu wenig berücksichtigend, wider das Beurtheilen, am kräftigsten aber immer wider das persönliche Anpreisen der Botschafter an Christi Statt gesprochen und auf die Worte mich zurückgezogen habe: ich achte es wenig, daß ich von euch gerichtet werde, oder von menschlichem Gerichtstage; auch richte ich mich selbst nicht, Einer nur ists, der mich richtet.

Aus eben diesem Grund verabscheute ich den bestehenden Gebrauch, daß alle Samstage eine Person bey sämmtlichen Geistlichen der Stadt herumgieng, um zu fragen, ob sie predigten, oder wer allenfalls an ihrer Statt predige, und dann solches in den Häusern ansagte. (Jetzt lassen sie es zum Trost des Publikums im Intelligenzblatt neben den Steigerungen und den zur Vermiethung stehenden Wohnungen bekannt machen.) Ist es zu schneidend, wenn ich diesen Gebrauch den Theaterzeddeln der Städte, den Speisezeddeln der Restaurationen vergleiche? Auch jene künden dem Publikum an, nicht nur welche Stücke gegeben, sondern welche Schauspieler in den Hauptrollen erscheinen werden; diese, womit der Koch das Bedürfniß der hungernden Gäste zu laben vermöge. Auch bey jenen giebt der individuelle Geschmack jetzt dem Einen dann dem Andern den Vorzug; auch bey diesen will die Lust zu Stoff oder Zuthat nicht aufs Gerathewohl in den Topf greifen. Läuft es nicht mit solcher Bekanntmachung an das „geneigte Publikum“ darauf hinaus, daß ich,

bevor ich nach Hut und Gesangbuch greife, erst versichert seyn will, es werde mir dargeboten, was meinen Ansichten, was meinem Geschmack zusage, was michs nicht bereuen lasse, die Stunde daran gesetzt zu haben? Wenn aber das Individuum in die Kirche mich locken oder aus derselben verscheuchen kann, wo bleibt dann das Verlangen nach den Heilswahrheiten, das Sehnen nach Gottes Brünnlein, das Wassers die Fülle hat, wo bleibt der Begriff des Gottesdienstes? Kaum wird Jemand, der irgend einer Angelegenheit wegen je mein Zimmer betreten will oder muß, mir den Vorwurf unfreundlichen Empfangs, oder mürrischer Antwort machen können. Die Frage aber, ob ich des andern Tages predigen werde, wurde stets mit Mißmuth angehört, bisweilen auch bloß mit der Aeusserung beantwortet: es wird gepredigt werden. Wäre es irgendwie möglich gewesen, diesen Gebrauch zu beseitigen, ich würde eine Pflichterfüllung darin gesehen haben; denn ich hielt ihn und halte ihn noch für eine, dem wahren Begriff von Gottesdienst straks widerstrebende, darum verwerfliche Gewohnheit. Dieser Begriff aber, wie derselbe während meiner ganzen amtlichen Thätigkeit in mir lebte, das sehe ich erst jetzt, seitdem ich manche meiner Ueberzeugungen in nähere Prüfung zu ziehen Muße hatte, vollkommen ein, ist kein ächt reformirter, denn er setzt eine Autorität, eine über Allen, über dem Botschafter wie über denen, an welche die Botschaft ausgerichtet werden soll, stehende Autorität voraus; und räumt weder der subjectiven Willkür noch dem Geschmack das unbestrittene Recht ein. Insofern freilich war und bleibt jener Begriff ein katholischer. Zu jener Zeit trug ich denselben in mir als bewußtlose Regung, als eingepflanzte aber nicht entwickelte Idee; jetzt sind Grund und Beziehung desselben mir klar geworden.

Der Wille, dem Pfarrer in die Kirche zu gehen, läßt durch das reformirte Kirchenwesen vollkommen sich rechtfer-

tigen: der Gottesdienst hat sich in einen Lehrvortrag verwandelt. Bey einem solchen ist es ganz natürlich, daß die Anziehekraft theilweise zwar wohl durch dessen Inhalt, aber eben so sehr durch die Aeusserlichkeiten desselben bedingt ist. Hat man nicht erfahren, daß oft grundgelehrte Professoren auf Universitäten ohne Zuhörer bleiben, bloß deßwegen, weil sie die Gabe eines gefälligen Vortrages nicht besitzen; daß andere dagegen, die mit solcher begabt sind, bei ungleich minderer Gründlichkeit ihre Hörsäle gefüllt sehen? Darum habe ich bey dem stets bitter gefühlten Mangel an aller Objectivität des Gottesdienstes mich bemüht, in den Innhalt und die Ausführung meiner Predigten hievon soviel aufzunehmen, als diese nur immer zulassen. Darum blieb die trostlose Kleinkrämerei einer von dem Glauben abgetrennten Moral von mir unberührt, und war jener, mit der Anforderung seines Hervortretens an dem gesammten Leben in der unendlichen Reichhaltigkeit dieses Stoffes, das alleinige Gebiet, auf dem ich gerne weilte, mich heimisch fühlte, zu eigener Erquickung mich ergieng. Aber eben deßwegen waren meist die Advents- und andern Festpredigten diejenigen, welche mich selbst am meisten befriedigten, denen ich die größte Aufmerksamkeit zuwendete.

Wie aber das Aufhören alles eigentlichen Gottesdienstes (nach dem strengsten Sinne dieses Wortes) und das Beschränken desselben auf einen bloßen irgendwelchen Lehrvortrag dem Besuch der Kirche eine durchaus veränderte Richtung gegeben habe, dessen überzeugte ich mich einst an einem Weihnachtsfeyertag Nachmittags zu so größerm Verdruß, weil es in meiner eigenen Kirche statt fand. Der Diakon hatte einem fremden Geistlichen die Predigt überlassen. Schon das Thema, welches derselbe ankündigte: über Erziehung, nachgewiesen an der muthmaßlichen Obsorge der Mutter Jesu um diesen ihren Sohn, — war für mich ein, mit meinem

Begriff von diesem Tage und den Anforderungen desselben an die Verkündigung der Heilswahrheiten, durchaus unvereinbares. Die Rede selbst war ihrer geschniegelten Form und ihrem allgemeinen Innhalt nach eine solche, wie sie für einen Abendcirkel sogenannter gebildeter Herren und Frauen in einem wohlerleuchteten Salon unter herumgebotenen Raffraichissements ganz beifallswerth gewesen wäre. Dem Publikum aber, welches den Fremden noch niemals gehört hatte, somit in neuem Gefäß ein neues Gericht sich vorgesetzt sah, galt sie für eine gänzlich befriedigende und passende Predigt, wofür sie aber bloß wegen der Stätte, des Tages, der Stunde und der Versammlung wegen, an, zu und vor welcher sie gesprochen wurde, gelten konnte. Wäre nicht ein Weihnachtslied gesungen, wäre nicht das gewohnte Festtagsgebet gelesen worden, so hätte man das Uebrige eher für ein schöngeistiges Nachmittags-Divertissement, als für einen Gottesdienst halten mögen. Daher war es meine Ueberzeugung seit vielen Jahren, daß mit dem vielbeliebten und vielgebrauchten Spülwasser-Ausdruck „Kanzelredner," wider Meinung und Ansicht, ein Krebsschaden unserer Zeit, an welchem oft katholische wie protestantische Kirchen leiden, treffender und erschöpfender bezeichnet werde, als der Zungenschliff es ahne. Wie oft wird nicht derjenige, welcher von einem Botschafter an Christi Statt das Wort der Versöhnung zu vernehmen begierig wäre, mit eitel Kanzelrednerey abgefertigt, hat darum mit seiner Anwesenheit in der Kirche einen Menschendienst geleistet, da er meinte, des Gottesdienstes gewartet zu haben?

Welcher Mißgriffe, Fehler, Verirrungen ich mir auch bewußt seyn mag, der häßlichsten, verächtlichsten, entwürdigendsten: der bloßen Kanzelrednerey, habe ich nie mich schuldig gemacht. Hievor bewahrte mich einerseits die Anerkennung nicht bloß allgemeiner Berufung von oben, sondern eines

ganz bestimmten, klar verfaßten und genau vorgezeichneten Auftrages durch denjenigen, als dessen Botschafter ich auftreten zu müssen glaubte; anderseits ein Gefühl innerer Würde, die weder zum geistlichen Amüsement Anderer sich hergeben, noch durch gefälligen Ohrenkitzel deren Beifall erwerben wollte. Ich habe daher jene Mittel zu diesem Zwecke, mögen sie nun in dem Stoff oder in der Form liegen, stets entschieden verschmäht. Niemals hätte ich es mir abgewinnen können, da, wo ich als Botschafter an Christi Statt sprechen zu sollen mir bewußt war, die Botschaft mit Stadtneuigkeiten, oder mit Vorfällen, zu deren Berichterstattung die Zeitungen vorhanden sind, zu würzen; nur sparsam, nur wenn in der Veranlassung die genügendste Rechtfertigung lag, habe ich über Kindererziehung mich ergangen; nie habe ich die Gelegenheit herbeigezogen, um über Tod, Trennung und Wiedersehen zu schöngeistern, und niemals es darauf angelegt, die Zuhörer in Schwämme zu verwandeln, die bei dem leisesten Druck stromweise triefen. Auf Wortreichthum, Phrasenflitter, Bilderfülle Jagd zu machen, habe ich ebenfalls verschmäht; bot das Eine oder Andere von selbst sich dar, dann natürlich wurde es nicht abgewiesen, immer aber dem Höchsten und Letzten, dem Einen und Allen untergeordnet. Daher konnte ebensowenig von Anbequemen an den Geschmack oder die Neigung derjenigen, an welche die Botschaft ausgerichtet werden sollte, je die Rede seye; dieses Alles betrachtete ich als Redensarten und Bestrebungen, die für mich gar nicht vorhanden waren. Wenn ich auch einige Wahrheiten behutsamer berührt habe, weil ich wohl wußte, wie weit deren Anerkennung gehe, und wie ein tieferes Eindringen in dieselben nichts nützen, wohl aber Nachtheil hervorrufen würde, so darf ich doch vor demjenigen, der in die Herzen siehet, bezeugen, daß ich nie auch nur *einen* Satz ausgesprochen habe, von dessen Wahrheit ich nicht innigst

überzeugt gewesen wäre, dessen Einklang mit der uralten Glaubenslehre nicht sich hätte darthun lassen. Noch weniger gebrauchte ich je, wofür es an hochgepriesenen Autoritäten nicht gemangelt hätte, Worte, Ausdrücke und Redensarten als normalmäßig gebaute Vorderthüre zu ganz anders construirten Hintergedanken, welche norddeutsche Erfindung so gelehrige Praktiker herangezogen hat. Worte, Ausdrücke und Redensarten mußten stets in meinen Predigten den Vollgehalt haben, in welchem sie in der christlichen Kirche überall und von jeher ausgeprägt worden sind, und vor jedem Versuch, einer falschen Alliage das Gepräge des Weltheilandes aufzudrücken, wäre ich zurückgeschaudert. Darum hielt ich stets nur Predigten im uralten Sinne des Wortes: Botschaften der in Christo erschienenen Gnade; Kanzelrednereyen, Orationen, bloße Vorträge, unter denen man sich denken kann, was man will, blieben mir immerfort ein fremdes Gebiet.

Der Pfingstmontag des Jahres 1797 war der letzte, an welchem die Bürgerschaft meiner Vaterstadt in dem vollen Bewußtseyn ihrer Herrlichkeit erscheinen konnte. Unter dem schirmenden und segnenden Krummstab von Allerheiligen Abtey erwachsen, darauf durch die Macht der Verhältnisse und lauter tadelfreye Mittel allmählig zu grösserer Selbstständigkeit sich emporarbeitend, abwechselnd nur den Kaiser, dann als Pfandschaft die Herzoge von Oesterreich als Oberherren anerkennend, hatte sie unter deren mildem Scepter im Jahr 1411 ihre Verwaltung in einer Weise geordnet, wie wir diese mit mancherlei Schattirungen bey den meisten Städten jener Zeit finden. Vermöge damals getroffener Einrichtung wählte die Bürgerschaft, in ihre zwölf Zünfte getheilt, alljährlich am Pfingstmontag ihre Räthe und ihre richterlichen

Behörden. Es war eine vollkommen demokratische Verfassung, von derjenigen der freyen Länder in der Schweiz nur darin unterschieden, daß bei uns der Gesammtkörper aus Gliedern bestand, während er hier ein homogenes Ganzes bildete. Weil die Stadt im Verlauf der Zeit mit schweren Opfern ihrer Bürger von umliegenden Herren ein Gebiet sich angekauft hatte, über dessen Bewohner sie rechtmäßige Herrschaftsrechte übte, hatte der Aberwitz des achtzehnten Jahrhunderts, als Vorläufer der Umwälzungslust, die sinnlose Benennung einer aristo-demokratischen Verfassung erfunden, gleichwie man ungefähr um dieselbe Zeit unbesonnener Weise den alten und richtigen Ausdruck von freyen Städten und Ländern immermehr an denjenigen von Cantonen zu vertauschen sich angewöhnte.

Man könnte diesen Tag ein Fest nennen, welches die Stadt sich selbst gab, und welches auch in dem geringsten, ärmsten und bedeutungslosesten Bürger das Bewußtseyn der Ehre, des Vortheils und der Würde, eines solchen selbstherrlichen Gemeinwesens Glied zu seyn, wieder für ein Jahr erneuern sollte. Ich möchte sagen, es seye dieses eine Art politischen Cultus gewesen, wodurch die einfache und alljährliche wiederkehrende Operation des Wählens, in der damit verbundenen Solemnität und an dem daran geknüpften Pomp, eine höhere Bedeutung gewonnen habe, dem Begriff und dem Bewußtseyn des Einzelnen näher gerückt, verständlicher gemacht worden seye. Wurde das Geschäft auch nicht geradezu vergeistigt, so wurde es doch zu seiner höchsten Potenz erhoben und der Pulsschlag, welcher immer von neuem das Lebensblut durch das gesammte Geäder trieb. Die Revolution hat einen Rest dieses Gebrauchs müssen bestehen lassen, aber jener Cultus ist unter ihren Händen zerronnen, und, was einst ein so bedeutungsvolles Moment war, ist zum kalten, langweiligen, abtödenden Mechanismus eingeschrumpft.

Des frühen Morgens versammelte sich auf dem Rathhause der grosse Rath, um, gleichsam als letzten Act seines Daseyns, den Amtsbürgermeister für das beginnende Jahr zu wählen, damit wenigstens, weil hiemit jener selbst wieder in die Reihen gewöhnlicher Bürger zurücktrat, diese nicht ohne Haupt seye. Denn der Theorie nach sollte der Bürgermeister nicht aus der Mitte des Raths, sondern bloß aus der Mitte der Bürger gewählt werden; der mehrhundertjährigen, weil natürlichen, Praxis zufolge hatte er aber bis zu diesem Augenblick, welcher den Rath auflöste und in der Gesammtheit der Bürger zerrinnen ließ, demselben immerdar angehört. Während jene Wahl vor sich gieng, wurde eine kleine Glocke geläutet, die in einem besondern Gebäude hieng und nur hiefür gebraucht wurde. Die Bürger hatten sie einst bei dem Zuge gegen ein benachbartes Raubschloß erbeutet, und — wie im Mittelalter gebräuchlich — als Siegesbeute mit sich nach der Stadt genommen. Nach dieser Wahl, wobey die einfache, schlichte und biedere Uebung vorherrschte, denjenigen, welcher das vorvorige Jahr die Stelle bekleidet hatte (die Männer wurden damals der Jugend noch nicht zu alt, deren Tüchtigkeit wurde ihrer allgültigen und dominirenden Controle noch nicht unterworfen, und noch in keinen Schenken ventilirt, was man aus Jedem zu machen geneigt seye), aufs neue zu wählen, zog der abgetretene Rath, gefolgt von vielen in die Standesfarbe gekleideten Dienern, nach der Kirche. Alle Fenster der Häuser an der Straße dahin waren bis in die obersten Stockwerke hinauf mit Zuschauenden besetzt. Kinder hätten es sich um keinen Preis abkaufen lassen, dem Festzug zuzusehen, und sie fühlten sich so glücklich als stolz, wenn Verwandte oder elterliche Freunde Häuser bewohnten, in denen sie mit Sicherheit auf Aufnahme zählen konnten. Aber auch die Frauen, war es ihnen irgendwie möglich, versäumten es nicht, den Zug anzusehen; man ließ manchen Tag

vorher anfragen oder einladen, um ja einer Stelle sicher zu seyn. Mit welchem Selbstgefühl blickten nicht die Kinder aus ihren Fenstern auf andere herab, die sich mit der Straße begnügen mußten, zumal wenn zweideutige Witterung diesen Aufenthaltsort bedenklich machte!

Inzwischen hatte sich in der Kirche die Bürgerschaft, aber ausschließlich diese, denn Niemand sonst wurde geduldet, versammelt. Sobald dann diejenigen, die während des vorigen Jahres den Rath gebildet hatten, hier angelangt waren, rief der Großweibel mit lauter Stimme: „Wer meiner Hochgeacht Gnädigen Herren Verburgerter nicht ist, der trete ab.“ Wehe dem Fremden, der sich eingeschlichen hätte! Darauf wurden die Thüren geschlossen, die sogenannte Burgeroffnung, die Grundlage der öffentlichen Einrichtungen, verlesen, auf dieselbe der Eid geleistet. Auch in der Pflicht jährlicher Huldigung ward ein Vorzug anerkannt, der einzig den Bürgern zukommen könne; die Unterthanen huldigten bloß, so oft ein neuer Landvogt oder Obervogt über sie gesetzt ward, und diesem nur in seiner Eigenschaft als Obervogt, nicht als Repräsentant der Regierung.

War diese Feyerlichkeit — einst durch eine Predigt eingeleitet, in den letzten Zeiten nicht mehr — beendigt, so zertheilten sich die Bürger nach ihren Zünften, um die Wahlen der Rathsglieder und der Beisitzer einiger richterlichen Behörden vorzunehmen. Selten versäumte Einer in der Versammlung sich einzufinden, auffer das höchste Alter, Krankheit, oder Abwesenheit hätte ihn gehindert. War auch, wie ich schon früher erwähnte, eine Abweichung von den vorherigen Wahlen beinahe unerhört, so wurde doch von den Wählenden das Recht, selbst in der bloßen Bestätigung eine Wahl üben zu können, nach seinem vollen Werth gewürdigt, von den Gewählten die Ehre, die in dem neuerdings geschenkten Vertrauen ihnen wiederfahren, anerkannt. Die Wör-

ter politisiren und politische Meinung waren damals noch nicht einmal in dem Wörterbuch zu finden, geschweige denn in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen, und mit der heutzutägigen Knallrednerey über dergleichen wäre man von jedem Kind ausgelacht worden. Aber ein stolzes Gefühl, was es heiße, einer freyen Stadt vollberechtigter Bürger zu seyn, lebte, weil von Jugend an genährt, durch so manche wiederkehrende Gelegenheiten immer aufgefrischt, in eines Jeden Brust. Es lautete auch damals der Ausdruck für die höchste Strafe, welche nach der Todesstrafe über einen Bürger konnte ausgesprochen werden: denselben „ehr- und wehrlos erklären." Dieser Ausdruck ist jetzt verschollen, und die „bürgerlichen Rechte" nehmen die Stelle der Ehre unserer Vorfahren ein.

Um Mittagszeit versammelten sich die Mitglieder jeder Zunft zum Festmahl, wozu der Wein aus öffentlichen Mitteln reichlich geliefert, immer sorgfältig der beste, welcher aufzutreiben war, ausgesucht wurde Obwohl von diesem Allem Frauen und Kinder wie natürlich ausgeschlossen waren, so war dennoch der Pfingstmontag auch für sie, ja für die ganze Einwohnerschaft, ein festlicher Tag, ja er überragte alle andern Tage des Jahres. Man freute sich Monate, Wochen vorher auf denselben, seufzte um schöne Witterung, beobachtete während der vorangehenden Tage ängstlich Wind und Wetterzeichen und den Himmel, ob er sich umwölke, ob er, wenn Regen vorangieng, sich aufheitere, ob er Befürchtung, ob er Hoffnung wecke; und die Kinderschaar wenigstens hätte freudig den Dichter geküßt, der in Wahrheit am frühen Morgen mit dem Trost sie würde begrüßt haben:

Nocte pluit tota, redeunt spectacula mane;
Divisum imperium cum Jove cives habent.

Wie an diesem Tage an den „Herren" der beste Manns-

schmuck, den Jeder besitzen mochte, der schönste Degen, die kostbarste Tabakdose, die vorzüglichste Perücke prangen mußte, so wurden, wenn es immer geschehen konnte, für Kinder die neuen Kleidungsstücke, selbst bis auf die Schuhe hinunter, auf den Pfingstmontag aufgespart. Auch die Frauen suchten an diesem Tage den vorzüglichsten Putz an sich zu vereinigen. Die Mägde bekränzten die vielen öffentlichen Brunnen in der Stadt, vornehmlich diejenigen, auf welchen Bildsäulen standen. Wie bei der Krönung des Kaisers „des heiligen Reichs Deutscher Nation" ein Ochse gebraten, ein Haufe Haber der Menge Preis gegeben wurde und an den Wein ausströmenden Brunnen Jedermann schöpfen konnte, als Sinnbild, daß unter glückhaftiger Regierung des neuen Oberhauptes durch alle Landschaften des Reichs Ueberfluß walten solle, so trug das Bild eines der heiligen drei Könige über dem Brunnen, an welchem der Zug sich vorüberbewegen mußte, ein Glas rothen Weines mit einem Butterweck, als Sinnbild, daß von Theilnahme an der frohen Festlichkeit nicht einmal das Todte dürfe ausgeschlossen seyn. — Daneben war dieß der einzige Tag, an welchem die große Brunnquelle vor der Stadt gezeigt wurde, und zu welcher vornehmlich die Kinder zogen, um an hineingelegten Puppen sich zu überzeugen, daß alle Neugebornen aus dieser aufgefangen würden. In jeder Haushaltung war es Gebrauch, ein besonderes Gericht, dem Geschmack der Kinder entsprechend, auf den Mittagstisch zu bringen. Erlaubte es die Witterung, so wurden Spaziergänge oder kleine Spazierfahrten gemacht, wobei aber ausschließlich Personen weiblichen Geschlechts und Kinder getroffen wurden, weil die Männer auf ihren Zünften sich gütlich thaten, oder nachher bloß mit einander das Freye suchten, um für den Schmaus am Abend sich wieder zu stärken. Wie glücklich mag nicht der volljährige Bürger sich gefühlt haben, wenn er an diesem Tage zum Erstenmal unter seinen Mit-

zünftigen sein Recht üben, an der Ehre und an der Freude derselben Theil nehmen konnte!

Ich hatte Verwandte, welche ein an das Rathhaus anstossendes Haus bewohnten, daher konnte es mir für den Pfingstmontag niemals fehlen. Auch bin ich, so weit ich mich zurückdenken mag, Jedesmal an diesem Tag in jenes Haus gebracht worden. Gewiß durften meine Eltern in den paar vorangehenden Wochen auf den pünktlichsten Gehorsam bei mir zählen, indem schon die blosse Drohung, an dem so lange und so heiß ersehnten Tage zu Hause bleiben zu müssen, mich unglücklich gemacht hätte. Es fehlte auch nicht an mancherlei Reden und Bemerkungen, welche geeignet waren, meinen Begriff von diesem Tage zu erhöhen. Kam dann der Zug von dem Rathhause hinunter, so ermangelten meine Verwandten nie, auf meinen Vater mich aufmerksam zu machen, und sobald ich ihn erblickte, wandelte mich immer ein heiteres Gefühl, an, nicht weil ich meinen Vater sah, sondern weil ich ihn unter „Meinen Hochgeacht Gnädigen Herren des Großen Rathes" sah. Die Herrlichkeit unserer Stadt trat mir da lebendiger vor Augen, und ich meinte, es gienge deßwegen ein ungleich grösserer Theil derselben auf mich über, weil unter den Vierundachtzig, welche da hinunterzogen, auch mein Vater sich befinde.

Das sind nun verschollene Dinge. Die Reihe derer, welche dieses Alles noch mit Augen gesehen haben, wird immer lichter, immer lichter der Kreis Solcher, die es nicht bloß gesehen haben, die es zu würdigen wußten, die noch mit jugendlich frischer Lebendigkeit in jene Zeit sich versetzen können. Die Ueberschwänglichkeit jetziger Zeitgenossen, die in das Gestaltlose zerrinnen, gähnt, wenn man von diesen Tagen zu ihr spricht; „Perückenzeit", ist der Ausspruch, womit sie dergleichen Erinnerungen abfertigt. Jede Ahnung von der Macht, welche dergleichen Lebensgestaltungen auf die

Gemüther einst geübt, aber nicht deren Ahnung allein, sondern jede Empfänglichkeit dafür, wird zerrednert, zertobt, zerpolitisirt, zerradicalisirt. Dem jetzigen Zustande gegenübergehalten, könnte man sie einem Claude Lorrain neben einem Seesturm von Berghem vergleichen; dort Milde, Ruhe, heitere Luftperspective, ein über die ganze Landschaft ausgegossener Ton des Stillen, Anmuthigen, Behaglichen, Wohlthuenden; hier glühender Sonnenbrand, aus schwarzen Wolkenmassen hervorbrechend, ein gepeitschtes Meer, schäumende Wellen, Wasserschlünde und Wogenvulkane, herumgebeutelte Schiffe, eine sich zerarbeitende Mannschaft, nicht eines sichern Zieles sich bewußt, nicht einem schirmenden Hafen zusteuernd, allaugenblicklich in Gefahr, von den Wogen verschlungen oder an den Felsenriffen zerschellt zu werden. Denjenigen, welche diese Vergangenheit, ob auch noch nicht zwei volle Menschenschenjahre zwischen inne liegen, als ein Vormaliges, Gewesenes, Verschwundenes erscheinen mag, denen mit der Zeit auch der Raum zerronnen ist, also daß sie gleich geruhig vernehmen können, so sey' es einst in ihrer Vaterstadt gewesen, als würde es ihnen aus einer Provinz von China berichtet, ist dieses weniger zu verargen, als jene blähende Hoffahrt, in der sie mit abschätzigem Blick in dasselbe hineinschauen; die, weil sie in der Gegenwart das große Wort an sich gerissen haben, weiter dann, wenn sie die gemeinsamen Einrichtungen und die gesellschaftliche Ordnung aus Mißtrauen, Formelnwesen, Paragraphenwust, Anmaßung, Stellen- und Besoldungsgier zusammenbrauen, eine Glückseligkeit ins Daseyn zu rufen wähnen, deren jene, ihrer Meinung nach langweilige, Vergangenheit nicht fähig, ja nicht einmal würdig gewesen seye. Was das erste anbetrifft, so ist es wahr: die Schulstuben waren damals noch keine Werkstätten, welche fertige Staatsmänner, Gesetzgeber und Volksbeglücker alljährlich zu Duzenden lieferten; wer sich geltend machen wollte, hatte

noch den weitwendigen Weg des Hörens, Sammelns, Arbeitens durchzumachen, bis er zum Sprechen, Lehren, Leiten gelangte; es gab noch eine Laufbahn und nicht bloß zwei Endpunkte: denjenigen des Heraufstauchens und denjenigen des obersten Zieles; man kannte noch eine Vergangenheit und hielt sich daher gegen eine Zukunft verpflichtet; die Gegenwart, die mit jedem Jahr beginnende und mit jedem Jahr zerrinnende, war noch nicht Eines und Alles; und wenn wir hoffen dürften, es möchte einst die Jetztzeit, zusammt dem, was derselben vorangegangen ist, einer ruhigern, stätigern, besonnenern Nachkommenschaft als Vergangenheit sich darstellen, so könnte es eine große Frage seyn, wer (um eine Tagsatzung, als den Scheitelpunkt der schweizerischen Verhältnisse zu berühren) ein glimpflicheres Urtheil zu gewärtigen hätte: die gepuderten Perücken unserer Väter, oder die Commis-Voyageurs-Schnäuze der jetzigen Champagner-Cameraden?

Nicht daß jene Zustände ideale gewesen wären, daß in ihnen eine Macht gelegen hätte, die anerborne Art der Menschen entweder umzugestalten, oder so zu zügeln, daß sie nicht in mancherlei Weise dennoch, und nicht immer in den beifallswerthesten Erscheinungen, hervorgetreten wäre. Ich bin nicht ein so blinder oder starrer laudator temporis acti, um ausschließlich Licht sehen zu wollen, wo des Schattens nur allzuviel ist. Wie auch damals Macht und Ansehen zu Gewaltthat führte, wie launenhaft angewendete Gönnerschaft viel Nachtheiliges veranlaßte, wie Abneigung manchmal bittere Erfahrungen weckte, wie Verschleuderung oder Verunschickung der öffentlichen Mittel oft nur zu nachsichtig behandelt wurde, wie gerade in dieser Beziehung in einen unberührbaren Schlendrian Alles eingerostet war, dessen wüßte ich Manches zu berichten. Denn aus hie und da vernommenen Aeusserungen und Erzählungen meines Vaters, aus spätern Mittheilungen älterer Personen ist mir hierüber unendlich Vieles

im Gedächtniß geblieben, was jetzt vielleicht niemand mehr oder nur äusserst Wenigen noch bekannt ist, und was gegen Ueberschätzung der Einrichtungen wie der Personen genugsam mich sichert. Doch bei allem Unvollkommenen, Mangelhaften und Tadelnswerthen herrschte ein gewisser Anstand, wurde noch Maaß gehalten, lag eine Anerkennung jedes Rechts immer noch zu Grund. Versuchte man auch, dasselbe zu umgehen, bisweilen zu schwächen, — imperatorisch wegdekretirt, und das noch mit dem selbstgefälligen Blick rei quasi bene gestæ, wurde es noch nicht. Hieng man manchmal mit zähem Starrsinn an Veraltertem, so würde auf die Frage: was denn bei dem endlosen Herumwirbeln der Einrichtungen, wie der Personen, für das allgemeine Wohlbehagen gewonnen werde? eine befriedigende Antwort schwer zu ertheilen seyn. Will man jener Abgemessenheit der Formen bei öffentlichem Zusammentreffen, in der man damals grössere Achtung vor dem Großweibel hegte, als heutzutage vor dem Amtsbürgermeister, den Vorwurf der Steifheit machen, so wolle man mich über den Gewinn belehren, der aus der Beiseitsetzung aller und jeder Formen, aus der Verschmelzung aller Lebensalter und aller Rangstufen zu gleichen Brüdern und Gesellen hervorgehe. Klagt man die Männer jener Zeit an, sie hätten der Jugend keine unabhängige Meinung zugestanden, und das Endziel derselben allzuweit in die Jahre hinausgerückt: so möchte ein Zweifel, ob die öffentlichen Angelegenheiten bei dem lauten Wort der Jugend und dem Naserümpfen über die Alten besser fahren, und ob gemeinsame Zeitverschleuderung vorzüglichere Befähigung zu Allem ertheile, als einsame Arbeitsamkeit, nicht verargt werden. Es ist wahr: Familien-Rivalitäten und Prioritäten blieben nicht immer ohne nachtheiligen Einfluß, weniger auf die öffentlichen Angelegenheiten als auf Einzelne, die an denselben Theil nahmen; aber die einen fanden oft unerwartet ihre Beilegung, die andern sahen

sich gleichfalls ein Ziel gesetzt, beide waren immer zu mancherlei Rücksichten, zu zahmem Auftreten, zum Maßhalten genöthigt; indeß jetzt politische Färbung eben dasselbe, nur weit schonungsloser, ungestümer, hochfahrender, durch Gegengewicht weniger innerhalb heilsamer Schranken gehalten, durchsetzt. Die Formen sind anders, im Einzelnen vielleicht etwas zuträglicher geworden; ob aber die Menschen auch nur geblieben seyen, wie sie damals waren, darüber muß Jedem das selbsteigene Urtheil gelassen werden. Wähnt man dann durch Achselzucken und mit dem Schlagwort „Spießbürgerei" diese vormaligen Zustände abfertigen zu können, so wolle man, bevor die gegenwärtigen gewürdigt oder gar preisend herausgehoben werden, bedenken, daß aus allgemeinem Schiffbruch, wenn nichts, so doch aller Schofel der sogenannten Spießbürgerei glückhaftig gerettet und seitdem mit dem flachsten und abgestandensten Liberalismus zu einem neuen Gebäck verknetet worden seye. Welches Labsal dasselbe gewähre, läßt sich denken.

Die Revolution kam. Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft wurde verkündet. Es sollte keine Stadt, keine Landschaft mehr geben, ein Canton Beide vereinen. Man wählte Repräsentanten, doch die Stadt deren zweimal so viel als das Land. Der Aelteste der Stadt mußte dem Aeltesten vom Land feyerlich den Bruderkuß ertheilen. Jener war der bisherige Statthalter Stockar, aus einem adelichen Geschlecht, ein so gelehrter als feiner Mann; dieser zufällig sein Holzfuhrmann aus einem kleinen Dörfchen. Darauf zogen sie, je Einer vom Land zwischen Zweyen aus der Stadt, wie sonst am Pfingstmontag die „Hochgeacht Gnädigen Herren", vom Rathhaus hinunter, dießmal aber nicht in die Kirche zum Eid, sondern auf ein Gesellschaftshaus zum Mittagessen. Ich

sah aus den Fenstern meiner Verwandten wieder zu, wie sonst am Pfingstmontag; und wieder freute ich mich, unter den Hinabziehenden meinen Vater zu erblicken. Zu Hause aber fehlte es nicht an Bemerkungen über den Bruderkuß, über das neue Personale, über das Mittagessen, über das ganze Wesen und Bestreben der Revolution. Jedoch unter dem tagtäglich Neuen, was dieselbe brachte, und bald meine Schaulust reizte, bald meine Neugierde beschäftigte, konnte ein Urtheil über sie Anfangs nicht so leicht sich festsetzen. Die erste Form, in welcher die öffentlichen Angelegenheiten behandelt wurden, war diejenige einer Versammlung von Repräsentanten der 25,000 Menschen (klein und groß) zählenden Schaffhauser-Nation (National-Versammlung). Ihre Berathungen waren öffentlich. Nun war das für mich und zwei meiner Schulkameraden, mit denen ich mich allmählig vorzugsweise befreundet hatte, zu lockend. So oft diese Versammlung Sitzung hielt, wurde die freye Zeit, sonst zum Herumtreiben auf der Straße verwendet, ihr gewidmet. Nie fehlten wir als Zuhörer, dafern die Schule nur irgendwie es zuließ. Hatten wir eine müßige Zwischenstunde, so wurde sämmtlicher Büchervorrath mit in den Rathssaal geschleppt, und dort, entweder an einem Riemen über der Schulter getragen, oder auf die Schranken, hinter welchen wir stunden, hingelegt. War die uns zurückrufende Lehrstunde verflossen, so durften die Vaterlandsväter darauf zählen, uns wieder zu erblicken; und konnten wir nicht zusammen uns einfinden, so war dieß doch der verabredete Ort, um sicher uns zu treffen. Meistens waren wir drei die einzigen Zuhörer. Der Mehrzahl der Bürger hätte der Unmuth über den Verlust ihrer wohlerworbenen Rechte es nicht zugelassen, als solche sich zu stellen. Kam je Einer, so gab sein Blick unverkennbares Zeugniß, wie werth diese Einrichtung ihm seye. Auch war man noch zu sehr gewohnt, „seine hochgeacht gnädigen Herren und Obern"

walten zu lassen, als daß die Revolution der Formen so schnell eine Revolution der Gewohnheiten hätte bewerkstelligen können. Endlich hätten die Ehrenvestern unter der arbeitenden Classe der Bürger eine solche windige Tagdieberei damals verabscheut.

Allein das Reich dieser National-Versammlung war nicht von langer Dauer. Ein Mitglied des ehevorigen Raths, welches wenige Jahre vor der Revolution eines grellen Vergehens wegen „ehr- und wehrlos", d. h. alles bürgerlichen Werthes verlustig erklärt worden war, glaubte den günstigen Augenblick gekommen, um den Gliedern der vormaligen Obrigkeit einen empfindlichen Streich versetzen, hiemit ebensosehr sein patriotisches Gefühl (nach damaligem Begriff des Wortes) bethätigen, als sich erfolgreich rächen zu können. Er begab sich insgeheim zu dem Commissaire ordonnateur en Chef, dem Bürger Mengaud, dem über die Schweiz gesetzten Satrapen des französischen Direktoriums, und schwärzte die Nationalversammlung als eine Cohorte von Oligarchen an. Das hatte die imperatorische Ordonnanz zur Folge: „daß die große Nation solchen Unfug, wie er in Schaffhausen getrieben werde, unmöglich dulden könne. Er verfüge daher, daß kein Mitglied der vormaligen Klein und Großen Räthe vor Ablauf eines Jahres zu irgend einer öffentlichen Stelle wählbar seye." Betroffen über diesen Gewaltsspruch, sandte die Nationalversammlung alsbald ihren Schreiber an den Gebietiger ab, um schriftlich und mündlich den Sachverhalt auseinanderzusetzen, von dem gemachten Vorwurfe sich zu reinigen und die Nothwendigkeit einer Rücknahme des Befehls darzuthun.

Inzwischen waltete über jenes boshafte Unterfangen des Betreffenden allgemeine Entrüstung unter der Bürgerschaft. Doch lebte Hoffnung, die triftigen Gründe, welche gegen eine solche willkürliche Rechtloserklärung von 84 Männern

vorgebracht werden konnten, würden bei dem Gewaltigen eine Sinnesänderung bewirken. Mit Ungeduld harrte man der Rückkehr des Abgeordneten. Es war auf einen Donnerstag, Nachmittags zwei Uhr, auf welche Zeit die Versammlung eilends und ausserordentlich zusammen berufen wurde, dieses das einzige Mal, daß der, für die Zuhörer bestimmte Raum gedrängt voll war. Auf allen Gesichtern ließ sich die Spannung lesen, in welcher man die Berichterstattung erwartete. Diese sprach von anfänglicher großer Mißstimmung des Franzosen, wie hierauf das Interdict erneuert, der Abgeordnete, ob in der vorigen Regierung er ebenfalls Sitz und Stimme gehabt, befragt, auf die verneinende Antwort bemerkt worden seye: ihn (den Abgeordneten) berühre das Verbot nicht, er einzig seye zu jeder Stelle wählbar. Eine schriftliche Rückantwort, versicherte derselbe, habe in der Eile nicht können verfaßt werden.

Mit dieser Berichterstattung hatte das Daseyn der Nationalversammlung ein Ende. In unverkennbarer Entrüstung verliessen die Bürger die Rathsstube, und es hätte nur des leisesten Zeichens bedurft, so würden sie dem Urheber dieser Beseitigung aller Männer ihres Vertrauens seine Tücke bitter vergolten haben. Zu Hause dann fehlte es nicht an beissenden Bemerkungen über diese Sendung. Mehr als einmal hörte ich: in dem Jubel, aus einer Zahl von 85 allein wählbar zu seyn, habe der Abgeordnete die erste Pflicht eines Gesandten vergessen, nämlich, die Beglaubigung treuer Verrichtung seines Auftrages zu verlangen. Die Zusicherung der fremden Gebieters habe ihn dermaßen berückt, daß er weder der Nothwendigkeit noch der Schicklichkeit einer solchen gedacht habe. Zu anderer Zeit hätte man eine größere Ehre darin gefunden, das allgemeine Loos zu theilen, als auf diese Weise selbst an die erste und angesehenste Stelle zu gelangen.

Nicht lange vorher mußte auf dem Hauptplatze der Stadt ein Freiheitsbaum mit allerley Bändern und ähnlichen Siebensachen aufgerichtet werden. Der Regierungsstatthalter hatte bei dieser Gelegenheit eine Rede abzustoßen, die Nationalversammlung mußte paarweise auf den Platz ziehen, und abwechselnd die Schaufel ergreifen und Erde in das Loch werfen, in welches der Baum gestellt wurde. Die Jugend beiderley Geschlechts hatte Lieder dabei zu singen. Da fehlte es wieder nicht an Bemerkungen über das lächerliche Fastnachtsspiel, über den wurzellosen Baum, über die Flittern an seinen Aesten. Sobald sich dann die Revolution in ihren vollen Gang gesetzt hatte, wurden für die neu gewählten Behörden durch die Central-Regierung mannigfaltige Uniformen und Hutgattungen decretirt; Schärpen von verschiedener Farbe, von den Einen über die Achsel getragen, von den Andern um die Lenden geschlagen, waren die sichtbaren Abzeichen, welchem Zweige der Verwaltung der Einzelne angehöre. Das gab abermals Gelegenheit zu Spott, zumal wenn Mitglieder aus den ehemals unterworfenen Dörfern in solchen seidenen Schärpen daher traten. Alle diese Aeusserungen fielen bei mir auf einen guten Boden; nie habe ich sie aus dem Gedächtnisse verloren.

Wie in unsern Tagen in Nachäfferei desjenigen, was ein unbotmässiges, stürmisches, in seinem Innern madenfrassiges Geschlecht am Seinestrand in wilder Meuterei zu Tage getobt, nicht selten als fördernder Aufschwung der Menschheit angepriesen und durch Gleichgeartete geflissentlichst auf fremden Boden verpflanzt wurde, so geschah es auch damals in der Schweiz. Die sogenannten Töchterrepubliken glichen den jungen Entchen, welche der alten blind in jede Pfütze,

selbst in jeden Strudel nachwatscheln. So kam es, daß erst zu Aarau, hierauf zu Luzern dieselben Phrasen erschollen, wie zu Paris, derselbe Haß gegen die Vergangenheit, gegen alle geschichtliche Erinnerung, gegen alle Herkunftsverschiedenheit affectirt ward, in dieser Beziehung dort ähnliche Verordnungen ergiengen, wie hier. Man begnügte sich nicht damit, die Gegenwart durchweg umzugestalten, auch die Vergangenheit sollte im Sinn derselben rectificirt werden. Ein scharfes Interdict ergieng wider alle Wappen an den öffentlichen Gebäuden, an den Wohnungen der Privatpersonen. Ob sie, in Stein gehauen, Denkmäler ehevoriger tüchtiger Arbeit, ob sie Schmierereyen eines höchst gemeinen Pinsels waren, sie mußten verschwinden. So sah man jetzt an allem Eigenthum der Stadt, an mancher Wohnung ehevoriger Geschlechter eifrig meißeln und tünchen. Weil aber hier keine besoldungsbedürftigen Fremdlinge anderer Cantone in die Stellen sich eingenistet hatten, so beschränkten die Angestellten (insgesammt Mitbürger) die Vollziehung des Befehls nur auf die erstgenannten Gebäude; wie derselbe an den andern wolle vollzogen werden, das überliessen sie dem Belieben eines Jeden. In zaghafter Schmiegsamkeit kamen die Einen ihm nach, Andere ließen ihn auf sich beruhen, wollten abwarten, ob Drohung oder Zwang sie nöthigen würde. Wie manchmal hörte ich nun im elterlichen Hause diese beloben, jene, als kriechend vor dem fremden Gräuel, tadeln, das Verschwinden der Wappen über ein paar Thoren, als Zierden derselben, beklagen? Straßenkoth, hieß es, hätte man darüber werfen sollen, dann würde er durch den Regen nach und nach abgewaschen worden seyn, und allmählig wären die schönen Wappen wieder zum Vorschein gekommen; oder, bei dem immer wieder geäusserten Glauben, das Ding könne doch nicht lange halten: in kurzem wären sie mit leichter Mühe zu reinigen gewesen, und hätten von neuem, wie

vielen dahingegangenen, so manchen kommenden Geschlechtern Kunde gegeben von der wohlerworbenen, treulich bewahrten Herrlichkeit der Stadt. — Aehnliche Gesinnung ist zu jener Zeit bei einem holländischen Edelmann zur That geworden. Er sollte den Wappenschild von seinem Wagen vertilgen. Statt dessen ließ er mit Wasserfarbe eine Wolke darüber mahlen und die Unterschrift: il passera! Mit der Rückkehr vernünftigerer Zeiten konnte ein Schwamm leicht helfen. — Die Wolke war vorüber gegangen!

So gieng es mit dem abgeschmackten Wort „Bürger", welches die Stelle der bisherigen Höflichkeitsformeln ersetzen sollte. Auch dieser nachgeahmte Gebrauch konnte eigentlich in unsere Umgangssprache niemals so sich einnisten, wie in andern Schweizerstädten; die alten Benennungen „Junker" und „Herr" blieben geläufig, nach wie vor; nur etwa einem aus niedererm Stand mochte die Gleichstellung in der Anrede wohl thun. Bald wurde von meinem Vater die lächerliche Seite dieser Neuerung hervorgehoben, dann über das Affenthum mit dem französischen Citoyen der Unwille losgelassen, immer das Wort selbst, wenn es nicht konnte abgelehnt werden, mit gerunzelter Stirne vernommen. Noch heutiges Tages höre ich das Murren, wenn es auf der Adresse eines Briefes vorkam, und weiß, daß es gegen einen damaligen Correspondenten in Bern, der regelmässig über die Begegnisse des Tages berichtete, am Ende förmlich verbeten wurde. Was wäre wohl über jenen Pfärrer in Basel gesagt worden, der, nicht aus Buhlerei gegen die Revolution, sondern in bebender Zaghaftigkeit die Leidensgeschichte des Erlösers so zu lesen begann: „In der Nacht, da unser Bürger Jesus verrathen ward?"

Unter den zwölf Gesellschaften und Zünften, in welche die gesammte Bürgerschaft von Schaffhausen seit länger denn vier Jahrhunderten eingetheilt ist, war diejenige der Schmie-

den die zahlreichste, die begüterteste; als die entschiedenste in Wahrnehmung aller Rechte, bisweilen auch stürmische, galt sie seit langem. Das Element, dessen die Mehrzahl ihrer Glieder zu ihrem Gewerbe bedürfe, hieß es, sprühe nicht selten in ihren Köpfen. Mein Vater war ihr zweiter Vorsteher dem Range nach, ihr erster hinsichtlich des Vertrauens, womit die Zunftgenossen ihn beehrten. Zwar gab es damals und noch weit hinab in unsere Zeit keine Zunft, welche revolutionären Neuerungen weniger huldigte, als diese; keine, welche in Behauptung jedes rechtlichen Besitzes zäher sich erzeigt hätte; keine, welche, Verlorenes oder Entrissenes wieder zu gewinnen, bereitwilliger gewesen wäre. Wie gerne hätten sie nicht das Geschäft ihrer Handwerksgenossen bei dem Propheten getheilt: „Die Hörner der Heiden abzustoßen, welche ihr Horn über das Land Juda erhoben haben, um es zu zerstreuen!“ Wenn aber bei Solchen, die hoch über dem Handwerker zu stehen glauben, die sogenannten Principien vor dem augenblicklichen Vortheil mit leichter Mühe in den Hintergrund geschoben werden, sind jene schärfer zu beurtheilen, wenn eine solche Anwandlung auch sie beschleicht? So kam es, daß bei entschiedener Abneigung gegen die Revolution, einige Zunftgenossen, damals in bestem Mannesalter, dieselbe dennoch zu Vertheilung des Zunftgutes benützen wollten. Ich weiß wohl noch, wie mein Vater einige Zeit von ihnen gleichsam bestürmt wurde; und obwohl ich nie Zeuge der Unterredungen war, so hörte ich ihn doch manchmal über diese Verirrung klagen, und mehr als einmal sich äußern: „er habe den Betreffenden die bestimmte Erklärung gegeben, daß er solchem Vorhaben aus allen Kräften sich widersetzen werde; daß er sich lieber würde zerreissen lassen, als zu einem derartigen Antrag seine Beistimmung geben. Die Jetztlebenden hätten kein anderes Recht als dasjenige der Nutznieſſung an dieses Gut; von den Vorfahren

ihnen überliefert, geböte es heilige Pflicht, dasselbe den Nachkommen aufzubewahren." — War mir hierin nicht das Parta tueri gegeben, noch bevor ich es gewählt hatte? Es ist falsch, daß die Zeiten sich ändern, nur die Menschen ändern sich.

Alle diese Vorgänge, Erörterungen, Bemerkungen giengen nicht an stumpfem Sinne vorüber. Der zwölfjährige Knabe pflichtete allen letztern bei, bewahrte sie in seinem Gemüthe; nicht deßwegen vorzüglich, weil es von der väterlichen Autorität ausgieng — denn er muß sich wohl anklagen, in manchen andern Dingen gegen diese in größere Opposition getreten zu seyn, als seiner Rückerinnerung lieb ist — sondern weil verwandte Neigungen instinctartig diesem Allem entgegenkamen. So erwies ich mich damals schon als entschiedener Feind der Revolution, als Gegner dessen, was von unten herauf durchgesetzt werden will, als warmer Verfechter aller wohlerworbenen Rechte und glühend für deren unverrückte Anerkennung, für deren stätige Beschirmung, für unantastbare Gerechtigkeit. Das Gefasel von Menschenrechten, denen zufolge Alle an Allem Theil haben, gewissermassen Alle durch Alle regiert werden sollten, wollte mir schon damals nicht in den Kopf eingehen; dieser ist im Verlauf der Jahre in solcher Beziehung nicht bildsamer geworden.

War es Haß gegen die Revolution, welche in Oesterreich den einzigen beharrlichen Gegner auf dem Festlande hatte, war es ein Trieb zu Recht und Gerechtigkeit, welche in der Besetzung Schlesiens durch den König von Preußen eine Verletzung dieser Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft ahnete, die meine Vorliebe für das hohe Erzhaus auch auf frühere Begegnisse übertrug? Entschieden trennte ich mich hinsichtlich dessen, was in dem Verlauf des siebenjährigen

Krieges die jugendlichen Gemüther in Theilnahme bewegte, von einigen meiner Altersgenossen, die damals gleich mir Archenholz's Geschichte dieses Krieges lasen. Die gewonnenen Schlachten des Königs von Preußen machten mich traurig, ich jubelte nur, wenn der eiserne Würfel für Oesterreich fiel, und was Andern Friedrich II war, das war für mich die hochgesinnte Erbinn des Hauses Habsburg. Der nachmalige Lüneviller-Friede, welcher die schönsten, aber wehrlosen, Theile des deutschen Reichs den durch ruhiges Zusehen das Erstarken der revolutionären Frankreichs Fördernden zuwarf, konnte nicht versöhnen.

So wurden die aus dem Sturmeswehen der Gegenwart hervorgebrochenen Anschauungsweisen auf die Vergangenheit übergetragen, in letzter Beziehung weniger darnach gefragt, wo die größere Thatkraft, wo der eindringlichere oder umfassendere Geist gewaltet, sondern mehr, wo das größere Recht, wo für dieses der Einsatz in die Wagschale? Darum galt zu eben dieser Zeit, als Lucans Pharsalien gelesen wurden, Cäsar dem 13jährigen Knaben als Revolutionär, als Häuptling der aufgelehnten Masse; war Pompejus sein Held, weniger seiner Person nach, als weil er für Roms bisherige Einrichtungen an der Spitze seiner höhern Stände gekämpft. Des Lehrers schwache Einwendung, daß dieser, hätte ihm das Glück gelächelt, wahrscheinlich dieselbe Wendung würde genommen haben, wie jener, war mit der Entgegnung, daß Urtheile bloß auf vorliegende Thatsachen, nicht auf geträumte Möglichkeiten zu gründen seyen, leicht zu widerlegen.

Das Jahr 1799 brachte wieder Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich. Die ersten Waffenthaten in der Nähe wurden freudig begrüßt, als Morgenroth der Befreyung von den verhaßten Fremdlingen und dem noch Verhaßtern, was durch ihre Tücke und ihre Uebermacht eingeführt worden. Als dann am Ostersonntag die Schlacht bei Ostrach geschla-

gen ward und der Kanonendonner vernehmlich zu hören war, fand sich auf einem etwas höher gelegenen Platz in der Stadt stets zahlreiche Versammlung ein, um an die Annäherung oder Entfernung des Schalles Hoffnungen und Wünsche zu knüpfen, welchem der beiden Heere der Sieg sich zuwenden möchte. Die Zahl derjenigen, welche denselben den Franzosen gegönnt hätten, war äußerst gering; laut sprach beinahe Jedermann für die österreichischen Waffen sich aus.

Die allgemein gehegte Hoffnung gieng in Erfüllung. Bald sah man die Franzosen nach dem Rhein und über diesen Strom sich zurückziehen, alle Vorkehrungen treffen, um die, gottlob unhaltbare, Stadt unmittelbar bei dem ersten Versuch zu räumen, einen schnellen Uebergang ihrer Feinde aber über den Fluß zu verhindern. Langsam näherten sich diese; erst besetzten sie die Dörfer an der Gränze, hierauf die Anhöhen über der Stadt. Jeder Tag brachte etwas Neues, was an einem lebhaften, bereits regsam Partei ergreifenden, Knaben unbeobachtet, unerspäht — so weit ängstliche Vorsicht der Eltern es gestattete — nicht vorübergehen durfte. Wie manche Stunde ward da nicht auf dem obersten Boden des Hauses zugebracht, um durch ein Fernrohr jede Bewegung des österreichischen Vorpostens zu beobachten! Welche Verwünschungen wurden nicht den Franzosen nachgesendet, als sie aus dem Zeughause die Kanonen abführten, hierauf das Getäfel der Brücke wegbrachen, die Balken mit Pech überstrichen, den Durchgang mit Stroh und Holzbündeln versperrten, die Tragbalken durchsägten, und das oft besprochene Kunstwerk gänzlicher Zerstörung widmeten! Der einzige Trost lag darin, daß es nun bis zum Einzug der siegreichen Oesterreicher nicht mehr lange dauern könne.

Am 13. April wurden die Einwohner der Stadt durch Kanonenschüsse vom Mittagstisch aufgescheucht. Der ersehnte Augenblick schien gekommen. Wirklich war von meiner Warte

lebhafte Bewegung auf den Anhöhen beider Rheinufer wahrzunehmen. Die Nachricht beruhigte: die Franzosen stünden nur in schwacher Zahl an den Thoren, hielten dieselben geschlossen, indeß die Oesterreicher in dichtern Haufen dagegen heranzögen. Bis vier Uhr dauerte ein mäßiges Feuern, als gleichzeitig mit der Kunde, die Thore wären eingesprengt und Uhlanen jagten die flüchtigen Franzosen dem Rheine zu, der aufwirbelnde Qualm der Rheinbrücke Gewißheit von der Flucht der Feinde gab. Weßwegen aus einer österreichischen Haubitze mehrere Häuser des jenseitigen Dorfes Feuerthalen in Brand gesteckt wurden, weiß ich nicht, nur daß es eine schauerliche Nacht war, geröthet durch den Brand der Brücke und der Häuser, und in ihrer Stille unterbrochen durch das Zusammenkrachen der erstern.

Bei der guten Mannszucht der Oesterreicher, bei der reichlichen Ausstattung des Heeres mit allen Bedürfnissen, bei der regelmässigen Ausbezahlung des Soldes, bei dem Gebet, zu welchem die Hauptwache täglich zweimal ausrücken mußte, fehlte es abermals nicht an Vergleichungen mit den „lumpichten Franzosen," die nur aus dem Stegreife zu leben wüßten, nie ihre Löhnung erhielten, wie die Thiere in die Zeit hineintaumelten. Dann vollends erst, als im Laufe des Sommers so manches Regiment, wohlgeordnet, von unabsehbarem Troß an Zelten und Feldgeräthe gefolgt, nach der Schweiz zog! Alle diese Vergleichungen fanden ihren lauten Wiederhall in dem Knaben, der in diesem Allem den Anfang der Erfüllung seiner heissesten Wünsche: Unterdrückung der Revolution, nicht allein in seinem Vaterlande, sondern auch an der Quelle derselben, fand.

Es dauerte mehrere Wochen, bis das österreichische Heer den Uebergang über den Rhein erkämpfte. Endlich erfolgte auch dieser, und auf den Mittwoch vor Himmelfahrt sollte die Hauptmacht mit ihrem Feldherrn, dem Erzherzog Karl,

bei dem nahen Kloster Paradies auf zwei Schiffbrücken über den Strom ziehen. Alles machte sich auf die Beine, um ein solches, in dieser Gegend noch nie gesehenes, Schauspiel zu betrachten. Ich trat mit meinen Eltern ebenfalls die Wanderung an. Unterwegs hörte ich von meinem Vater so Vieles zum Preis des erlauchten Heerführers, daß mein Herz demselben entgegenwallte, und ich kaum den Augenblick erwarten konnte, in welchem die lebhaftere Bewegung unter Kriegsvolk und Zuschauern sein Kommen verkündete. Ich sah ihn auf einer der Brücken an mir vorüberfahren und in dem lieblich gelegenen Frauenkloster die bereitete Herberge nehmen. Aber in dem schnellen Vorübereilen hatte sein Bild mir nicht so sich eingeprägt, wie ich hätte wünschen mögen. Ich zählte auf die Möglichkeit, denselben ungestörter und ruhiger in's Auge fassen zu können, und postirte mich daher in solcher Hoffnung einem Erkerzimmer des Klosters gegenüber. Ich hatte mich nicht getäuscht. Es dauerte nicht lange, und der Erzherzog trat unter ein Fenster, unter welchem er zu meiner Befriedigung lange genug weilte. Vergnügter als ich über den vielversprechenden Tag mochte wohl niemand den Rückweg antreten.

Abends noch vor eintretendem Dunkel zu Hause angekommen, stand in einer Fensterblende unseres Wohnzimmers ein Mann, dessen hohe Gestalt, dessen klarer Blick, dessen Adlernase einen bleibenden Eindruck auf mich machten. Er fragte meinem Vater nach, und als dieser hereintrat, gab er sich als den vormaligen Staatsschreiber von Bern, Carl Ludwig von Haller, zu erkennen. Woher er meinen Vater kannte, weiß ich nicht, wohl aber, daß er Vieles von den Gewaltthaten oder den Lächerlichkeiten der helvetischen Machthaber erzählte, und wie er nur durch die Flucht ihren Verfolgungen habe entgehen können. Er hatte nämlich damals ein Blatt herausgegeben, helvetische Annalen, worin er

die Anmaßungen und Verkehrtheiten der sogenannten Patrioten mit der ihm eigenthümlichen Ironie geisselte. Jetzt sprach er die Erwartung baldiger Befreyung der Schweiz durch die österreichischen Heere mit zweifelloser Zuversicht aus, indem das Volk allerwärts der französischen Uebermacht und noch mehr der eigenen geldfressenden Regierungs-Cohorten satt seye. — Wirklich wurden die österreichischen Truppen, wo sie erschienen, als Retter mit Jubel empfangen, wo sie sich näherten, mit heißer Sehnsucht erwartet, und in entlegenern Theilen des Landes legte sich durch mancherlei Bewegungen und Unruhen die Alles erfüllende Unbehaglichkeit entschieden genug an den Tag. Dagegen contrastirte der lächerliche Pomp der Beschlüsse und Botschaften der helvetischen Machthaber, der eisenfressende Inhalt ihrer Verfügungen, und die eckelhafte Buhlerei mit jedem französischen General. Ich horchte Hallers reichhaltigen Berichten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, und diese, wie sein Schicksal, machten mir den Mann höchst interessant. Später in die Kanzley des österreichischen Hauptquartiers eintretend, kam er während des Winters 1799/1800, als jenes in dem nahen Donaueschingen lag, mehrmals in unser Haus, und sein Erscheinen war für mich Jederzeit ein festlicher Tag. Mit dem Vorrücken der Franzosen im Mai 1800 hörten die gegenseitigen Beziehungen auf, bis sie im Jahr 1808 durch eine Anzeige der Geschichte des ostgothischen Königs Theodorich in den Annalen der Universität Bern und durch das Erscheinen des „Handbuchs der allgemeinen Staatenkunde" vorübergehend wieder angeknüpft wurden. Vorübergehend; denn die Verbindung hörte bald wieder auf, und wurde enger und bleibend erst gefestigt mit Hallers Rückkehr nach Solothurn in den Anfängen der siegreich gewordenen Juliusrevolution und als ähnliche Bestrebungen von Einheimischen und Fremdlingen den Frieden, die Ruhe, die Wohlfahrt und die Ehre

der Schweiz in immer wilderem Fluthen wegzufegen sich bemühte. Eine geistige Einigung war aber schon durch das erwähnte Handbuch begründet worden, welches in meine Ansichten über den Staat, über die Rechtmässigkeit seiner Einrichtungen, über das Wesen der Revolutionen und über die gräßlichen Täuschungen, unter denen die Anstifter derselben die blinde Menge an sich ziehen, erst volle Klarheit und hiemit festere Ueberzeugung brachte. Bald nach dem Erscheinen dieses Werkes (1808) schrieb ich darüber Folgendes an Hrn. von Haller:

„Sie können leicht denken, welche Freude es einem Jüngling verursachen mußte, zu sehen, wie Gedanken und Ansichten, die wohl auch schon in ihm rege wurden, die er aber aus Zweifel, verknüpft mit der Bedenklichkeit, ob sie auch dürften ausgesprochen werden, zurückhielt, nun aus Grundsätzen hergeleitet sieht durch Männer von anerkannter Gelehrsamkeit, Einsicht und Erfahrung. Indem ich Ihren letzten Abschnitt von den Communitäten durchlas, erinnerte ich mich eines heftigen Kampfes, den ich in meinem 14ten oder 15ten Jahr mit zwey Aposteln der Menschenrechte hatte. Das Object des Kampfes war eigentlich nur der Canton Schaffhausen. Jene behaupteten die Rechtmäßigkeit der Revolution, die unserm Land endlich seine Menschenrechte, deren es seit drei Jahrhunderten entbehrt, zurückgegeben hätte. Wiewohl ich beständig einwendete, wie dieses Land von den Grafen von Sulz und andern Herren seye gekauft, demnach mit Recht besessen worden, stellten sie immer die Meinung auf: Menschen wären kein Vieh, über das man Rechte kaufen könne. Mein Satz war mir so klar, daß ich ihnen sagte, wie ihre Behauptung geeignet wäre, jedes Volk, wo immer es seye, gegen seinen Oberherrn aufzuwiegeln und somit Revolutionen und die gräulichsten Verwirrungen über den ganzen Erdkreis zu verbreiten.

„Wenn wir die urälteſten Spuren der Geſchichte, welche die Geneſis uns darbietet, durchgehen, ſo finden wir leicht eine Begründung der Herrſchaft über Andere, die von dem Vater auf den Sohn ſich forterbte, und wegen des Rechts der Erſtgeburt (Gen. 27) ſich immer erweiterte; wie dann oft auch jüngere Söhne (wie Abraham), oder ſolche, denen der Vater, als von anderer Mutter geboren (wie Ismael), nicht jenes Recht zudachte, auszogen und, eigene Landſtriche bewohnend, Oberhäupter derer wurden, die ihnen folgten. Weit entfernt, dem Grundſatz von Hobbes eines belli omnium contra omnes anzunehmen, wäre doch zu fragen: ob denn wirklich die Menſchen von Natur ſo gut ſeyen, daß nicht auch Einige durch Kraft ihres Körpers, oder durch Liſt zu dieſer Oberherrſchaft über Andere gekommen wären, mit einem Wort durch natürliche Ueberlegenheit?

„Ich habe in dem Contract ſocial von Rouſſeau nur Weniges geleſen. Aber Widerſprüche und Schwierigkeiten bald in jedem Abſchnitte laſſen ſich nicht verkennen. So wie gewiſſe exaltirte Köpfe behaupten, man habe mit der Religion die Vernunft ihres Rechtes beraubt, indem man die Kinder taufe und ſie ſomit, ehe ſie unterſuchen und entſcheiden könnten, ob dieſelbe ihnen gefalle, der Kirche der Eltern zugeſelle, da man im Gegentheil zuwarten ſollte, bis die Vernunft zu ihrer Reife gekommen wäre, und alsdann das Kind wählen laſſen, ſo ſollte man, dafern man die Rechte der Menſchheit in allen ihren Beziehungen wollte reſpectiren, kein Kind in dem Staat ſeines Fürſten — dem ja die Eltern die Herrſchaft delegirt haben ſollen! — zur Welt bringen, ſondern irgend an einem beſondern Ort; und dann erſt, wenn ſeine Vernunft zur Reife gekommen, es entſcheiden laſſen, ob es auch unter dieſem Fürſten ſtehen wolle; denn welches Recht kann ſich der Vater über das Kind — das doch mit ihm gleiche Menſchenrechte beſitzen muß — anmaßen? Auch die

Weiber müßten um ihre Einwilligung befragt werden (da aber diese zu keiner Landsgemeinde kommen, giebt es ja nach Schlötzers Staatsrecht keine wahre Demokratie!); denn wer könnte Philanthrop oder Cosmopolit seyn, ohne auch jenen dieses Recht zu gestatten?"

Zürich und die östlichen Cantone der Schweiz waren von den österreichischen Truppen besetzt; aus Italien folgte eine Siegesnachricht der andern; die französische Heeresmacht in der Schweiz war gering, ein erlesenes österreichisches Heer stand an den Eingängen in die Gebirge, an baldigem Vordringen in diese, an Befreyung des gesammten Landes zweifelte Niemand. — Eine Anfrage derjenigen, welche damals zu Schaffhausen die öffentlichen Angelegenheiten besorgten: wie es jetzt mit der Regierungsform gehalten seyn solle? wurde von den kaiserlichen Generalen dahin beantwortet: „sie hätten nur Befehl, die Franzosen zu vertreiben, keinen aber, in die schweizerischen Verfassungen sich zu mischen." Ebensowenig gab der Erzherzog hierüber eine bestimmte Auskunft, sondern er erneuerte bloß die wohlwollendsten Zusicherungen. Man fand es daher rathsam, erst den weitern Gang der Kriegsereignisse, die Befreyung anderer Cantone und deren Beispiel abzuwarten. Dieß konnte um so leichter geschehen, da in Schaffhausen die ehevorigen Einrichtungen weniger in Trümmern lagen, als in den übrigen Theilen der Schweiz, Fremdlinge hier sich nicht eingenistet hatten, unter der revolutionären Zwangsjacke die Gesinnungen wenig angefressen waren.

Bei dem Ansehen von Zürich, als ehemaligem schweizerischem Vorort, bey der Nähe von Zürich und den hierauf sich gründenden mannigfaltigen gegenseitigen Beziehun-

gen, ebensosehr in den Privatverhältnissen, als zu dem Gränznachbar in den öffentlichen, hat es Jederzeit nur allzuviele Personen gegeben, welche nach dieser Stadt mit nicht immer klug berechneter Vorliebe den Blick richteten, was dort gewollt, geordnet, als zweckgemäß erachtet worden, gerne zum Maßstabe nahmen. Hier aber hatte in dem Augenblick der Wiederbefreyung durch das österreichische Heer Alles eine ganz andere Gestalt als in Schaffhausen. Die angesehensten Männer waren von den Franzosen als Geisel weggeschleppt worden, die Behörden bestanden entweder aus unbekannten, oder an die Besoldungen ihrer Stellen sich ankrammenden, oder aus principlosen und zaghaften Individuen. Ueberhaupt hatte dort die Revolution mehr Gunst und grössern Anhang gefunden als bei uns. Die Mitglieder der züricherschen Verwaltungskammer warfen sich zu Constituenten des Cantons auf und meinten, den Stein der Weisen gefunden zu haben, wenn sie weder die revolutionären Einrichtungen mißbilligten, noch den ehevorigen entschieden huldigten. So bestellten sie, ohne Rücksicht auf die vertriebene Regierung und das unterdrückte Recht der Bürgerschaft, eine Interimsregierung, welche weder das Wohlgefallen der Revolutionäre, noch das Vertrauen ihrer Mitbürger erwerben konnte. Kaum diese Anordnung ruchbar geworden war, vernahm ich zu Hause den bittersten Tadel darüber. Jenen, durch eine Revolution Eingesetzten, wurde die Befugniß bestritten, der, nur durch Ränke und Gewalt um ihre Rechte gekommenen Bürgerschaft eine öffentliche Ordnung nach eigenem Gutbefinden aufzuzwingen. Diese, hieß es, hätte man befragen, vor allen Dingen die rechtmäßigen Behörden wieder einsetzen, die erforderlichen Modificationen der ehevorigen Einrichtungen diesen überlassen sollen. Solche Reden des Vaters wurden von dem Knaben begierig aufgefaßt, die Richtigkeit der Schlüsse leuchtete ihm klarer ein, als die Regeln der griechischen Grammatik.

Es herschte große Neigung vor, diese Zwitterform auch in Schaffhausen nachzuäffen. Auch hier ergriff die Verwaltungskammer die Initiative, doch nicht unter Anmaßung von Eigenmacht, sondern mit dem rechtlichern Gang, ihren Entwurf den Zünften (d. h. der Bürgerschaft) vorzulegen. Sobald der Constitutionsentwurf (wie man heutzutage den aus der Fremde eingeschmuggelten Begriff durch das fremde Wort ausdrücken würde) zur Kenntniß kam, hörte ich denselben ein Unding nennen, welches Oesterreich nicht befriedigen könne, weil zu viele revolutionäre Elemente darin enthalten wären, den Helvetikern, so diese je mit den Franzosen zurückkehren sollten, ebensowenig gefallen würde, weil sie ihr Machwerk nicht genug respectirt fänden, am allerwenigsten aber der Bürgerschaft, über deren festbegründetes Recht es zu leicht hinwegschreite. Bereits an dergleichen Fragen wärmern Antheil zu nehmen, als in solchen Lebensjahren gewöhnlich, ward ich durch diese Reden der eifrigste Anhänger der Herstellung der ehevorigen Einrichtungen, ich sah darin einen unerläßlichen Act der Gerechtigkeit, die pflichtschuldige Abwendung des Unrechts, welches die Stadt erlitten.

Wahrscheinlich behielt mein Vater seine Ueberzeugung nicht für sich allein, sondern theilte sie Andern mit, daß dieselbe, wie er sie auf seiner Zunft geltend machen wollte, auch auf den übrigen geltend gemacht würde. Diese versammelten sich. Auf der seinigen hob mein Vater hervor: wie bei dieser wichtigen Angelegenheit kein anderer Grundsatz zur Leitung dienen könne, als auf die alte Verfassung zurückzukommen, welche auf das Recht sich stütze, auf die Probe der Erfahrung sich berufen könne, Stadt und Land vierhundert Jahre durch glücklich gemacht habe. Demgemäß solle die Stadt als Haupt und ältestes Glied des Cantons ihre Unabhängigkeit, ihre Verfassung, ihre Rechte und Güter wieder erhalten, dieser und aller Verträge wegen die Oberherrlichkeit über das

mit ihr vereinigte Land ferner besitzen. In Alles, was diesem nützlich seyn dürfte, könne und werde er mit Freuden einwilligen.

Ich mochte nur im allgemeinen erwarten, daß mein Vater warm für Herstellung des Zerstörten sprechen würde; ich kannte das Vertrauen, dessen er unter seinen Zunftgenossen sich erfreute; die Gesinnungen, welche damals unter meinen Mitbürgern noch lebten, waren mir nicht verborgen; ich durfte den Ausgang, auf der Zunft der Schmiede wenigstens, ahnen; dennoch habe ich der Rückkehr meines Vaters aus der Versammlung niemals mit solcher Ungeduld geharrt, als an jenem Tage. Wie froh war ich nicht, daß dießmal das Verlangen meiner Mutter, den Erfolg der Berathung zu wissen, jeder Frage von meiner Seite vorauseilte? Nicht nur auf dieser Zunft, lautete die befriedigende und erfreuende Antwort, auf allen andern ebenfalls seye der Antrag der Verwaltungskammer verworfen, eine Commission bestellt worden, um in zwei Tagen ihre Ansicht über die Weise vorzulegen, wie jener Vorschlag einer Rückkehr zu dem Ehevorigen in Ausführung zu bringen seye. Als dieser Entwurf zur Berathung kam, fand er allgemeine Billigung; und da er anrieth, für diese Herstellung des Zerstörten die Genehmigung des Erzherzogs Carl durch eine eigene Deputation nachzusuchen, wurden aus zwölf Gesellschaften und Zünften durch eilf mein Vater sammt seinem Freund, dem Archivar Christoph Harder, zu Mitgliedern dieser Deputation gefordert, zwei andere möge die noch bestehende Behörde wählen.

Die Herstellung der alten Verfassung entsprach meinen innersten Wünschen, die Auszeichnung meines Vaters erfüllte mich mit Freude, fesselte mich um so enger an jene. Ich habe später über diese Abordnung, deren Verrichtung und die Veranlaßung dazu einen Bericht bekannt gemacht*). Vor-

*) Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18ten Jahrhunderts. Schaffhausen 1839.

nehmer Abschätzigkeit war es nicht gegeben, in den Zweck dieser Veröffentlichung einzudringen. Sie hat in einer Statistik die Seelenzahl von der Stadt Schaffhausen nachgeschlagen und gemeint, was bloß an eine solche sich knüpfe, müsse vor größern Bildern zerrinnen wie der Tropfen am Eimer. Mein Zweck war, darzuthun, wie von Restaurationen da nur könne gesprochen werden, wo eine Rückkehr zu den richtigen Principien sich zeige, wo die Gerechtigkeit deren Grundlage bilde, wie in nicht weit rückwärts gelegener Zeit die Früchte noch an dem goldenen Baum des Lebens und nicht auf dem Moor der Theorien seyen gesucht worden. Der menschliche Organismus läßt sich an dem Körper eines Zwerges so gut studiren, als an demjenigen eines Riesen.

Es ist nicht zu zweifeln, daß diese Wiederherstellung des Jahres 1799 auf lange Zeit hinaus ihre Wirkungen erstreckt habe. Sie zeigte die Möglichkeit einer solchen, erhielt das Andenken an das Vormalige, den Glauben, daß es unter günstigern Zeitverhältnissen wieder aufleben möge, wenigstens nicht als gänzlich verloren müße erachtet werden. Wäre es damals nicht wieder zurückgerufen worden, schneller wäre es in der Erinnerung erloschen; aber gerade dieß rief es nicht allein augenblicklich in dieselbe zurück, sondern hielt es fest darin, bis im Verlauf der Zeit gänzliches Vergessen mit Voranschreiten in Bildung für gleichbedeutend genommen ward. Gewiß würde man später in Einrichtungen, welche bloß der Theorie entwachsen waren, auch hier widerspruchsloser sich gefügt haben, wäre nicht jener Vorgang vor Augen gestanden, hätte er nicht mit der Anhänglichkeit an tadellos erworbene Rechte den Werth derselben schätzen gelehrt.

So war durch diese Ereignisse, die nicht theilnahmslos um den Knaben in raschem Wechsel sich drängten, das erhaltende Princip immer mehr oder weniger in sein Bewußtseyn getreten, konnte seine Anschauung aus den engen Ver-

hältnissen der heimathlichen, aber durch nicht geringere Selbstherrlichkeit als das größte Königshaus beglückten Stadt, leicht für das Größere und Bedeutungsvollere dieselbe Richtung gewinnen. Sie führte ihn immer mehr dahin, daß er gewaltsamer Umgestaltung des lange Bestehenden, mit welcher Kraft dieselbe auch unternommen, von welchen Erfolgen sie auch gekrönt worden, das Wort niemals reden konnte. Der üble Wille verschreit dieses als Abneigung gegen Verbesserungen, gegen das Wegräumen von Uebelständen. Es mag aber derselbe eben so gut, als diejenigen, gegen welche dergleichen Geschrei sich erhebt, wissen, daß dieß nur Vorgeben seye, um sie, die dem abwärts rollenden Rad den Hemmschuh unterlegen möchten, daß es minder rasch dahinfahre, in Verdacht zu bringen, gegen ihr Bestreben zu mißstimmen.

Die Freude über Beseitigung der Revolution und ihrer Wirkungen, über Herstellung des durch sie Zerstörten, die Hoffnung, bald die gesammte Schweiz befreit zu sehen, sollte nicht lange dauern. Mit Ende Juli's übergab der österreichische Feldherr seine Stellung in der Schweiz dem russischen Heer. Ein besser geordnetes, schöneres, kernfesteres, kampfesfreudigeres Heer konnte man nicht sehen. Aber bei aller Zuversicht, welche dessen Anblick einflössen konnte, waren doch bedenkliche Aeusserungen darüber zu hören, daß der Erzherzog den Oberbefehl in anderer Gegend übernehme; denn er allein, war Vieler Meinung, würde die bisherigen Siege weiter zu verfolgen wissen. Der bald nachher auffschreckende Kanonendonner der Schlachttage von Zürich rechtfertigte die Besorgniß nur allzusehr. Man hörte denselben wieder, wie sechs Monate früher denjenigen von Ostrach; man beobachtete wieder seinen Gang; man suchte zwischenein an der Täuschung festzuhalten, daß er sich entferne, und mußte sich nur allzubald dennoch der bittern Wahrheit fügen, daß er sich nähere. Einzelne Flüchtlinge brachten schnell genug Bestätigung. Dem

Rückzug der Russen, welcher das jammervolle Bild gänzlicher Auflösung in eilfertiger Flucht darbot, folgte in wenigen Tagen der berner'sche Schultheiß von Steiger. Mein Vater stattete ihm einen Besuch in dem Gasthof ab und sagte mir hernach, ich auch müßte denselben sehen, damit mir noch in spätern Jahren eine lebendige Erinnerung an diesen hervorragenden Mann bleibe. Zu diesem Endzweck gab er mir eine Zeitung, um sie demselben zu überbringen; mit dem Besitzer des Gasthofes seye es schon abgesprochen, daß er mich bei Hrn. von Steiger anmelde.

Für meine Schüchternheit und Unbehülflichkeit in Gegenwart fremder Personen, war es keine geringe Aufgabe, zum Erstenmal in meinem Leben vor einem so bedeutenden Manne zu erscheinen. Da kam ein gewisses Selbstgefühl zu Hülfe, daß es mir vergönnt seye, vor einen Solchen treten zu dürfen, zu dessen Preis ich seit Jahresfrist so Vieles gehört hatte, und den ich Allen, welche zu Befreyung der Schweiz von der Revolution am erfolgreichsten beitragen könnten, voranstellte. Freudig vernahm ich den Befehl meines Vaters. Noch jetzt steht lebendig das hehre Bild des schlanken, Ehrfurcht gebietenden Greisen vor mir. Er saß, weil er an den Augen litt, in einem etwas dunkeln Zimmer, in einen grünen Frack gekleidet, mit dem Stern des schwarzen Adlerordens auf der Brust. Als ich hineintrat, erhob er sich, fragte nach meinem Namen, sprach freundlich einige Worte mit mir und entließ mich mit einem Gruß an meinen Vater. Er hat das Verbleichen der letzten Hoffnungsstrahlen für sein geliebtes Bern nicht lange überlebt; ich aber zähle diese Erinnerung zu den schönsten meines Lebens, um so mehr, als manche Aeusserung meines Vaters längst schon entschiedene Vorliebe für das alte Bern in mir geweckt hatte. Hier nur, hörte ich, seye eine kräftige und würdige Politik

zu finden gewesen; in Zürich und Basel hätte der Handelsgeist eine solche niemals aufkommen lassen.

Die Ruhe des Winters wurde einzig unterbrochen durch die Nachricht von Bonapartes Rückkehr aus Aegypten. Man ahnete nicht, welch willenskräftiges, nicht bloß belebendes, sondern auch ordnendes, darum fruchtbares Element mit ihm in das sturmes- und gräuelmüde Frankreich zurückgekehrt seye. In der ersten Zeit hörte ich aber nur Tadel aussprechen über den Feldherrn, der bei hereinbrechenden Verlegenheiten und Schwierigkeiten von seinem Heer entweiche, bittere Reden über die englischen Schiffsbefehlshaber, die eine so wichtige als leichte Beute sorglos hätten durchschlüpfen lassen. Sonst fand Alles sich behaglich bei der, mit erneuerter Thätigkeit unter den alten Formen wirkenden, Obrigkeit und im Verkehr mit der allmählig einheimisch gewordenen österreichischen Besatzung, in festem Vertrauen, das herannahende Frühjahr werde das Mißgeschick des vorigen Spätjahrs unfehlbar wenden und die politischen Gestaltungen dem Ziel der heissesten Wünsche so Vieler schneller entgegenführen.

Wenige Kanonenschüsse am frühen Morgen des ersten May's 1800 und die Nachricht von dem Rheinübergang der Franzosen ein paar Stunden oberhalb der Stadt, deren baldiger Einzug in diese, zertrümmerten jene Hoffnungen. Da in der ersten Verwirrung die Soldaten in mehrere Häuser, auch in das unsrige, einbrachen und wegschleppten, was sie in der Eile erraffen konnten, fehlte es nicht an Stoff zu bitteren Vergleichungen zwischen dem Einzug der Oesterreicher im vorigen Jahr und demjenigen der sogenannten Bundesgenossen, item Welt- und Menschheitsbeglücker. Wiegte man sich die ersten beiden Tage noch in der Vermuthung, das

werde vorübergehend seyn, nächstens wieder der Doppeladler an den schönen Gestaden des Rheines wehen, so mußte man bald der Wahrheit sich fügen. Trauerbotschaften (und als solche galten in unserm Hause die französischen Siege) folgten sich Schlag auf Schlag. Wie dann der Waffenstillstand von Parsdorf und der bald hernach zusammentretende Friedenscongreß von dieser Seite Ruhe brachte, so wurden die Partey- und Systems-Kämpfe und Siege, welche von Zeit zu Zeit an dem Sitz der helvetischen Centralgewalt sich folgten, Veranlassung zu mancherlei Aeusserungen über Experimente, zu denen die Schweiz sich hergeben müsse, über Liebhaberei zu grossen Besoldungen und unbemessener Gewalt; insgesammt Mittel um die sehnsüchtige Erinnerung an dreihundertjährige Wohlfahrt bey ungestörter Ruhe und wohlbegründeten Einrichtungen nur um so kräftiger aufzufrischen. Ich aber weiß gar wohl, daß ich jede Umkehr, die unter den Centralgewalten zu Bern statt fand, mit Wohlbehagen vernahm, weil mir dieselben nur als Usurpatoren, als Zerstörer der Freiheiten und der Rechte, als Zwingherren galten. Doch nur vorübergehend berührte mich dieses, denn es gieng nicht, wie die Kriegsereignisse, als lebenvolles, wechselreiches Bild an meinen Augen vorüber; es verlief sich nicht, wie die meine Vaterstadt betreffenden Fragen, in dem engen Kreise, zu welchem auch der unreife Knabe nicht ohne alle Beziehung steht, darum, je nachdem Geschicke und Verhältnisse es bedingen, auch ihn entweder leiser oder mächtiger in dessen Bewegung hineinziehen.

An einem Sonntag Abend, gegen Ende des Jahres 1802, saß ein österreichischer Beamteter, seit langen Jahren mit meinem Vater in freundschaftlicher Verbindung, in unserm

häuslichen Kreise. Die Jünglingsjahre dieses Mannes waren in die Zeiten jener flachen Aufklärung gefallen, welche in hastigem Dareinfahren gegen die wehrlose Kirche den Staat um so mächtiger, das Volk um so glücklicher zu machen glaubte, als es gelänge, jene in einen baaren Helotenstand herabzuwürdigen. Er hatte alle die schaalen Witze, alle die oberflächlichen Urtheile, alle die untergrabenden Lehren sich zu eigen gemacht, womit zu der Zeit, da er in Wien zu künftiger Anstellung sich vorbereitete, der tägliche Markt bis zum Ueberfluß überführt war. An jenem Abend nun kam eben mit einer Zeitung der Reichsdeputations-Entschädigungs-Receß an, welcher die deutschen Bisthümer, Stifte, Abteyen und Reichsstädte, gleich einem Korb voll Nüße und Aepfel unter eine Rotte lüsterner Kinder, unter des heiligen römischen Reichs Fürsten, Grafen und Barone auswarf. Ich war der Erste, welcher die Zeitung zur Hand nahm und durch Vorlesung von ein paar Stipulationen der Acte auf dieselbe aufmerksam machte. Sie wurde nun durchgegangen, mit einem Commentar in oben bezeichnetem Sinne begleitet, durch ein paar Anecdoten aus benachbarten Klöstern gewürzt; z. B. wie bei der Kaiserwahl Fürst Kaunitz dem Prälaten von Salmansweiler an seinem Gallawagen ein Rad habe zusammenfahren lassen, und wie bey dem Tode des allerdings heftigen, herrischen, und stolzen Abts Anselm seine Conventualen die Grabschrift in Vorschlag gebracht hätten:

Hæc urna Anselmi
Tegit ossa secundi;
In coelo sedeat,
Dummodo non redeat.

Mehreres dieser Art wurde vorgebracht, zwischenein eine hämische Bemerkung angeknüpft, und mit Jubel der Schlag begrüßt, der jetzt dem Reich der Finsterniß versetzt worden seye.

Im Grunde wußte ich von diesen Bisthümern, Abteyen

und Reichsstädten blutwenig. Die Bedeutung der Erstern kannte ich durchaus nicht, von den letztern wußte ich bloß, das sie Republiken seyen, ohngefähr wie unsere Stadt. Im Stillen aber wollte es mir sonderbar vorkommen, daß Einer, welcher Verlust erlitten, deßwegen berechtigt seyn solle, einem Andern den Garaus zu machen, um durch dessen Besitz sich zu entschädigen. Ich verwechsle keineswegs die Zeiten, und trage nicht im mindesten Gesinnungen späterer Jahre auf frühere über, wenn ich bemerke, daß die Witze unseres Mannes meine Bedenklichkeiten über die Sache nicht zu beseitigen vermochten. War ich auch nicht im Stande, mir über diese Verfügung gehörige Rechenschaft zu geben, sie in ihr wahres Licht zu setzen, so wollte es mir doch scheinen, als wäre hiemit ein bedeutendes Stück der französischen Revolution in Deutschland hinein verpflanzt worden. Ich fragte mich, welches Recht der Fürst von Nassau-Oranien an die Abtey Weingarten und der Markgraf von Baden an das Kloster Salmansweiler haben könne? Da es mir durchaus nicht gelingen wollte, ein solches herauszufinden, erblickte ich in allen diesen Bestimmungen schreyendes Unrecht. Die Untersuchung der Reichsstädte aber, über welche, verwandter Verhältnisse wegen, meine Begriffe klarer waren, erschien mir vollends als Gräuel. Ich konnte aus der ganzen Acte nichts herausbringen, als eine Kette von Ungerechtigkeiten, welche die Franzosen allen, seit ihrem Königsmord begangenen, neuerdings beifügten. Diese, in meinem fünfzehnten Jahr ohne allen fremden Einfluß aufgetauchte, Gesinnung ist mir geblieben; sie ward nachher durch äußere Einflüsse, in weit späterer Zeit durch persönliche Verwendungen gefestigt. Vielleicht haben die Erfahrungen von anderthalb Menschenaltern mehr als Einen zur Ueberzeugung gebracht, daß es ein mißliches Unternehmen seyn dürfte, den, auch nur materiellen, Gewinn nachzuweisen, welchen dieses ungerechte

Gut den verschiedenen Völkern deutschen Stammes gebracht habe.

Giebt es eine Prädisposition der Geister, oder, wenn man lieber will, der Gemüther, für Gewohnheiten und Uebungen, an denen die katholische Kirche darum, weil sie aus dem innersten und tiefsten Wesen des Christenthums hervorgehen, in aller Zeit festgehalten hat; giebt es keine? Ist Anwendung oder Verwerfung derselben bloß Folge der Gewohnheit, der Nachahmung, der erhaltenen Belehrung? Oder wäre es möglich, darauf hingeleitet zu werden, ohne dieses Alles, durch innere Anmuthung, über die man sich nicht einmal Rechenschaft zu geben wüßte, einzig mittelst einer solchen Prädisposition? Die Frage ist schwer zu entscheiden; doch wäre ich für Bejahung des Letztern geneigt. Die Rückerinnerung an meine Knabenjahre veranlaßt mich dazu.

In meinem elterlichen Hause hörte ich von den kirchlichen Gegensätzen so viel als nichts; die Menschen jener Zeit nahmen sich dieselben theils weniger zu Herzen, theils giengen ganz andere Dinge, mit denen sie sich oft wider Wille beschäftigen mußten, um und an und nicht selten mit ihnen vor. Man gieng in die Kirche, beurtheilte den Geistlichen weniger nach der Lehre, die er vorgetragen, als nach dem momentanen Eindruck, den der Vortrag gemacht hatte, gewöhnte die Kinder frühzeitig zum Gebet, ließ sie den Katechismus auswendig lernen, und hielt darob, daß die Schulvorschriften über den Besuch der Kirche gehörig vollzogen würden. Hiemit war Alles gethan. Daß es außer der reformirten Kirche noch eine katholische gebe, wußte ich blos vom Hörensagen. Anrühmend hätte ihrer nie wollen gedacht werden, mißbilligend geschah es höchst selten, nur dann etwa,

wenn mein Vater auf die Zeit zu sprechen kam, die er als Landvogt zu Lugano zugebracht hatte. Aber auch dieses erfolgte höchst sparsam. Etwelcher Tadel ergieng bisweilen nur über die zu große Zahl der Geistlichen, die nicht alle immer den erbaulichsten Wandel mochten geführt haben. Doch wurde nie vergessen, anzurühmen, daß das Verhältniß zu den obersten unter ihnen, zumal dem Bischof von Como, ein freundliches gewesen seye. Mit besonderem Behagen, als Zeichen parteiloser Rücksichtsnahme auf Schicklichkeit und würdige Festfeyer, wurde erwähnt, wie Buden, die während der Fronleichnams-Procession in der Nähe der Hauptkirche geöffnet gewesen, auf landvögtlichen Befehl alsbald seyen geschlossen worden, und unmittelbar darauf der Erzpriester seinen verbindlichsten Dank für solche zarte Aufmerksamkeit abgestattet habe. Nur der Capuziner, der auf dem verborgenen Deckel seiner Tabakdose in engem Vertrauen ein Bild des Königs von Preußen zeigte, und dieß heimlich, aus Furcht vor seinen Mitbrüdern, der darum auch gegen diese besonders hervorgehoben wurde, wollte mir niemals einleuchten. — Daß weder in dem elterlichen Hause, noch ebensowenig in irgend einem andern, in welches ich als Knabe kommen mochte, Etwas vorhanden gewesen seye, was durch Bild und Zeichen an Eigenthümlichkeiten der katholischen Kirche hätte erinnern können, wird Jeder, der die Gewohnheiten jener Zeit sich lebendig zu vergegenwärtigen vermag, begreiflich finden.

Nun war ich, weil schwächlich, und anderer, bereits angedeuteter, Gründe wegen von Natur sehr furchtsam. Ich sah mich Nachts nie gerne allein, besonders nicht im Finstern, und ein Gewitter setzte mich in Angst und Zittern. Mein Vater glaubte, wie ich das Alter von zwölf oder dreizehn Jahren erreicht hatte, diese Zaghaftigkeit dadurch zu überwinden, daß er mich absichtlich in diejenige Lage versetzte, durch welche dieselbe gewöhnlich hervorgerufen ward. Manchmal

daher befahl er mir am Ende des Nachtessens, noch in den Keller hinabzusteigen, und etwa ein Trinkglas voll Wein heraufzuholen. Der Zweck lag nicht in dem Wein, nicht in seinem Verlangen nach demselben, sondern in der Nothwendigkeit für mich, in den Keller gehen zu müssen. Einige Male erfolgte der Befehl selbst bei einem heranziehenden oder bereits ausgebrochenen Gewitter. Schon in das Haus hinunterzugehen, war mir sehr peinlich, vollends aber zwei lange Treppen weiter hinab, in den schauerlichen Keller. Ich mochte weinen, ich mochte zögern, so lang ich wollte, meistens half es nichts, der Befehl mußte vollzogen seyn. Mein Vater sah hierin das sichere Mittel, Furchtlosigkeit mir einzupflanzen. Zitternd und bebend öffnete ich Jedesmal die Kellerthüre, und eilte nachher mit meinem hastig genommenen Wein so schnell als möglich die Treppe hinauf.

Wie mag nun im Verfolg dieser mißlichen Aufträge in mir der Gedanke erwacht seyn, durch das Kreuzeszeichen mich zu ermuthigen und zu schützen? Ich weiß es nicht. Das aber ist seit jener Zeit mir unverbrüchlich im Gedächtniß geblieben, daß dieser Gedanke einst mir sich darbot, und daß ich mit dessen Ausführung beherzter in den Keller hinabstieg. Das Gleiche wurde etwa angewendet, wenn ein Gewitter in dem Bette mich überraschte, wo ich ohne Licht nie den Muth gehabt hätte, den Kopf unter der Bettdecke hervorzuziehen. Ich erinnere mich auch nicht, daß in meiner Gegenwart jemand Anders das Kreuzeszeichen gemacht hätte, als ein einziges Mal ein Bauer aus einem benachbarten schwäbischen Dorfe, dem meine Muttrr eine Suppe vorsetzen ließ. Zuletzt wäre es noch möglich, daß ich es etwa an einem österreichischen Soldaten bemerkt hätte. Doch weder in dem einen noch in dem andern Fall folgte hierauf nur die geringste tadelnde oder gar billigende Aeusserung, und wurde ich, ob jenes auch von mir nicht unbemerkt blieb, doch durch eigene Anmuthung

auf die geheimnißvolle Sache geleitet. In der Folge fand ich dieses Mittel nicht mehr nothwendig, es wurde eben so leicht aufgegeben als angewendet; aber die Erinnerung daran ist mir geblieben. Immerhin dürfte es eine merkwürdige Erscheinung genannt werden, daß ein zwölfjähriger Knabe ohne alle Anleitung, ohne jedes Vorbild, so zu sagen aus einem verborgenen Trieb, in seiner Angst auf dieses Hülfsmittel verfiel.

Vor dem Jahr 1803 hatte ich niemals eine katholische Kirche betreten, niemals katholischen Gottesdienst gesehen. In erwähntem Jahr wußte ich von meinem Vater die Erlaubniß auszuwirken, am Fronleichnamsfeste mit einem Freunde in die benachbarte Benedictiner-Abtey Rheinau gehen zu dürfen. Meine Erwartung war sehr gespannt. Unter Gesprächen, die auf diesen Gegenstand Bezug hatten, wurde der Weg dahin zurückgelegt. Ich traf zu rechter Zeit ein, um noch einen Theil der Predigt anzuhören. Ich erinnere mich noch genau des Schlusses, an welchem der Prediger sagte: „Der Himmel scheine durch den Glanz der Sonne diesen Tag zu verherrlichen, und der Gesang der Versammelten, der Klang der Glocken, der Donner des Geschützes werde zusammenstimmen zur Ehre des Gekreuzigten. Nur sollten sie sich durch die Menge der Gaffer, die sich eingestellt hätten, aus unreinen Absichten das Fest zu sehen, in ihrer Andacht und Feyer nicht stören lassen." Ungeachtet ich selbst, so gut als viele Andere, zu diesen „Gaffern" gehörte, erinnere ich mich doch ganz genau, daß ich diesen Worten Beifall zollte, und manche platte Bemerkung nicht ohne Unwille hörte. Dieß ist abermals nicht eine Bemerkung, die etwa erst später nachgeholt worden wäre, denn sie findet sich mit

folgenden Worten erwähnt, in einem Fragment von Lebensnotizen, die im Jahr 1808 niedergeschrieben wurden.

„Endlich, heißt es dort, wurde der Vorhang, der den Chor von der Kirche trennt, zurückgeschoben. Das Hochamt begann. Der aufsteigende Weihrauchduft, die Musik, die mit dem ernsten Gesang abwechselte, die feyerliche Stille bei der Wandlung, die Andacht, mit der Alles auf die Kniee fiel, machte den tiefsten Eindruck auf mich. Nach dem Hochamt begann die Procession, die erste wieder seit den Revolutionsjahren, daher Alles aufgeboten wurde, sie recht feyerlich zu machen. Der greise Abt Bernhard, schwer geprüft durch harte Schläge des Schicksals, trug das Hochwürdigste. Seine wankenden Schritte, die Lippen, die in inbrünstigem Gebet sich bewegten, die hohe Frömmigkeit, die auf seinen Zügen sich spiegelten, der Ausdruck der demüthigsten Ehrfurcht vor dem Gekreuzigten, rührten mich beinahe zu Thränen." — Ich kann diesem, da das Bild des Abts heute noch so frisch und lebendig vor mir steht, als vor vier Jahrzehnten, beifügen, daß bei dem Anblick des Oberhauptes der Kirche an dem gleichen festlichen Tage des gegenwärtigen Jahres, durch dieselbe an ihm hervortretende Seelenstimmung, jenes Bild wieder lebendig in mir aufgefrischt ward. Blieb mir auch damals die eigentliche Bedeutung des Tages ein ungelöstes Räthsel, so bedurfte es doch einer Reihe anderer Ereignisse, welche das jugendliche Gemüth in Anspruch nahmen, um den davongetragenen Eindruck wieder zu verwischen.

Gleichgültig dagegen ließ mich der trockene Confirmanden-Unterricht, welcher nach dem Lehrbuch eines gewissen Bertrand (ich habe es seit jener Zeit nie wieder zu Gesicht bekommen, um über dessen Werth ein Urtheil fällen zu kön-

nen) höchst schläfrig ertheilt wurde. Dieser Unterricht war auf Ostern 1802 vollendet worden, weil die Mehrzahl meiner Mitschüler nach dem Fest die Vaterstadt verlassen wollten, um ihren künftigen Bestimmungen entgegen zu gehen. Da ich hiezu noch zu jung war, stellte ich meinem Vater vor, ich wäre es auch zur Confirmation und zum Empfang des Abendmals, man könnte Beides in das Jahr meiner bevorstehenden Abreise verschieben. Um die Wahrheit zu reden, darf ich wohl bekennen, daß im Grund mir an Beidem damals nicht viel gelegen war; ich fürchtete, an den hohen Festtagen länger in der Kirche bleiben zu müßen, wo das ewige Zuhören mich ohnedem langweilte. Obwohl mein Vater einige Vorwürfe: ich schiene ihm zu gleichgültig und suchte mich der Predigt zu entziehen, wenn ich nur immer einen Vorwand dazu fände, nicht zurückhielt, fand er doch meine Gründe einleuchtend, und gab ihnen seine Zustimmung. Hinsichtlich der Predigt hatte er aber nicht ganz Unrecht. Selten wohnte ich ihr anders als mit dem Körper bei, indeß meine Phantasie überall in Zeit und Raum herumschweifte. Nahm ich mir auch vor, genau aufzumerken, so war doch der Vorsatz bald gebrochen, indem ein Gedanke der Predigt mich an einen andern ausser derselben erinnerte, hiemit der Vorsatz dahin war. Meistens entwarf ich in der Kirche die schönsten Pläne, träumte die süßesten Träume, unvermerkt schwand häufig die Zeit hin; aber kaum wußte ich oft das Thema der Predigt, und mehr als eine hätte ich nach vier Wochen neuerdings anhören können, ohne mich zu erinnern, daß sie erst kürzlich vorgekommen seye.

Ueber dem Gymnasium besteht zu Schaffhausen unter der Benennung Collegium humanitatis eine Art Lyceum.

Es wurde in der Mitte des 17ten Jahrhunderts durch Beiträge wohlgesinnter Privatpersonen in der Absicht gestiftet, junge Theologen wissenschaftlich auszubilden. Da aber bald die Verfügung eintrat, daß Jeder derselben doch noch für zwei Jahre eine Universität besuchen müsse, und ohne dieß nicht zum Examen zugelassen werde, so begründete sich das sonderbare Verhältniß, daß junge Leute anderer Cantone ihre theologischen Studien zu Schaffhausen vollenden und dann sofort in das Predigtamt eintreten konnten, den Einheimischen dagegen unter keinen Umständen, wiewohl sie vorschriftsgemäß drei Jahre in der Anstalt zugebracht hatten, Solches gestattet war. Obgleich in seinem letzten Zweck für Theologen bestimmt, gieng überhaupt jeder Schüler, welcher eine wissenschaftliche Laufbahn betreten wollte, in dieses Collegium über, mit dem einzigen Unterschied, daß diese an den vorschriftsgemäßen dreijährigen Curs von jenen nicht gebunden und zur hebräischen Sprache und der Theologie nicht verpflichtet waren. Ich gehörte zu den Letztern, da über meine künftige Bestimmung noch nichts entschieden war, kaum etwas entschieden werden konnte.

Nach kaum zurückgelegtem dreizehntem Jahr trat ich in diese Anstalt über; beispiellos früh, aber auch beispiellos unreif. Ich wurde damit aus einem Schüler ein Student, aus einem minderjährigen Knaben ein Herr (wenigstens in den Formen des Umganges), war wechselsweise ein angehender Gelehrter, dann wieder ein Kind, las Livius und Virgil und spielte zwischenein mit bleyernen Soldaten, übersetzte heute größere französische Bücher schriftlich und überließ mich morgen den abgeschmacktesten Kindereyen, ich brachte es in der Algebra zu leichter Lösung der Gleichungen vom zweiten Grad und verwandte nebenbei Stunden zu unwürdigem Tand.

Es wurde Unterricht ertheilt in Physik, Mathematik, Philosophie, Geschichte, Theologie, Latein, Griechisch, Hebräisch.

Aber wie! Der Professor der Physik war unter den Professoren ohne Frage der tüchtigste, junge Leute für sein Fach zu gewinnen der geeigneteste, allein heftisch, so daß er nach wenigen Monaten den Unterricht einstellen mußte, und bald darauf starb. Mich konnten nur die Experimente fesseln, Theorie und Erklärung waren mir zu langweilig, überstiegen auch meine Fassungsgabe. — Der Professor der Mathematik hatte aus Holland alles Phlegma und alle Förmlichkeiten der Bewohner dieses Landes mit sich gebracht, und diesen gemäß eine eigene Methode erfunden. Er zählte nämlich die Unterrichtsstunden des Jahres, dividirte sie in die Seitenzahl von Wolfs Anfangsgründen der mathematischen Wissenschaften, und machte in jeder Stunde den Quotienten der betreffenden Seiten durch. Da Fragen der Schüler die zugemessene Zeit verzehrt hätten, so waren diese verpönt. Fasse, wer kann! war dabei sein Wahlspruch. Zwar schrieb ich aus der kleinlichten Eitelkeit, bei dem Examen mit einem recht vollständigen Heft prangen zu können, von einem Freund, der sich zu Hause gerne mit dieser Wissenschaft beschäftigte, Alles, was der Professor zu Wolf noch dictirte, genau ab, und befliß mich auch, die Figuren bestmöglichst zu zeichnen. Dennoch schätzte ich eine Wissenschaft, die meiner Lebhaftigkeit zu trocken war, und von deren höherer Bedeutung ich beinahe keine Ahnung haben konnte, nur sehr gering. Ueberhaupt war ich rasch — je nachdem etwas mich anzog oder mir mißfiel — entweder ein hartnäckiger Vertheidiger oder ein entschiedener Gegner. Erst bei hellerer Einsicht bedauerte ich, daß der Anfang in dieser Wissenschaft für mich so ungünstig war, sie daher für mich ganz verloren gieng.

Den Professor der Philosophie könnte man den Gegensatz von demjenigen der Mathematik nennen; war dieser pedantisch pünktlich, so ließ dieser nur allzugerne sich gehen. Aber acht Stunden Logik und Metaphysik nach Feder setzten

auch einen guten Magen sowohl bei dem Lehrer als bei den Schülern voraus. Wer von Beiden mit größerem Widerstreben zum Tisch sich mag gesetzt haben, zumal wenn die Lection auf einen Sommernachmittag fiel, wäre schwer zu entscheiden gewesen. Manche Stunde ward daher dem Plaudern, bald über gleichgültige Dinge, bald über Bücher gewidmet. Ein 14jähriger Knabe und Metaphysik, Ontologie und wie die Unterabtheilungen alle heißen! Je mehr aber mein Vater mir die Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit des Studiums der Philosophie — worunter er jedoch blos Moral und Anständigkeitslehre verstand — anpries, desto größer wurde meine Abneigung dagegen; so wie mir kein Buch verhaßter war, als Chesterfields Briefe an seinen Sohn, weil ich immer hören mußte, wie man daraus Anleitung für die Formen des Umgangs mit Andern schöpfen könne. Man sieht hieraus, daß, wenn ich auch in allen Fragen über die Gegenwart mit meinem Vater durchaus übereinstimmte, ich in vielem Andern nicht so willfährig mich erzeigte. — Es war Rückwirkung der Erinnerung an diese peinlichen, weil unfruchtbaren, Stunden, daß ich bei späterer Reorganisirung der Anstalt aus Kräften beitrug, die acht Stunden Philosophie auf zwei, und die speculativen Theoreme auf die praktischern, und — wenn sie gehörig vorgetragen werden — anziehendern Zweige der Anthropologie und Psychologie zu beschränken.

Sprachübung wurde viel getrieben, aber ohne Frucht für wahre Kenntniß der alten Sprachen. Alles beschränkte sich auf das cursorische Uebersetzen, wobei weder Grammatik noch Syntax, noch der innere Bau und die Eigenthümlichkeit der Sprachen in Betracht kamen. Der Unterricht war eine würdige Fortsetzung desjenigen vom Gymnasium. Man mag sich von demselben einen Begriff machen, wenn man weiß, daß oft in einer einzigen Stunde achtzig und mehr Verse aus Virgil, eine beträchtliche Zahl aus Homer übersetzt wur-

den. Mir sagte das sehr zu, denn ich konnte mit der Erzählung voraneilen, ohne der Formen wegen mich quälen zu müssen. Die Kürze und der Wohlklang der Sprache fesselten mich, und das Lesen lateinischer Schriftsteller, obwohl ich es mit gründlichem sprachlichem Verständniß so genau nicht nahm, blieb immer eine Lieblingsbeschäftigung freyer Stunden.

Den entschiedensten Einfluß auf meine gesammte Lebensrichtung übte der Professor der Geschichte, aber keineswegs positiv, sondern durchaus negativ. Seine Universitätsjahre waren in die Zeiten der theologischen und historischen Flachmalerei gefallen, und hatten an ihm einen weiblichen Lehrling gefunden, welcher in beiden gar eifrig pinselte, herkömmlicher Maßen zu Darstellung des Mittelalters kaum genug Ruß auftreiben konnte. Der Unterricht umfaßte zur Zeit meines Eintritts in das Collegium die Periode von Carl dem Großen bis zum sechszehnten Jahrhundert. Die Tendenz war unverdeckt keine andere, als hervorzuheben, wie viel vorzüglicher unsere Zeit vor jener, ja wie diese in allen Beziehungen eine höchst traurige zu nennen seye. Die Wörter — Finsterniß, Barbarey, Mangel an Aufklärung, Dämmerung, anbrechende Morgenröthe der Wissenschaften, folgten sich Schlag auf Schlag. Die Geschichte der Kreuzzüge galt als Beweis menschlicher Thorheiten. Allerlei Anekdoten gegen den Papst, die Geistlichkeit, die ganze Zeit wurden emsiglich zusammengesucht. Die Päpste überhaupt galten als Gewissenstyrannen, als eigensüchtige Speculanten, einzig auf Erweiterung ihrer niederdrückenden Gewalt bedacht; Gregor VII war ein finsterer Starrkopf, den weisen Absichten Heinrichs IV gegenüber. Ich habe später ein chronologisches Handbüchlein, welches einst in des Professors Besitz gewesen, unter Augen bekommen. Die einzelnen Staaten waren in Tabellenform nach Anfang, Dauer und Ende aufgeführt. Ihnen voran stand das Papstthum. Da hatte der gute Mann gemeint, mit

Pius VI Tod zu Valenciennes dürfe er nachtragen, was dem Herausgeber unmöglich gewesen, und bezeichnete daher das Jahr 1799 als dessen letztes. Er konnte in der Folge als kleiner Prophet mit dem ungleich größern Propheten Fichte sich trösten, der nicht lange nachher auf der Schwindelhöhe seiner transcendentalen Klettermaschine stolzirend ausrief: „in fünf Jahren giebt es keine christliche Religion mehr; die Vernunft ist unsere Religion!" — Am schlimmsten kamen bei dem Professor die Klosterbewohner weg. Sie waren entweder extravagante oder beschränkte Köpfe, faullenzende Mönche, Müssiggänger, die durch einen geistabstumpfenden Religions-Mechanismus mit Erfolg auf anderer Menschen Gut zu speculiren wußten.

Da ward mir die Liebe zu Cicero, Livius, Sallust, Virgil zum Gegengewicht. Auch der Professor sprach viel von dem classischen Latein, von den großen Vorbildern der Alten, doch jenes mehr, um das Latein der mittlern Jahrhunderte in den Schatten zu stellen, dieses, um darzuthun, wie die Alten erst in den Zeiten des Lichts nach Verdienen wären gewürdigt worden. Ob man im Mittelalter sie ihrer Form oder ihres Stoffes wegen geschätzt, ob man sie auch damals gewürdigt, wie man sie angesehen habe, von dem Allem wußte ich nichts; aber das war mir klar, daß einzig diesen einfältigen, beschränkten, so tief herabgesetzten Klosterbewohnern die Erhaltung aller Ueberreste jener Schriftsteller zu verdanken seye. Der Professor schien mir mit seinem Preis der Classiker und seinem Urtheil über die Retter derselben in Widerspruch zu gerathen; ich dagegen fand mich hingezogen zu denen, welche meine Lieblinge aufbewahrt hatten. Durch die einfache Schlußfolgerung, daß ohne deren Sorge wahrscheinlich mit vielem Andern auch diese würden verloren gegangen seyn, ward ich entschieden auf die Bahn des Widerspruches geworfen, und es mochte sich meiner Neigung zu

jenen Conservatoren der alten Meisterwerke ebenso viel Einseitigkeit aufdrücken, als ihrer Verunglimpfung derselben durch den Professor; nur in der Entschiedenheit konnten Beide sich die Waage halten. Da ich dann ferner glaubte, in Kaiser Heinrich IV den Gegner, in Gregor VII den Beschirmer dieser Institution erblicken zu sollen, anbei die Unerschrockenheit und Beharrlichkeit, womit der Papst meiner Meinung nach das erhaltende Princip vertrat, mich besonders ansprach, so wurde auch dieser mein Mann, ich bereit für ihn einzustehen gegen Jeden, jedoch ohne mehr von ihm zu wissen, als das Wenige, was der Professor über ihn zu sagen für gut gefunden hatte. Ueber eine dunkle Ahnung seiner Größe hinaus konnte ich es nicht bringen.

Nun zogen in meiner Phantasie der heilige Bernhard und Peter der Eremit, dann wieder die Ritter und die Minnesänger, zu anderer Zeit der heilige Bonifacius und die Klosterbewohner vorüber, Alle in andern Gestalten, als wie sie mir geschildert wurden, und doch wieder blos in nebelhaften Gebilden, wie etwa bei der Dämmerung Berge, Bäume und Schatten wohl unterschieden werden, nicht aber in bestimmten Umrissen sich darstellen. Bald träumte ich mich als Ritter, hinziehend zum heiligen Kampfe; bald sehnte ich mich nach der einsamen Zelle des Klosterbruders, um ohne die Noth einer Brodwissenschaft Gott zu leben, dem Abschreiben meiner Alten obzuliegen, obwohl ich heller weder in jenes noch in dieses Leben hineinzublicken vermochte. Dadurch stempelte mich allerdings ein inneres Spiel der Phantasie zum Widerpart des Professors, welchem Nüchternheit als höchstes Prädicat galt, das einer Zeit, einem Bestreben, einem Mann sich beilegen ließ. Dieses nüchtern und immer wieder nüchtern klang mir so mißtönig in die Ohren, und die Menschen, die dadurch geehrt werden sollten, kamen mir so dürr, mager und spindlicht vor, daß sie schon deßwegen keine Anziehekraft auf

mich üben konnten. Auch von Aufklärung hatte ich oft und viel reden gehört. Allein bei dem Wenigen, was ich weiter davon vernahm, zeigte sie sich mir als eine Sache, die bei weitem nicht so wünschenswerth und so preiswürdig seyn dürfte, wie sie mir vorgestellt werden wollte. Ich erinnere mich noch gar wohl, welches Bedauern in dem Collegium geäussert wurde, daß die Schrift des Celsus gegen das Christenthum verloren gegangen seye, so daß man sie nur noch aus den in der Widerlegung des Origenes citirten Stellen kenne, welcher wahrscheinlich dasjenige blos aus ihr herausgehoben habe, was für ihn getaugt hätte, indeß bei dem Besitz der vollständigen Schrift es sich vielleicht ergeben würde, daß Celsus gesundere Ansichten über das Christenthum aufgestellt habe, als der düstere Bekämpfer desselben für zuläßig gefunden. Ich weiß es noch recht gut, daß dieses Bedauern keinen Anklang bei mir fand, ich mich vielmehr verwunderte, daß ein Geistlicher wünschen könne, eine in feindseligem Sinn gegen das Christenthum gerichtete Schrift möchte noch vorhanden seyn. Sympathien für die verkannten Irrlehrer brachen bei Gelegenheit genugsam hervor, so wie die Kirchenschriftsteller nicht immer in dem schönsten Lichte erschienen. Da ich noch nicht vorhatte, Theologie zu studiren, berührte mich dieses minder. Doch stiegen jene als große Gelehrte, als ausgezeichnete Schriftsteller, als solche, die zum Theil in lateinischer Sprache geschrieben hatten, in meiner Achtung; denn des Mißtrauens war genug in mir erregt worden, um ganz Anderes in Bezug ihrer zu ahnen.

Noch einen andern Impuls verdanke ich diesem Professor, einen Impuls, in welchem vielleicht der erste Keim meiner jetzigen Entwicklung zu suchen ist, der jedenfalls nicht wenig dazu beigetragen hat, mich dahin zu bringen, wo ich gegenwärtig stehe. — Der Professor führte nämlich nebenbei einen Trödelhandel mit alten Büchern, der ihm selbst eine

schöne Bibliothek verschafft hatte. Aus Clement, Vogt, Maittaire und andern Sammlungen, die von seltenen Büchern handeln, besaß er hierin ziemliche Kenntniß, was er, so wie in seinen eigenen Büchern, so auch in denjenigen, die er verkaufte, anzumerken nie unterließ. Daher kam nicht leicht ein älteres Buch aus seinen Händen, welches nicht eine editio rara, perrara, rarissima, sparsim obvia, incastrata u. s. w. gewesen wäre. Da ich frühzeitig Bücher las, und auf Bücher einen großen Werth setzte, so fand ich mich schon von erster Jugend an auf allen Bücherversteigerungen ein. Der Professor steckte mich leicht mit seiner Raritätsmanie an; all mein kärgliches Taschengeld wanderte zu großem Verdruß meines Vaters fortweg in seine Hände, zum Theil für baaren Schund, dem aber die Aufschrift liber rarus und perrarus selten fehlte, so wenig als gegen mich die Versicherung: es wäre zu wünschen, daß alle jungen Leute solche warme Liebe für Wissenschaften und — Bücher bethätigten wie ich. Letztere wenigstens wurde unterhalten durch den unerwarteten Fund vieler werthvollen Werke auf dem Heuboden eines alten Großoheims, und durch die glückliche Wendung, mit der ich denselben in guter Stunde ihm abzulocken verstund. Die Liebhaberei begleitete mich auf die Universität, und ward mittelbar die erste Veranlassung zur Geschichte Innocenzens des Dritten.

In die Mitte meiner Studentenjahre zu Schaffhausen fällt die Schilderhebung der schweizerischen Bevölkerungen aller Cantone gegen die kostspielige, deßwegen, und weil sie allen geschichtlichen Erinnerungen und den an- und eingewöhnten vielhundertjährigen Einrichtungen stracks zuwiderlief, verhaßten helvetischen Regierung. Es ist in neuerer

Zeit bedauert worden, daß dieselbe die Waffenmacht vernachlässigt hätte, als wodurch sie allein den feindlichen Parteyen Schweigen hätte gebieten können. Hieraus mag ersehen werden, was in der Schweiz zu gewarten stünde, wenn das Bestreben Einzelner, eine Centralmacht zu begründen, je sich verwirklichen ließe. Jetzt würde man eine solche Vernachlässigung nicht mehr sich zu Schulden kommen lassen. Sie verstünden jetzt das Gewerbe, unter dem blendenden Namen der Freiheit Allen ein Joch aufzulegen, und unter dem klingenden Wort allgemeine Rechte zu Allem sich berechtigt zu halten besser als damals. Hätten sie erst die Stühle in den Ring gestellt und sich verständigt, wer auf dieselben sich niederlassen dürfe, dann würden sie mit Geharnischten den Ring umzingeln und einen Gurt von Schwertern und Spiessen nach aussen kehren und ferne halten das ungeweihte Volk, welches in Entrüstung über die Orakelworte, die aus dem Ringe ertönten, sich nähern und klagen wollte, es seyen dieß nicht Worte, wie sie einst zu den Vätern gesprochen worden, und nicht Worte, wie sie jenen Lauten: Freiheit und Recht, entsprächen. Dann würden wohl die gerechtesten Beschwerden, die in kurzem diejenigen jener Vergangenheit überbieten dürften, als Ränke und Leidenschaften „feindlicher Parteyen" taxirt und durch Schwert, Brandschatzung und Henker sorgfältig verhütet werden, daß die Leidensstimme zur Leidensstimme gelangen, der Klagelaut an dem Klagelaut erstarke, die Meinung, als wäre die Regierung für das Volk und nicht dieses für die Form, wohl gar für die Individuen der Regierung vorhanden, je wieder zu einer Lebensäusserung aufflammen könnte. Was im Jenner 1841 zu Solothurn im Kleinen geschah, würde alsdann unvermeidliches Loos der Gesammtschweiz werden.

Das Mißvergnügen und die Befreyungsversuche, welche im Sommer 1802 erst in den kleinen Cantonen ihren An-

fang nahmen, wurden nur vorübergehend besprochen, immerhin beifällig, als darin Regungen des alten Geistes, Abneigung gegen die Einheitsregierung wahrgenommen wurden. Die rasch sich folgenden, nach kurzem Bestehen immer wieder vereitelten Versuche, für die eine und untheilbare helvetische Republik irgend eine zusagende Form aufzufinden, hatten bei jedem Wechsel schneidende Bemerkungen von Seite meines Vaters genug hervorgerufen, die alle in mir ihren reinen Widerhall fanden. Wie man aber auch dem Sträuben der Unterwaldner, hierauf ihrer Nachbarkantone, gegen die verhaßten und drückenden Einrichtungen Erfolg wünschte, wenigstens im Interesse dieser Gründer schweizerischer Freiheit, weitergreifende Einwirkung glaubte man anfangs hievon nicht erwarten zu dürfen. Erst als der helvetische General Andermatt vor Zürich zog und Kunde eintraf, er hätte im Namen der Landesväter diese Stadt wiederholt mit Haubizen und glühenden Kugeln beschossen, weil die Bürger seinen Haufen den Einzug verweigert, erst von da an ward die Stimmung entschiedener, der Verwünschung von Gewalthabern, die derley Gräuelthat sich erlauben könnten, kein Zwang mehr angethan, rückhaltsloser die Hoffnung besserer Zeit in Befreyung von dem „helvetischen Joch" ausgesprochen; als bald hierauf die Nachricht beruhigte und zugleich ermuthigte: der Befehlshaber der helvetischen Truppen habe von der bedrängten Stadt abziehen müssen.

Die Bewegung, welche damals durch die ganze Schweiz von einer Landesgränze zu der andern ergieng, theilte sich auch meinen Mitbürgern mit. Obwohl Schaffhausen auch jetzt in Vergleich zu andern Städten die Last der Einheitsregierung weniger fühlte, so war doch der Verlust der ehevorigen Rechte noch nicht verschmerzt, das Gesammtgepräge noch nicht verschliffen, das Selbstbewußtseyn noch nicht zur Carricatur geworden. Doch beruhte geraume Zeit Alles auf

dem Reden; lange wollte es zu keinem Entschlusse kommen. Vermuthlich gedachten die Behörden in pflichtgetreuer Klugheit, erst den Gang der Dinge zu beobachten, einen voreiligen Schritt zu vermeiden. Mir gieng die Sache zu langsam; ich meinte, zu baldiger Beseitigung des fremdartigen Gewächses einer Centralgewalt müßte auch von meiner Vaterstadt das Möglichste beigetragen werden, und hielt mich daher in meinem Eifer berufen, unter der Hand hierauf einzuwirken.

Auf einem Brunnen der Stadt steht das Bild Wilhelm Tells. Ich verabredete nun mit einem Bekannten, dem Einzigen, der aus früherer Schulzeit zu Hause geblieben war, auf einen Kartendeckel mit grossen Buchstaben die Worte zu schreiben, welche einst zu Nero's Zeit an der Bildsäule des Brutus zu Rom waren gefunden worden: O lebtest du! Nach eingebrochener Nacht sollte die Tafel mittelst einer Stange der Bildsäule an den Arm gehängt werden. Ich träumte mir, durch das entlehnte Wort, ich weiß nicht, welchen Enthusiasmus unter meinen Mitbürgern hervorzurufen, und ahnete nicht, daß es wahrscheinlich nur von Wenigen würde verstanden werden, am sichersten aber den Urheber des Unternehmens verrathen könnte. — Das Vorhaben wurde indeß glücklich vollführt, die Tafel jedoch am folgenden Morgen, wahrscheinlich durch einen Hausbesitzer in der Nähe des Brunnens, weggenommen. Da gewährte es mir nachher nicht geringe Befriedigung, als ich davon sprechen hörte: es seye an dem Bilde des Brunnens eine Schrift gefunden worden. Aber Niemand wollte wissen, wie sie gelautet habe.

Später versuchte ich Aehnliches auf andere Weise. Ich verfaßte einen Aufruf: man solle nicht so schläfrig den Ereignissen zusehen, es seye an der Zeit zu erwachen, den übrigen Eidgenossen, die wider die Gewalthaber sich erhoben hätten, sich endlich anzuschließen. Von dieser Schrift (es war ein Quartblatt) schrieb ich vier Exemplare, alle, damit sie her-

nach besser in die Augen fielen, mit rother Dinte, und klebte sie in der Dunkelheit an verschiedene Straßenecken. Des folgenden Tages befand ich mich eben bey dem Professor J. G. Müller im Collegium, als der Perückenmacher ihm erzählte: in der verflossenen Nacht wäre an einigen Ecken eine Schrift gefunden worden, deren Innhalt er aber nicht kenne. Der Professor entgegnete: wenn er nur ein Exemplar zu Gesicht bekommen könnte, es würde ihm nicht schwer fallen, aus den Schriftzügen den Verfasser zu entdecken. Wie sehr ich mich während dieses Zweigespräch zusammennahm, so müßte doch die in mein Antlitz steigende Röthe ihm mich verrathen haben, wenn er mir gerade den Blick zugewendet hätte. Dieß scheint nicht der Fall gewesen zu seyn, denn die Sache wurde nicht weiter berührt.

Die Hauptereignisse, der Aufstand im Aargau, die Einnahme von Solothurn und Bern, das Vorrücken der Mannschaft der kleinen Cantone fiel glücklicher Weise in die Zeit der Ferien. Bey der allgemeinen Theilnahme, welche diese Vorgänge in verwandter Stimmung fanden, sah man in jeder Straße kleine Gruppen, die alle aufgegriffenen Nachrichten, bald wahre, bald falsche, sich mittheilten, sie commentirten, ihren Gesinnungen gegen die helvetische Regierung freyen Lauf ließen, darüber, was hiesigen Orts zu thun seye, hin- und hersprachen. Wo ich Einige beisammen stehen sah, trat ich ebenfalls hinzu, mischte mich in jedes Gespräch, theilte ungescheut meine Meinung mit, gleich als hätte ich volles Recht dazu gehabt. So wurde ich allgemein bekannt, und war als ein junger Mensch von der besten Gesinnung unter allen meinen Mitbürgern wohl gelitten. Von frühem Morgen bis in den späten Abend trieb ich mich so durch alle Straßen. Zu Hause wurde dieses nicht nur nicht verwehrt, sondern, von meiner Mutter wenigstens, gerne gesehen; denn regelmäßig kehrte ich von Zeit zu Zeit heim, um ihr über

alles Vernommene Bericht zu erstatten; womit ich ihr einen grossen Dienst erwies. Ich war in Thätigkeit gleich einem Adjutanten, der seinem Herrn mittheilt, was er wahrgenommen, alsbald dann wieder hinwegfliegt, um Neues auszuspähen und ebenso mit diesem zurückzukehren. Mein Enthusiasmus theilte sich bald meiner Mutter mit, und damit besaß ich den vollesten Freibrief für mein Herumfahren.

Ob die Behörden von sich aus einen Entschluß faßten, oder ob sie zu einem solchen durch die immer lauter werdende Stimme ihrer Mitbürger zuletzt getrieben wurden, weiß ich nicht. Es drängte sich damals Alles so rasch, daß mir von dem Einzelnen nur das Wenigste im Gedächtniß geblieben ist. Doch die Vorgänge eines Abends stehen noch so farbenfrisch vor demselben, als hätten sie sich gestern ereignet. Es trug sich an einem Dienstage zu. Auf fünf Uhr war eine Versammlung der Municipalität in Verbindung mit andern Behörden angesagt. In Erwartung, etwas Neues zu hören, gieng ich meinem Vater auf das Rathhaus voran. Es dauerte nicht lange, und der weite Raum vor dem Versammlungszimmer füllte sich mit Männern aller Stände, welche der Beschlüsse harrten, die genommen werden wollten. Als ich mich zu einer Gruppe stellte und ebenfalls mitzusprechen anfieng, fragte mich einer der Anwesenden: „Ja, wer seyd denn Ihr?“ Ehe ich aber antworten konnte, fiel ihm ein Anderer in die Rede: „„Laß du nur diesen, er gehört zu den Rechten,““ und nannte ihm meinen Vater. Darauf sagte der Erste: „Nun das ist brav. Ich glaubte, Ihr wäret der und der (der Sohn eines Mannes, der damals als Mitglied der Centralregierung den Unwillen, der diese traf, zu theilen hatte); wäret Ihr es gewesen, so hätte ich Euch eine Ohrfeige gegeben, daß Ihr die Rathhaustreppe hinuntergetaumelt wäret.“ Ich hatte aber den Bezeichneten in Begleit eines Verwandten, der früher mein Mitstudent gewesen war, wohl

bemerkt, mich jedoch sorgfältig gehütet, in die Nähe der Beiden zu kommen.

Die Berathung verzog sich bis in die Nacht. Draussen wurde es immer lauter; die harrende Menge verlangte einen Beschluß, welcher der allgemein herrschenden Stimmung entspreche, oder wollte wenigstens wissen, wozu die Behörden geneigt wären. In die Rathestube wurde entboten: es wäre nun Zeit, daß man sich zu etwas entschlösse. — Die Ungeduld und die Unruhe stiegen fortwährend. Endlich fand man es zweckmäßig, den Professor Müller, einen sonst sehr beliebten Mann, unter die Bürger hinauszusenden. Er kam, schüchtern, blaß, bei mattem Kerzenschein noch blasser, und da er seine ohnedem leise Stimme jetzt noch weniger erheben konnte, wurde er kaum in der nächsten Umgebung gehört, richtete daher nichts aus. Die Unruhe wurde in den fernern Kreisen immer grösser, immer dringender das Verlangen nach einer Schlußnahme. Daher folgte ihm ein anderes Mitglied der Behörde, welches zwar mit stärkerer Stimme begabt, aber klein von Statur war. Auch dieser gab sich Mühe, zu beruhigen, konnte aber ebensowenig ausrichten als sein Vorgänger. Endlich trat der nachmalige Bürgermeister Stierlin, ein grosser, schlanker Mann, mit einer Stentorstimme begabt, unter die Menge, forderte dieselbe zum Vertrauen zu ihren Obern auf, verhieß Berücksichtigung ihrer preiswürdigen Begehren, einen Beschluß, welcher der Vaterstadt, als eines alt-eidgenössischen Gliedes, würdig seyn werde. Jetzt erwies sich Alles zufrieden, Jedermann begab sich erfreut und ruhig nach Hause. Es war Nachts zehn Uhr geworden.

Bald wurde ein Contingent einberufen, um es zu den andern Schweizertruppen zu senden. Es herrschte allgemeiner Jubel; Freiwillige boten zur Bildung eines erlesenen Corps sich an; die Bewohner der Landschaft wetteiferten mit denen der Stadt. Die helvetische Regierung hatte keine

Wurzel in dem Volk; man kannte sie nur durch die damals noch sparsam gelesenen Zeitungen, durch mißbeliebige Verfügungen, durch die seit Jahrhunderten bey uns unbekannten Abgaben. Gleichzeitig reiste zu der nach Schwyz einberufenen Tagsatzung ein Abgeordneter ab. Daß ich die allgemeine Freude über die glückliche Wendung theilte, bedarf ich nicht beizufügen. Für einen kurzen Augenblick sollte ich sogar activ auftreten.

Die helvetische Regierung saß bereits in dem festen Schloß Chillon, entweder Hülfe von Frankreichs erstem Consul, oder ihre Auflösung durch das Volk erwartend. General Rapp brachte Lebensfristung. Die schweizerischen Truppen mußten mit der Tagsatzung aus einander gehen. Als unser Contingent auf dem Heimmarsch begriffen war, machte sich ein unbekanntes Individuum den schlechten Spaß, zwey Bürgern, welche einen Spazierritt in das benachbarte Zürichergebiet unternommen hatten, die Schreckensbotschaft aufzuheften, jenes werde von allen Seiten durch die Bauern des Cantons Zürich angegriffen, ohne schnelle Hülfe stünde es in Gefahr, aufgerieben zu werden. Deß erschracken, wie natürlich, die Beiden und sprengten nach der Stadt zurück, um die Trauerbotschaft anzukündigen. Nun gerieth Alles in Bestürzung und Allarm; standen doch Väter, Söhne, Brüder, Freunde, Bekannte, stand darüberhin der Stadt Ehre in Gefahr. Wer einer alten Flinte, einer Hellbarde, eines Spießes habhaft werden konnte (denn zweimalige Entwaffnung hatten die Feuergewehre selten gemacht), ergriff seine Waffe und suchte in eilender Hast über den Rhein zu kommen. Die Trommeln wirbelten, an allen Straßenecken flackerten die Pechpfannen; in der Nacht zogen die Bewohner der nächsten Dörfer, denen Eilboten die traurige Kunde gebracht hatten, nach Art eines Landsturms mit allerlei Vertheidigungswerkzeugen bewaffnet, heran, ebenfalls zur Hülfe der Bedroh-

ten. Bey so allgemeinem Eifer durfte ich nicht mehr bloßer Hörer, müßiger Zuschauer bleiben. Daß mir das Mitziehen von meinen Eltern niemals würde gestattet werden, wußte ich wohl. Ich stellte also vor: in solcher Gefahr müßte die Stadt bewacht werden; daher seye nichts als billig, daß ich wenigstens denjenigen mich anreihe, die zu diesem Dienst sich vereinigten. Hiegegen war nichts einzuwenden. Nun eilte ich zu meinem alten Großonkel, um aus einem sonst sorgfältig verschlossenen Waffenschrank als unentbehrliches Werkzeug eine Jagdflinte zu entlehnen. Diesen hatte die Verwirrung willfähriger gemacht, als zu jeder andern Zeit; Pulver war bald herbeigeschafft, Schrot hatte ich ohnedem. Dieses in der Tasche, die Flinte am Arm, zog ich der Hauptwache zu, wo viele ältere Männer, ohngefähr in gleicher Weise bewaffnet, sich zusammengefunden hatten, und meinen Eifer höchlich belobten. Es war die einzige Nacht meines Lebens, die ich unter den Waffen zugebracht habe. Sie zeigte mir dieses Gewerbe nicht von lockender Seite. Einmal zwar war es für mich ganz vergnüglich, als ich mit einem Dutzend Anderer zu einer Patrouille ausser der Stadt beordert wurde; es war ein nächtlicher Spaziergang, auf welchem man nach Bequemlichkeit dahinziehen und plaudern mochte, und wieder nach der hell erleuchteten, lebhaft bewegten Stadt zurückmaschirte. Nach Mitternacht hingegen wurde mir in einer einsamen Sackgasse in dichtester Finsterniß vor einem geschlossenen Thor, hinter welchem ein Pulverwagen stehen solite, der Posten angewiesen. Kein Mensch gieng da vorüber. Die Finsterniß, die Einsamkeit, die monotonen Laute eines kreischenden Windelwichts in der Nähe, machten mir die Stunde zu einer Ewigkeit. Zum Zeitvertreib lud ich meine Flinte, schüttete aber, wie ich des andern Tages beim Abfeuern bemerkte, im Dunkel das Pulver größtentheils neben den Lauf. Als endlich bei baldigem Abfluß der Stunde

ein Knecht mit einer Laterne daher kam, begrüßte ich diese freudiger als je die Morgensonne, denn ihr Träger bot mir zugleich Gelegenheit, ein Zweigespräch anzuknüpfen, unter welchem ich meiner Ablösung harrte. Mit Tagesanbruch hatte meine kriegerische Laufbahn ein Ende, das Contingent rückte aber am Abend wohlbehalten hier ein und versicherte, in seinen Quartieren niemals behaglicher sich befunden zu haben, als zu der Zeit, da man hier allgemein für sein Leben zitterte.

Ich hatte bis ins fünfte Jahr in dem Collegio zugebracht, lange Zeit der einzige Zögling desselben. Welchem Beruf ich mich widmen sollte, war immer noch unentschieden. Darin handelte mein Vater weislich, daß er dieses meiner freyen Wahl anheimstellte, selbst ohne ernstlichen Versuch, mich zu irgend Etwas zu bereden. Seine Bemerkung: die Theologie öffne die Bahn zu manch anderm Ziele, ließ ich mir schon gefallen; alle Versuche hingegen, die nachher leicht zu erwerbende Stelle eines Hauslehrers in den reizendsten Bildern und durch mehrere concrete Beispiele mir vor Augen zu mahlen, konnten nichts verfangen. Ich hatte eine wahre Antipathie gegen ein solches Verhältniß, welches mir stets zu beengend und zu untergeordnet erschien. Entschieden bey mir war nur, einen solchen Beruf zu wählen, der mich auf eine Universität und vornehmlich in die Nähe einer grossen Bibliothek brächte. Das konnte aber einzig möglich werden, wenn ich mich für die Theologie erklärte, worin ich Unterricht bereits in dem Collegium genommen und zum Glück des alten Döderleins Dogmatik mit Interesse und Liebe studirt hatte. So viel ich mich erinnere, gehört dieses Lehrbuch noch zu den rechtgläubigen. Ein einziges Hinderniß wurde jedoch in Bezug auf meinen endlichen Entschluß darin ge-

ahnet, daß ich nicht die mindeste Kenntniß der hebräischen Sprache hatte. Allein der Professor versicherte, diesem Mangel lasse sich durch Privatstudium leicht abhelfen.

Bey dem geringen Interesse, welches der öffentliche Gottesdienst mir abgewinnen konnte, muß ich es für eine wahre Fürsorge der göttlichen Gnade um mich anerkennen, daß sie erst zu dem Studium der Theologie mich leitete, und sodann die Erreichung aller andern Ziele, auf die ich während der Universitätsjahre meinen Blick ernstlicher richtete, als auf dasjenige, zu welchem jenes unmittelbar führen sollte, vereitelte. Mir zwar galt das Studium der Theologie nur als Mittel, eine andere Laufbahn betreten zu können. In dieser Beziehung waren die manchmal geäusserten Bemerkungen meines Vaters um so weniger ohne Einfluß geblieben, als sie den eigenen Wünschen und Hoffnungen entgegenkamen. Da ich aber doch nicht bloß Theologie zu studiren vorgeben, anbei sie gänzlich auf die Seite setzen durfte, wurde ich dadurch gezwungen, mit den geoffenbarten Wahrheiten mich ernstlicher zu beschäftigen, als es wahrscheinlich ohne dieß geschehen wäre. Nun stand die Wahl offen zwischen der erhaltenden Richtung und der auflösenden, zwischen dem Festhalten an einer objectiven Offenbarung und der subjectiven Klügelei.

Zu dieser konnte leicht der damalige Stand der Wissenschaft, die Richtung der Professoren, der Einfluß der Studiengenossen und allfälliger Umgang hinüberziehen; für jene lag etwelche Bürgschaft in sonstiger Gesinnung und vielleicht selbst in den Grundsätzen, denen ich bei den politischen Fragen, die in den letzten Jahren so lebendig mich berührt hatten, das Uebergewicht einräumte. Darüberhin war aus den Eindrücken der Jugend, von den Aeusserungen meines Vaters, durch die Gewohnheiten meiner Mutter mir so viel geblieben, daß ich Jenes als das allein Richtige, eine wahre Verbindung der Menschen mit dem Himmel Begründende, darum

Beglückende erkannte, so wie ich dann in spätérer Zeit mit allem Ernst hiefür zu leben und zu wirken mich bemühte. Hätte mein Lebenslauf einen andern Gang genommen, welcher rege Selbstthätigkeit in Bezug auf Ermittlung und Darlegung der obersten Wahrheiten des Christenthums nicht von mir unabläßig gefordert hätte, vielleicht wäre ich für dieselben gleichgültiger geworden, wäre deren erleuchtender Glanz für mich allmählig erblichen.

Göttingen leuchtete als Universität meinem Vater alsbald ein, weil es damals an Ruf allen andern voran stand; weil weitaus der grössere Theil unserer Geistlichen ebenfalls ihre Studien dort gemacht hatte; weil zwei meiner Jugendfreunde dahin vorangegangen waren. So reiste ich, 17½ Jahr alt, im Herbst 1804 nach Göttingen ab; jung, unreif, ohne Anleitung, in meinen Studien unbedingt mir selbst überlassen; jedoch durch den Gehorsam, in dem ich erzogen worden, durch die Gewohnheit, mich immer zu beschäftigen, durch der Eltern Ermahnung und Beispiel fest genug, daß ich lieber beinahe gar keinen, als verderblichen Umgang suchte, meine Zeit, wenn nicht gerade zweckmäßig verwendete, doch nicht nutzlos zerrinnen ließ.

Da ich lange vor Anfang der Ferien dort eintraf, begann ich sogleich damit, durch eigene Bemühungen das Versäumte in der hebräischen Sprache nachzuholen. Ich strengte mich mit der Grammatik und unter Hülfe des Wörterbuchs einige Monate durch sehr an; aber das Hotpael und Hitpael waren mir zu splitterich, und da ich es nachher bei Eichhorn in einem Collegium über die Psalmen doch nicht weiter bringen konnte, als die Wurzeln, die er etwa an die Tafel schrieb, in meinem Heft nachmahlen zu können, hängte ich diese Sprache als nutzloses, langweiliges und zeitraubendes Zeug an den Nagel, in der Hoffnung, es werde entweder doch nicht dazu kommen, ein geistliches Amt übernehmen und ein

theologisches Examen bestehen zu müssen, oder es dürfte dann immer noch möglich seyn, auf irgend eine Weise mir durchzuhelfen.

Da ich im Rückblick auf fünfthalb, in unserer Anstalt zugebrachte, Jahre auf Collegien keinen großen Werth setzte, so hörte ich deren nie mehr als vier: — exegetische bei Eichhorn, kirchenhistorische bei Plank, einmal Dogmatik bei Stäudlin, am liebsten griechische Alterthümer und Pindar bei Heyne. Ausser diesem, dessen Bild durch den langen Lauf der Jahre an Farbenfrische bei mir nichts verloren hat, konnte keiner der Professoren wahrhaft mich anziehen; Eichhorn mit seiner Freundlichkeit noch am meisten, aber nur bei Besuchen auf seinem Zimmer; Plank hingegen war mir in den Vorlesungen zu trocken, Stäudlin zu steif. Bei Heyne's Vorlesungen über Pindar (wie nachher, als ich ein Collegium über Apollonius Rhodius bei Mitscherlich hören wollte) ward ich nur zu bald inne, daß ich bei meiner höchst dürftigen Kenntniß der griechischen Sprache, bei der Unwissenheit in den unerläßlichsten Elementen der Grammatik, nicht den mindesten Nutzen daraus ziehen könne.

In jenem Fragment vom Jahr 1808, mithin unter den noch frischen Eindrücken (sie sind aber auch jetzt noch nicht völlig verblichen) naheſtehender Rückerinnerung, finde ich über die andern Collegien Folgendes angemerkt: „Von der Kirchengeschichte, welche im ersten Semester das Mittelalter umfaßte, glaubte ich, müßte es eine höhere Ansicht geben, als Plank hatte. Es wurde keine Rücksicht genommen auf den Zweck der Kirche, auf die innere Uebereinstimmung ihres Systems, auf die Vortrefflichkeit ihres Cultus, auf die Poesie, die in ihrer Geschichte liegt, in ihrem Kampf mit der weltlichen Macht, und in der hohen Idee, die in dem Papstthum sich darstellt: nämlich den großen Gedanken einer geistigen Weltherrschaft zu realisiren. Man sah bloß Machinationen, Ca-

balen, Auflehnung gegen rechtmässige Herren. Man kann einen Cäsar in den Himmel erheben und einen Gregor VII in die Hölle hinabstossen, gleich als ob der Form, nicht dem Geist, Bewunderung zu zollen wäre. Das Kleinlichte, Lächerliche wurde hervorgehoben und das Höhere von der unvortheilhaftesten Seite dargestellt. In den Reliquien sollte nur eine einfältige Verehrung von Knochen, in der Beichte ein von schlauen Priestern ersonnenes Mittel, die Layen zu bethören, in dem Cölibat blos eine Grausamkeit, die nur ein, aller menschlichen Gefühle beraubter, Tyrann habe anordnen können, in dem Pracht des Cultus Abgötterei zum Vorschein kommen."

Nach langen Jahren habe ich Plank auf einer Verdrehung ertappt, die mir um so mehr leid thut, da sonst an seinen Büchern ein billigeres Urtheil mit Recht gerühmt wird. Wahrscheinlich sollte dieselbe (ich kann sie noch in meinem Hefte nachweisen) die Stelle eines Witzes vertreten. Wo er nämlich von den abentheuerlichen Reliquien sprach, die im Mittelalter hie und da verehrt wurden, erwähnte er auch der versteinerten Exkremente des Esels, auf welchem der Heiland am Palmtage zu Jerusalem eingeritten seye, und die irgendwo in einer Kirche zur Verehrung aufbewahrt worden wären. Lange Jahre nachher führte mich der Zufall auf die betreffende Stelle in den Fastis Corbeyensibus (Leibnizii Script. T. II. p. 310.), bei dem Jahr 1217. In Erinnerung an jenes Vorgetragene erstaunte ich nicht wenig, Folgendes darin zu finden: Nebulo autem omnium nebulonum duo stercora asini, a diuturnitate temporis in lapides, ut ajunt, conversa, quo Christus vectus est in Hierosolymam, in itinere isto ab eo rejecta, obtulit Beckæ, Priorissæ in Fretelshem, ut ipse ibi audivi. — Der Ausdruck nebulo omnium nebulonum und das blosse audivi beweisen gewiß zur Genüge, wie auch damals die Sache seye genommen worden.

Folgendes war damals mein Urtheil über Eichhorn, woran ich auch jetzt noch wenig zu ändern wüßte. „Was war jene Exegetik? Wie konnte sie einem Menschen genügen, der nicht eine egoistische Sittlichkeit zum höchsten Ziele des menschlichen Lebens machen will. Nicht ohne tiefen Unwillen sah ich Christus wieder erniedrigen, täglich kreuzigen, das eifrigste Bestreben, ihn zu einem Sittenprediger, zu einem Moralisten des 19ten Jahrhunderts zu machen. Das Göttliche entschwand, das Heilige zerrann unter profanen Händen, und die Perle des Evangeliums wurde weggeworfen. Die Wunder des Herrn wurden nicht nach jener Weise des Dr. Paulus, aber auf eine andere, nicht minder sträfliche, wegräsonnirt. Hypothesen zu deren Erklärung wurden gebaut, die, wenn Alles so sich ereignet hätte, es noch wunderbarer gemacht hätten. Gelehrsamkeit, Witz, Erfahrung, Vernunft mußten fröhnen, um zu dem Ziele zu leiten, zu dem man geleitet seyn wollte. Runde Zahlen, Varianten, falsche, aber selbst ersonnene, Uebersetzungen, Mangel an Einsicht der Schreiber, Vorurtheile, Herablassung zu den Volksbegriffen, oder Steigerung dieser Begriffe zu höhern Vorstellungen, Accommodation zu den Hörern oder Lesern, Alles wurde aufgerufen, um wegzubringen, was man weggebracht, herbeizuführen, was man herbeigeführt haben wollte. Daß Christus und seine Lehre göttlichen Ursprungs seye, war, ebenso wie der heilige Geist, figürliche Redensart. Es gelang sogar den Einsichten dieses tiefblickenden Mannes, die Berichte der Evangelisten über das Leben Christi, wie eine Herkulanums-Rolle aufzuwickeln, gleichsam eine hydrographische Charte derselben zu entwerfen, und nachzuweisen, welche Quellen, Bäche, Flüsse in diesen Hauptstrom geflossen seyen, wie sie denselben gebildet hätten.

„Und wie gieng man mit seinen heiligen Aposteln um? Zu verwundern ist sich, daß noch Keiner aufgetreten ist und

bewiesen hat, daß Judas der einsichtsvollste, verständigste, und — um den Gipfel der Vortrefflichkeit zu bezeichnen — der Aufgeklärteste unter ihnen gewesen seye, welcher endlich dem Unwesen habe ein Ende machen wollen. Wie? Schreibt man nicht Einleitungen in das N. T., deren Absicht, die Glaubwürdigkeit des Evangeliums zu untergraben, unverdeckt sich zu erkennen giebt? Dieß soll aufklären genannt werden, Verdienste um die christliche Religion sich erwerben, den Wust alter Vorurtheile wegräumen! Hätten Jamblichus und seine Zeitgenossen voraussehen können, was da kommen würde, sie hätten sich wahrlich die Mühe ersparen mögen, Jesu ihren Apollonius von Thyane entgegenzustellen. Wenigstens scheinen unsere Exegeten und Scheinweisen diesen copirt zu haben, um nach seinem Muster einen Christus zu bilden. Immer bleibt Sokrates, mit dem norddeutschen, entchristeten Jesus verglichen, entweder ein weiserer oder ein besserer Mann. Er wollte seine Zeitgenossen, ohne vorzugeben oder fälschlich zu glauben, er könne Wunder wirken, zu hellerer Erkenntniß Gottes leiten und zu bessern Menschen machen. Auch Jesus wollte dieses — denn das heißt ja das Menschengeschlecht von den Sündenstrafen erlösen und mit Gott versöhnen; — aber, um Glauben zu gewinnen, sollten Wunder gewirkt werden, die dieses nicht, sondern bloß Scheinwunder waren. Entweder gab sie Christus, überzeugt, daß sie nur dieses seyen, für Wunder aus, dann war er ein Betrüger, Sokrates mithin ehrlicher; oder er täuschte sich selbst und war geblendet, indem er sie für wahre Wunder hielt, dann war Sokrates einsichtsvoller.

„Aber welchem unverdorbenen Gemüth, welchem Menschen, dessen kindlicher Sinn noch rein und fähig ist, der Tempel Gottes zu seyn, einen Thron des Höchsten in seinem Innern aufzurichten, kann dieses genügen? Lese man die heilige Schrift, die von ihm zeuget. Zeuget sie nicht von

seiner Gottheit? Kann ein Mensch, der einzig aus irdischen Zwecken zu dieser heiligen Urkunde hintritt und in ihr finden will, was er zu finden sich vorgesetzt hat, nie aber etwas, wodurch ihr Ansehen und die Ehre der allerheiligsten Dreyeinigkeit und das ewige Glück der Menschen könnte gefördert werden, nach achtzehn Jahrhunderten dieselbe besser verstehen, als jene, vom Geist der Gottheit erleuchteten, durch hohe Tugend mit dem Unendlichen gleichsam innigst vertrauten Väter der Kirche, die, von den Aposteln oder von ihren Schülern gelehrt, uns manche dieser Urkunden entzifferten?"

Welchen Eindruck Stäudlins Dogmatik auf mich machte, ist so ausgedrückt: „Gleiche Tendenz, ähnliche Nichtigkeit hatte die Dogmatik. Die Reformatoren hatten doch nicht jegliche Spur des Christenthums aus ihren Systemen verwischt. Ihre Ueberzeugungen von dem Heiland, der Erlösung und Begnadigung sind dieselben geblieben, wie in der alten Kirche. Noch war ihnen Christus göttlichen Wesens theilhaftig, von einer reinen Jungfrau geboren, unter wunderbaren Ereignissen getauft, hatte Wunder gewirkt, gelehrt und gelitten, und war nach schmerzlichem Tod für die Welt und glorreicher Auferstehung in Gegenwart seiner Jünger zum Himmel gefahren.

„Dieses ist nunmehr unsern Zeitweisen zu viel. Sie verwandeln die Herrlichkeit des Eingebornen Sohnes. Noch hätte man, meinen sie, in jenen Zeiten dem Volk diesen Glauben lassen müßen, wie man dem von der Blindheit Geheilten erst in der Dämmerung, dann allmählig bei stärkerm Licht die Binde von den Augen nehmen dürfe, bis er zuletzt den Glanz der Sonne zu ertragen im Stande seye. Nach drei Jahrhunderten seye man in Erkenntniß und Einsicht vorangeschritten, stark genug, um ohne Schaden in das Sonnenlicht zu blicken, welches man der modernen Aufklärung verdanke. Für das neunzehnte Jahrhundert wäre es, wie

diese Herren sagen, eine Schande, an solchen Ammenmärchen zu halten. Der Zeitgeist leide die Fesseln des Aberglaubens und Irrwahns nicht länger; er habe sie abgeschüttelt, und man müße derselben entledigen, wer noch mit ihnen sich schleppe. So wurden denn alle Lehren unserer allerheiligsten Religion, die noch übrig geblieben sind, durchgegangen und gezeigt, daß diejenigen nur Stich halten könnten, auf welche durch Vernunft und Betrachtung der Welt die Menschen, vornehmlich die alten Weisen, wären geführt worden. Gegen sämmtliche positive Lehren, welche unserer Religion allein eigenthümlich sind, wurden Zweifel erhoben, wenigstens Einwendungen dagegen vorgebracht. Man citirte Sagen aus griechischer und römischer Geschichte, aus Indien, von Apollonius und Mahomed, um als Belege zu dienen: Aehnliches, was von Christo gesagt werde, werde von andern Menschen ebenfalls gesagt; wer, da man dieses nicht für wahr halten könne, für die Wahrheit auch dieser Sagen auftreten wolle? Wischnu sollte menschgewordener Gott, von einer Jungfrau geboren seyn, so gut als Jesus; Mahomed seye auf ausserordentliche Weise von Gott zu seinem Propheten erklärt worden, wie er; von dem ermordeten Romulus hätten die Senatoren nicht minder vorgegeben, er seye gen Himmel gefahren; Apollonius seye auf ähnliche Art verschwunden" u. s. w.

Unter welcher Form daher dieser Rationalismus mir entgegentrat, in keiner konnte er mir etwas anhaben. In allgemeiner und objectiver Beziehung stellte ich ihm das dem Menschengeschlecht innewohnende Bedürfniß des Glaubens, in subjectiver den gegebenen Glauben, so wie er mir aus dem Katechismus bekannt war und was ich von demselben zu Hause vernommen, als undurchdringliche Mauer entgegen, fügte etwa den grellsten dogmatischen Leichtfertigkeiten eine Expectoration des Unwillens meinem Collegienhefte bei. Dafür übersandte ich unserm damaligen Antistes eine weitläufige

lateinische Abhandlung, wie unzertrennlich der Glauben an die Offenbarung durch Christum mit dem Glauben an eine verbale Inspiration der heiligen Schriften zusammenhänge. Aehnliche Erörterungen sollten dem Professor der Theologie in Schaffhausen meine Thätigkeit und zugleich meine Rechtgläubigkeit beurkunden.

„Der Umgang, heißt es dort ferner, mit Andern, die ebenfalls Theologie studiren sollten, konnte mit jener Richtung der Professoren noch weniger mich versöhnen. Durch alle Vertheidigung ihrer Meinungen wurde ich in meinen Ueberzeugungen nur bestärkt, um so mehr, als ich die Studiengenossen gegen jede Stimme, als diejenige ihrer Lehrer, taub fand. Es wollte mich bedünken, ihnen liege mehr an den schaalen Einfällen eines Exegeten und an den Aussprüchen eines deistischen Dogmatikers, als an den Worten des Heilandes. Je toller die Erklärungen ausfielen, je mehr wegräsonnirt wurde, desto mehr bewunderten sie die tiefen Einsichten dieser hocherleuchteten Männer. Welche Erwartungen von unserer Zeit konnte ich hegen, wenn ich sah, wie eine witzige Wendung in dem Vortrage des Professors auf diejenigen, welche einst Diener der Religion (ihrer Meinung nach Sittenlehrer) werden sollten, in solche Begeisterung versetzte, daß sie ihm dafür ein Lebehoch brachten (ein Factum, welches wirklich vorgekommen ist); welche die grossen Lehrer der Kirche verachteten, weil jener gesagt hatte, sie seyen anderer Meinung als er, oder weil die äussere Gestalt ihrer Werke derjenigen, wie unsere Zeit sie liebt, nicht angemessen ist; denn diese will Alles klein gehackt, mit niedlichen Vignetten, in farbigtem Umschlag. Das Kind hat gut den Achilleus einen groben Bengel heißen, weil es seinen Schild nicht von der Stelle bewegen, geschweige denn führen kann. Wie Tyrus Mauern und Indiens Ruinen, so zeugen auch Jene von einem kräftigern Geschlecht, das herabgesunken ist zu der Schatten-

welt, auf dessen Gräbern das jetzige Pygmäengeschlecht wohl herumtanzt, aber zusammenstürzen würde, so sie sich bewegten."

So bildete sich in mir immermehr eine Weltansicht aus, welche bloß zwei Jahre nach meinem Abgang von der Universität als Nachklang damaliger Ideen in folgendem Fragment sich ausspricht. „Wenn das letzte Decennium des verflossenen Jahrhunderts das fürchterliche Schauspiel des blutigen Kampfes zwischen zwei entgegengesetzten Formen bürgerlicher Einrichtungen uns dargeboten hat, so dürfte vielleicht in kurzem ein gleicher Kampf über kirchliche Formen sich wiederholen. Die auseinander gehenden Meinungen der Gelehrten geben uns zum Theil bereits das Vorspiel dazu. Indeß die Einen dem eitlen Idol einer Erziehung des Volkes zur Beseitigung des Glaubens und eines immerwährenden Fortschreitens — dem Abgott unserer Zeit — huldigen, bemühen sich die Andern, schwach an Zahl, aber stark durch innewohnende Geisteskraft, eine bessere Zeit in Poesie und Wissenschaft hervorzurufen. Eingenommen von jenem gar zu schön klingenden Wort und allzutäuschenden Bild eines allgemein verbreiteten Lichtes, gehen die Bemühungen des kleinern Theils der erstern Partei von der Ueberzeugung der Möglichkeit einer solchen Menschenerziehung aus; Andere brauchen sie nur als Maske, um ihre Projekte gegen bürgerliche und ihre Ausfälle gegen kirchliche Einigung dahinter zu verbergen. Aber ihre Worte: Menschenbeglückung, Menschenrechte, Staatszwecke und ähnliche, gleichen nur dem Köder, womit man den einfältigen Fisch täuscht und fängt.

„Der andere Theil dieser Partei zeichnet sich vornemlich dadurch aus, daß er dem Menschen zu seinem gesunden Menschenverstand will geholfen haben, indem sie die Wissenschaft in die Sphäre des gemeinen Lebens herabziehen und damit gleichsam den heiligen Tempel Apolls zur Herberge

für die verschiedenen Innungen entweihen; daß sie ferner den Werth der Wissenschaft bloß nach deren praktischer Nützlichkeit für das gemeine Leben, ja Alles, was ist, nur nach dieser berechnen; daß sie die Moral über die Religion setzen, und dieser nur nach Maßgabe ihres Einflusses auf jene Werth zuerkennen, daher aus dem heiligen Apostelamt ein Lehramt gemacht haben, oder zu machen sich bestreben, um dem Volk nützliche Begriffe über mancherlei Gegenstände des Lebens beizubringen und für den Staat intellectuell eben dasjenige zu seyn, was polizeilich die Marechaussee ist; daß nur nach Verhältniß, in welchem Einer von dem kirchlichen System dissidirt, er den Namen eines aufgeklärten Mannes sich erwirbt, und erst, wenn er alle Dogmen der Kirche in Zweifel ziehen kann, würdiges Mitglied ihrer Gilde ist; daß sie endlich einen entschiedenen Haß, bald offen bald verborgen, in Schriften und in Reden, wo immer es sey, gegen die alte Kirche und ihre Anhänger zu Tage geben, mit dem Wort Aberglauben deren Cultus, mit dem Wort Finsterniß die Länder stempeln, in denen sie noch vorhanden ist; ja unbedingt den Werth eines Mannes, der zur Zeit ihrer Alleinherrschaft lebte, nach seinem Ungehorsam gegen die Kirche oder der Abweichung von ihr beurtheilen, ihn dann ihrer Zunft zugesellen und den größten Ehrentitel ihm damit zu erweisen wähnen, wenn sie ihn einen Aufgeklärten nennen. Diesen Leuten gilt die Religion für nichts weiter als für einen Kehrwisch, womit man die Stäubchen, welche allenfalls das Glimmern eines glasirten Bildes verdunkeln, sorgfältig abwischen müsse, nicht aber für die Alles durchdringende und bewegende Kraft."

Die Collegien ließen mir viele Zeit übrig. Manche Stunde derselben brachte ich auf der Bibliothek zu, in welcher ich mir bald eine ziemlich ins Einzelne gehende Lokalkenntniß erworben hatte. Dann wieder bestrebte ich mich, im Lateinschreiben weiter zu kommen, und übersetzte zu die-

sem Ende mühsam genug und wahrscheinlich schlecht genug Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande in diese Sprache. Später wollte ich mich an die Bearbeitung einer Preisaufgabe über einen Gegenstand der römischen Archäologie machen. Ich mußte das Vorhaben aufgeben, weil die werthvollesten Ausgaben der Alten, deren ich hiezu bedurft hätte, von der Bibliothek nicht verliehen wurden. Statt dessen unternahm ich es, alle Stellen der Classiker und der Kirchenväter über den Phönix zu einer Abhandlung zu verarbeiten. Ich übergab sie Heynen, der den Fleiß lobte, aber verdiente Ausstellungen an der Latinität machte; da unter aller Anstrengung, aber jeder fremden Anweisung entbehrend, die Mangelhaftigkeit der ersten Grundlage nimmermehr sich überwältigen ließ. Doch verschaffte mir dieser Versuch Heyne's besondere Zuneigung, das Zeugniß treuer Verwendung meiner Zeit, und in Bezug auf Benutzung der Bibliothek jede Vergünstigung, die ich nur wünschen konnte.

Jetzt, da über Manches meine Ansichten sich berichtigt haben, kann ich es nur beklagen, daß die Lust zu dergleichen Arbeiten die Neigung, Collegien zu hören, immer mehr in den Hintergrund drängte, und ich dadurch die Vorlesung über manches Fach versäumte, was in allgemein wissenschaftlicher Bildung besser mich hätte begründen können. In dem thörichten Wahn, was in den Collegien zu lernen seye, lasse ebenso gut aus Büchern sich lernen, ohne alle Ahnung von der so anregenden als bildenden und wahrhaft bereichernden Wirksamkeit des mündlichen Vortrages, beschränkte ich mich immer mehr auf einige unerläßliche Fachcollegien, dieß vornehmlich deßwegen, um in vollständigen Heften einst Zeugnisse meiner Studien zurückbringen zu können. Dagegen kam ich auf den Gedanken, die Bearbeitung irgend eines Gegenstandes in der Absicht zu unternehmen, dieselbe bald möglichst durch den Druck bekannt zu machen. Dazu lockten die reichen Hülfs-

mittel der Universitätsbibliothek, der Gedanke, schon in so früher Jugend mit einer gelehrten Arbeit vor der Welt zu erscheinen, die Hoffnung, hiedurch eine zusagendere Laufbahn mir zu eröffnen, das Bedürfniß endlich, wenn bei dem einstigen Examen meine theologischen Kenntnisse nicht zureichend erfunden werden sollten, durch einen Beweis, daß ich deßwegen doch nicht müßig gewesen, meine Zeit doch nicht nutzlos vergeudet hätte, und, wenn nicht zu dem Einen, so doch zu Anderem tüchtig erfunden werden möchte, alle Vorwürfe erfolgreich niederzuschlagen. Ich wählte die Geschichte des ostgothischen Königs Theodorich und machte mich nun sofort an das Sammeln der Materialien, worüber ich die Zeit für Anderes noch mehr beschränkte.

Das erste Universitätsjahr verfloß beinahe unter derselben Lebensweise und unter denselben Gewohnheiten wie zu Hause. Da ich wenig Bekanntschaften hatte, weil ich solche weder suchte, noch an Orten, wo dergleichen sich antreffen lassen, mich einfand, mit meinen schweizerischen Landsleuten nur alle Sonntage für ein paar Stunden zusammenkam, wurde ich weder aus meinem bisherigen Ideenkreise herausgerissen, noch dieser durch das Messen der Kräfte besonders gefestigt, entwickelt, erweitert. Das war dem zweiten Jahr vorbehalten. Der Zufall, der aber nicht aufgesucht wurde, sondern ohne mein Zuthun sich darbot, führte einen Studenten, der Würzburg mit Göttingen vertauschen wollte, auf der Reise mit einem andern zusammen, der früher von Halle aus seine schweizerischen Landsleute zu Göttingen besucht hatte, jetzt aber gleichfalls dahin sich begab. Durch diesen wurde ich mit jenem in der ersten Stunde seiner Ankunft bekannt, und Beide fanden Zimmer in dem Hause, welches ich bewohnte, womit die engere Verbindung bereits angebahnt war.

Der Würzburger-Student war der im Jahr 1821 als Professor der Chemie zu Freiburg im Breisgau verstorbene

Franz von Ittner. Die Bekanntschaft mit ihm, welche hernach in ein enges Freundschaftsverhältniß zu seiner ganzen Familie übergieng, hat sowohl an sich, als in ihren weitern Folgen, auf mein geistiges Wesen den entschiedensten Einfluß geübt. Derselbe studirte die Medicin ungefähr in gleicher Weise, wie ich die Theologie. Zwar in der katholischen Kirche geboren, anerkannte er von dieser blos dasjenige, was davon in die Schelling'sche Philosophie eingegangen war. Ich zweifle, daß er von den Lehren der Kirche besonders viel wußte, oder ihnen ein besonderes Gewicht beilegte; für die Kirche selbst aber nahm er das Wort, als für die Mutter und Schirmerin der Kunst, als für die Kraft der Einigung der Völker, als für eine großartige, alles Schöne bedingende Institution. Ueber den Protestantismus äusserte er sich wegwerfend, weil derselbe mit Beseitigung derjenigen Mittel, die auf den geistigen Gesammtmenschen einwirken sollen, blos an den kalten Verstand sich wende, andere, ebenso gewichtige, Elemente in dem geistigen Wesen des Menschen unberücksichtigt lasse, deßwegen eine allseitige Ausbildung des Innern nie zu erzielen vermöge, das Grab aller Kunst seye.

Je entschiedener ich alle rationalistischen Anwandlungen von mir wies und den alten Kirchenglauben als alleinigen Ausdruck des wahren und von Oben stammenden Christenthums gelten ließ, desto mehr mußte ich mich auch zu denjenigen hingezogen fühlen, die ich mancher Ausdrücke und Bestrebungen wegen anfangs für Bewahrer desjenigen Theils der geoffenbarten Lehre erkennen zu dürfen glaubte, welcher bei der Reformation gerettet worden, und in der ich das unantastbare Stammgut der Christenheit, unabhängig von confessionellen Unterschieden, ehrte. Das Verdienst, durch den Kampf für die Kirche den geoffenbarten Glauben gerettet zu haben, maß ich gerne, neben den von mir bereits anerkannten Vorzügen, Gregorn VII bei, und das Urtheil über

ihn galt mir als Prüfstein, inwiefern ein Anderer der vorherrschenden Art und Weise verfallen seye oder nicht. Ich liebte es, diesen Papst zur Sprache zu bringen, dabei an die gewöhnlichen Aeusserungen wider ihn oft beissenden Spott gegen die im Schwange gehende und von den meisten Studenten so begierig eingeschlürfte Aufklärung zu knüpfen. Als bei einer solchen Gelegenheit, bei der ich gewöhnlich allen Andern einzig gegenüber stand, Ittner auf meine Seite trat, und für meinen Liebling ebenfalls das Wort nahm, wenn gleich aus ganz andern Gründen, war die Freundschaft geschlossen.

Ein Landsmann und früherer Mitstudent zu Schaffhausen, ebenfalls Mediciner und Schüler Schellings, dabei weit mehr mit Philosophie und was damit verwandt ist, als mit Heilkunde sich beschäftigend, trat meinen Expectorationen gegen die ausräumende und alle Lehre auf den gemeinsten hausbackenen Menschenverstand (welcher Ausdruck damals ohngefähr die gleiche Rolle spielte, wie gegenwärtig derjenige: Fortschritt) beschränkende Theologie gewöhnlich bei. Wir machten uns öfters über diejenigen lustig, denen es weniger Kummer verursachen würde, wenn ein ganzes Evangelium, als wenn ihrem Heft ein einziges Wort eines Professors verloren gienge. Auch dieser Freund beklagte den tödtlichen Streich, welcher durch die Reformation der Kunst versetzt worden; weil mir aber die Abschwächung und Gefährdung der Dogmen vorzüglich als deren unvermeidliche Folge sich darstellte, so trug ich kein Bedenken, den andern auch in jener Beziehung um so eher beizutreten, als ich bei meinen theologischen Freunden für die Kunst überhaupt keinen Sinn fand.

Weiter jedoch vertieften wir uns nie, weder in das Wesen der beiden Confessionen, noch in die Gegensätze der beiden Kirchen, noch in die Glaubenslehren. Im Verkehr

mit Andern begnügte ich mich, die geretteten Ueberreste des aus der frühesten Vergangenheit herabgeerbten Glaubens zu vertheidigen, unter zwischenein verlautender Klage über eine äussere Form, welche für dessen Träger, Bewahrer und Vermittler an die Menschen die Laufbahn leichtsinniger Weise auf das Minimum verkürzt habe, indeß ihnen vorher eine lange, ehrenvolle und glanzreiche offen gestanden hätte. Merkwürdig aber möchte ich es nennen, daß von meinen sehr wenigen, nicht sowohl Universitäts*freunden*, als vielmehr nur nähern *Bekannten*, zu denen insgesammt jedoch über den Aufenthalt in Göttingen hinaus keine fernern Beziehungen fortbestanden, zwei später in die katholische Kirche zurückkehrten, einer in dieselbe eintrat; nämlich Christian Schloßer aus Frankfurt, der schon vor vielen Jahren in Rom starb, Dr. Freudenfeld aus Meklenburg, gegenwärtig im Jesuiten-Collegium zu Freyburg, und Bernhard Seligmann aus München, auf dessen Grabstein ich während der letzten Tage meines Aufenthalts zu Rom zufällig stieß. Sicher ist es, daß der erwähnte Landsmann, der mit Christian Schloßer in der engsten Verbindung stand, ihm in jener Rückkehr unfehlbar würde gefolgt seyn, hätte ihn nicht bald nach dem Abgang von der Universität der Tod dahin gerafft. Manche seiner Unterredungen drückten eine solche Neigung auf's Unverkennbarste aus.

Ob wahre Ueberzeugungen von katholischer Wahrheit oder Einflüsse der Philosophie eine solche Neigung bei ihm hervorgerufen habe, weiß ich nicht. Der öftere Umgang mit ihm, und der tägliche mit meinem Freund Ittner, führte mich zwar in diese Philosophie nicht ein, gab mir aber doch einen Begriff über die Auffassungsweise der meisten Erscheinungen, zu der sie ihre Schüler heranbildete, über die Ansichten, die aus ihr sich entwickelten. In das eigentliche System derselben drang ich nie ein.

Ich finde über mein Verhältniß zu dieser Philosophie Folgendes aufgezeichnet, dessen Richtigkeit ich jetzt noch anerkennen muß: „Als ich die Universität bezog, war die glänzende Epoche der kantischen Philosophie vorüber. Eine neue Philosophie hatte ihr allherrschendes Ansehen im Süden bereits gestürzt, und im Norden begann dasselbe, obwohl immer noch groß genug, zu wanken. So viel ich aus einer summarischen Betrachtung des Ganges der Wissenschaften während der letzten zwei Jahrzehnde, also in eben der Zeit, während welcher die kantische Philosophie auf dem Gipfel ihres Ansehens stand, wahrgenommen habe, schien es mir, als wäre ihr Einfluß auf dieselben nicht der günstigste gewesen. Dieß dürfte wenigstens der Fall seyn bei der Theologie. Die dogmatischen Systeme ihrer Anhänger sind ausgemergelt wie Gerippe, die Vernunft sollte Alles beweisen, und verworfen werden, was aus ihr sich nicht beweisen ließ. Für die Moral wollte sie einen höhern und, wie man glaubte, die Menschen zwingendern obersten Grundsatz aufstellen, als das Christenthum und sein göttlicher Lehrer gethan hat. Die Hoffnung künftiger Vergeltung, meinten ihre Anhänger, seye als lohnsüchtig verwerflich, absolute Rechtlichkeit des Menschen würdiger. Und doch hat keine Zeit eine selbstsüchtigere Moral aufgestellt, als die unsrige. Denn bloß, damit eines Jeden Leben, Eigenthum und Ehre gesichert seye, wollten sie dem Volk noch einen äussern Schein von Religion belassen, die eigentliche Gottesverehrung aber verwerfen. Eine ganz andere Philosophie machte jetzt grosses Aufsehen.

„Eine norddeutsche Universität konnte aber nicht der Ort seyn, wo eine Philosophie, die allem Haschen nach Nützlichkeit entgegen war, auf nackte Logik nicht viel hielt, hoffen durfte, großen Eingang zu finden. Doch ließen sich durch Andere, welche dieselbe sich zu eigen gemacht hatten, Notizen über sie erwerben. Die Grundsätze, welche diese Philosophie

aufstellte, die Folgerungen, die sie zog, die Hinneigung, welche die reichbegabten Geister, die eine neue Poesie geschaffen hatten, zu ihr zeigten, dieß Alles erweckte bei mir einige Vorliebe für dieselbe, und ich würde mir Mühe gegeben haben, in sie einzudringen, wenn ich nicht bald geahnet hätte, daß auch ihre Vordersätze mit dem geoffenbarten Christenthum eben nicht besser in Einklang stünden, als diejenigen der kantischen Philosophie. Ueberzeugt, daß ein wahres Glied der christlichen Kirche keine Lehren über Gott und die menschliche Seele annehmen dürfe, als diejenigen, welche diese aufstelle, enthielt ich mich dessen, schätzte aber dennoch die Männer hoch, deren durchdringender Scharfblick einsah, was dem Zeitalter Noth thue, woran hauptsächlich es krank liege, und deren rüstige Kraft keine Gelegenheit ungenützt ließ, Irrthümer zu bestreiten, welche der Norden gleichsam zu Glaubensartikeln erheben wollte."

Einen eigenthümlichen Umschwung in meinen Ansichten bewirkte mein Freund Ittner in den ersten Tagen unseres Zusammenseyns dadurch, daß er mit der neuern Poesie mich bekannt machte. Eine dunkle Ahnung, daß es etwas Anderes geben müßte, als die wässerichten Gedichte eines Zachariä, als die langweiligen Lustspiele eines Gellert, als die wortreichen Romane eines Wielands, lag wohl in mir; aber ob es vorhanden, wo es zu suchen seye, das war mir durchaus verborgen. Ich sehnte mich nach Etwas, was eine unnennbare Lücke in meinem Geist ausfüllen sollte. Aber unter meinen, handwerksmässig Brodwissenschaft treibenden, Bekannten war es mir unmöglich, dasselbe zu finden; sie kannten es selbst nicht, und hätten sie es auch gekannt, so würde es in die Summe ihrer Begriffe nicht eingepaßt haben. Ittner, dessen, was eine ganz neu gewordene Poesie bereits zu Tage gefördert hatte, kundig, wies mich auf Tieks romantische Dichtungen. Die Genoveva blieb lange mein Lieblingsbuch,

welches ich nachher Jedem empfahl, zu welchem ich in freundschaftlicher Beziehung stand, auch Jedem bemerkte, sie habe eine wahre Umwandlung, in mir veranlaßt. Ich habe erst vor wenigen Tagen noch den Brief eines Freundes gefunden, der zwar beifällig über das Gedicht sich äusserte, aber, wie es auf mich jene Wirkung hätte haben können, nicht begriff. Was ich im Jahr 1808 darüber schrieb, ist sicherlich aus der innersten Fülle meiner, damals noch ganz frischen, Empfindungen hervorgegangen, darum auch dieses hier eine Stelle finden mag.

„Als ich die Genoveva las, hätte ich wie Archimedes durch die Straßen rufen mögen: Gefunden! Gefunden! Ich fand nämlich darin, was meine tiefsten Gefühle in frohe Bewegung setzte, was hundert verborgene Bilder enthüllte, eine Fülle von Gedanken entfesselte. Nächst der Nachfolge Christi hat kein Buch so mich gerührt, so hingerissen, wie dieses. So oft ich sie lese, wiege ich mich in süßer Melancholie. Genoveva stellte mir das Bild einer durch innige Vereinigung mit Gott gestärkten Seele vor Augen, die Alles mit Gleichmuth erträgt, deren innere Kraft auf den höchsten Gipfel gesteigert ist; der edle Drago, der liebliche Schmerzenreich sind Gebilde, die mich zu Thränen rühren, so oft ich sie betrachte. Die Umrisse der beiden Riepenhausen vollendeten den Genuß den mir das Buch gewährte; stundenlang möchte ich vor ihnen stehen, sie anblicken.

„Die neue Bahn war betreten. Es folgten die Volksmährchen, worin ich den blonden Eckbert und die schöne Magellone in dem mannigfaltigen Reiz der Gedichte, womit das Mährchen, gleich dem Peplos der Minerva, durchflochten ist, allen vorzog. Die Phantasien über Kunst, Kaiser Octavian, hierauf Novalis Schriften, weckten theils neue Ansichten, berichtigten die vorhandenen, erfüllten mit stiller Wonne und berührten verschieden die Saiten meines Gemüths. Da-

mit wurde zugleich der Gesichtspunkt näher fixirt, woraus ich alle Schriften betrachtete, die von Lob und Preis unserer Zeit überflossen und von Ausfällen und Schmähungen gegen diejenigen strotzten, die entweder in der Wissenschaft oder in der Kunst von der Bahn wichen, auf der Jene schon so lang herumgekrochen waren. Sie wußten nichts Anderes, als mit Wunderpsalmen und katholischem Kreuz- und Quersinn um sich zu werfen, als ob die Kreuz- und Quersprünge des muthigen Streitrosses nicht von mehr Lebensfülle zeugten, als die gleichförmig geregelten Schritte eines alten Walkergauls."

In solcher Weise wurden damals die Gebilde der Phantasie der sogenannten romantischen Schule durch die, zu unserm größten Ergötzen bereits den Todeskampf kämpfende, allgemeine deutsche Bibliothek mit den rostigen und stumpfen Waffen nicolaischer Nüchternheit bekämpft. Ich trat als eifriger Anhänger dieser neuen Schule, als ein gelehriger Schüler darin auf, daß ich in raschem Absprechen und schonungslosem Verkleinern, wodurch dieselbe damals sich auszeichnete, die schönsten Fortschritte machte. Es waren jene Jahre die Zeit, in welcher auf dem Gebiete der Aesthetik (besser als heutzutage in dem Bereich der gesellschaftlichen Ordnung) „die göttliche Grobheit" eine Rolle spielte.

Meine Liebhaberei für Bücher, vornehmlich solche, die auf Auctionen zu erwerben waren, hatte ich nicht zu Hause zurückgelassen. In Göttingen fand ich Gelegenheit, ihr zu huldigen, mehr als meinem Vater, der nachherigen bedeutenden Frachtauslage wegen, lieb war. Doch habe ich vieles Werthvolle für geringen Preis von diesen Steigerungen, deren ich keine versäumte, an mich gebracht. Dabei waren unter den Studenten nur wenige Concurrenten zu fürchten, da der größte Theil derselben bloß auf neuere Werke Jagd machte, die ältern unberücksichtigt ließ. Bey einer solchen Gelegenheit erwarb ich mir ein Werk, an dessen Besitz meine

nachherige Thätigkeit, mein Ruf, meine spätern Verwicklungen und zum Theil die ganze Wendung meines Lebens sich knüpfte. Es war die Ausgabe von Innocenzens Briefe, durch Baluzius in zwey Bänden besorgt. Ich kannte den Mann, der die Briefe geschrieben, nicht weiter als dem Namen nach, den Inhalt derselben noch weniger; ich kannte bloß einigermaßen den Herausgeber, faßte die beiden schön gedruckten, trefflich erhaltenen Folianten und den geringen Preis von 2 fl. 24 kr. ins Auge. Für dieses Gebot blieb mir das Werk, ich trug es, freudig eines so wohlfeil erstandenen Schatzes, auf mein Zimmer und stellte es zu andern Büchern.

Allerdings war es Zufall, daß die Sammlung auf die Steigerung kam, daß ich gerade auf derselben mich einfand, daß Niemand ihren Werth kannte, daß der wohlfeile Preis (denn nichts als dieser leuchtete mir in die Augen) mich lockte. Aber eben so gewiß ist es, daß ohne den Besitz dieses Buches ich die Geschichte Innocenzens des Dritten nicht würde geschrieben haben, mit unendlich Vielem, was mir mit solcher Umständlichkeit einzig hiedurch bekannt wurde, nie würde bekannt geworden seyn, vielleicht in einem ganz andern Ideenkreise mich bewegt hätte. Wenn sich nun an diesen Besitz nicht bloß eine höchst befriedigende Thätigkeit von drei Jahrzehnden des eigenen Lebens, sondern Manches, was sowohl in grosser Zahl Freunde als mitunter auch Gegner mir erwarb, ja wenn sich daran, was noch weit mehr ist, die ersten Anfänge eines immer heller aufgehenden Lichtes und einer immer völliger werdenden Erleuchtung durch den himmlischen Gottesstrahl knüpft, darf es alsdann wohl eitle Anmaßung genannt werden, wenn in dem Glauben, daß auch gering Scheinendes nicht von ungefähr geschehe, ich jenem Zufall eine höhere Bedeutung unterlege, als der gewöhnliche Sprachgebrauch mit dem Worte verbindet?

Das vierte halbe Jahr des Aufenthalts auf der Univer-

sität wurde fast ausschließlich auf die Geschichte des Königs Theodorich verwendet, und in Hoffnung, nicht bis zu Ablauf des Semesters in Göttingen verweilen zu müssen, hörte ich gar keine Collegien mehr. Mein Vater hatte mir nämlich versprochen, unmittelbar von der Universität nach Amsterdam reisen zu dürfen, wo damals drei meiner Oheime von mütterlicher Seite wohnten, deren keiner, seit ich geboren war, je seine Vaterstadt besucht hatte. Da ich hieran den Wunsch knüpfte, auch Paris zu sehen, bereitete ich mich durch etwelches Studium der grossen archäologischen Sammlungen auf das Anschauen jener Bildwerke vor, welche die Franzosen aus allen Theilen Italiens nach ihrer Hauptstadt geschleppt hatten. Hiezu gewährte Heyne die seltene Vergünstigung, daß mir die Bibliothek Vormittags geöffnet ward, und ich ganz allein in derselben hervornehmen durfte, was mir beliebte; auch versah er mich mit Empfehlungsbriefen an Silvestre de Sacy und an Visconti. Aber mein Vater war nicht geneigt, meinen Wunsch zu gewähren. Er that recht daran; denn bey meiner Unerfahrenheit und daherigen Unfähigkeit, in einer wildfremden Stadt mit der erforderlichen Selbstständigkeit und Klugheit mich zu bewegen, hätte ich leicht in die schwierigsten Verwickelungen gerathen können.

Drei lichte Punkte traten in den Rückerinnerungen an Göttingen immer hervor: die Bibliothek, der Hofrath und Oberbibliothekar Reuß und vor Allen Heyne. In der erstern war ich so zu sagen einheimisch, und in einer Anstellung an derselben würde ich damals das oberste Ziel meiner Wünsche erkannt haben. Zu dem Hofrath Reuß stand ich weiter in keiner Beziehung, als in derjenigen, welche erst aus häufigem Begegnen hervorgieng, darauf freundliche Behandlung und wohlwollendes Handbieten in kleinen literarischen Zweifeln und Anfragen zur Folge hatte. Ich zählte es daher zu dem Angenehmsten, was mir im Jahr 1837 widerfahren konnte,

dem zwar körperlich schwachen, aber noch seiner heitern Ruhe geniessenden, Greisen nach so vielen Jahren meine Gefühle unverblichener Dankbarkeit ausdrücken und mich in seine Erinnerung zurückrufen zu können. Er hatte, wie leicht zu begreifen, kaum noch meiner gedacht, um so mehr aber war er erfreut durch meine Aufmerksamkeit. — Für Heyne hatte ich solche Verehrung, daß später ein Zusammentreffen mit Voß mir nicht so zum erwünschten Ereigniß ward, wie es ohne dieß wahrscheinlich gewesen wäre. Ich konnte mich selbst der kleinen Neckerei nicht enthalten, meine Gesinnungen der Verehrung für Heyne mit etwelcher Emphase vor ihm an den Tag zu legen. Auch konnte die Vergleichung des, stets in einer, seinem Alter geziemenden Eleganz auftretenden, „Herrn Geheimen Justizraths" mit dem in seinem Aeussern gar zu schlichten Professor nicht zu Gunsten des letztern ausfallen. Doch abgesehen hievon, hörte ich nachher Jacobis Mittheilung um so lieber: er hätte sich lange mit Voß gestritten, ob seine Verdeutschung Homers wirklich den unabweisbaren Anforderungen an eine solche entspreche. Jacobi stellte eben dasjenige an derselben aus, was so manche Andere daran ausgesetzt haben: sie gewähre bei allzugrosser Nachbildung des Deutschen nach dem Griechischen bei dem Lesenden keinen reinen Kunstgenuß, da ein zu grosses Ringen mit dem Verständniß erfordert werde.

Mein Aufenthalt in Amsterdam und in Holland überhaupt dauerte beinahe drei Monate. Es war eine in Unthätigkeit und zweckloser Pflastertreterei zugebrachte Ferienzeit; behaglich, indem meine Oheime und Tanten sehr besorgt waren, meinen Aufenthalt angenehm und alles Sehenswerthe mir zugänglich zu machen. Noch am Vorabend vor meiner

Abreise kamen meine politischen Antipathien durch Verbreitung eines gedruckten Berichts von einem vollständigen Sieg, welchen die Preußen über Bonapartes Heer bey Jena erfochten hätten, in ein mißliches Dilemma. Einerseits hätte ich jauchzen mögen, daß der Usurpator, als welchen er mir stets vorkam, endlich seinen Meister gefunden habe; andererseits quälte mich der Neid, daß nun den Preußen sollte gelungen seyn, was das Jahr zuvor Oesterreich unter so grosser Anstrengung erfolglos versucht, und erfolglos deßwegen vorzüglich, weil eine deutsche Macht um den Preis von Hannover noch Aergeres gethan hatte, als blos dasselbe im Stich zu lassen. Aber schon im Haag erfolgte die Enttäuschung und im Dom von Mainz konnte ich einem Tedeum für den Sieg bey Jena beiwohnen, welches durch die Anwesenheit Josephinens mit ihrem Hofstaat verherrlicht ward.

Der Rückweg führte mich über Leiden, Rotterdam, Brüssel, Cöln, den Rhein hinauf. Man erzählte mir in Rotterdam, das bronzene Bild des grossen Erasmus auf der Maasbrücke seye bey dem Bildersturm sammt Crucifixen und andern Bildern in den Strom geworfen worden. Einige Zeit nachher hätte die Rotterdamer Besorgniß angewandelt, ihre Geringschätzung des grossen Mitbürgers, dessen Ruhm ganz Europa erfülle, müßte ein sehr nachtheiliges Licht auf sie werfen, sie gerechtem Spott blosstellen. Daher seye beschlossen worden, das Bild wieder aufzusuchen, dasselbe, nachdem es gefunden worden, zum Beweis ihrer Hochachtung auf die Brücke zu stellen. Alle andern Bilder blieben natürlich als abgöttischer Gräuel von der Fluth weggespült oder in derselben begraben. Daher der Witz seye gemacht worden:

O Himmel! ist es nicht ein Jammer,
Daß Christus nicht war ein Rotterdammer.

In Brüssel war das Allerheiligenfest das zweite Fest der katholischen Kirche, welches ich in meinem Leben sah.

Es setzte die ganze Stadt in Bewegung, und der gedrängt volle Dom bot mir einen merkwürdigen Gegensatz gegen die sparsam besuchten Kirchen meiner Vaterstadt dar. Nicolai's, Gablers und Aehnlicher Bekrittlungen von Chateaubriands Genie du Christianisme, welches damals so grosses Aufsehen erregte, hatte mich schon in Göttingen auf dieses Buch aufmerksam gemacht. Ich fand es in Brüssel, und machte es zur Lectüre auf meiner Reise. Der Glanz der Darstellung, der Reichthum der Bilder, die Anmuth der Sprache fesselten mich, ich fühlte mich ergriffen, gehoben, meine Phantasie angeregt, und armseliger, dürrer und verzerrter erschien mir die Anschauungsweise der meisten hier so sinnvoll behandelten Gegenstände, die mir aus nicolaischen Reisebeschreibungen, Faustinen, Berliner Monatsschriften, deutschen Bibliotheken und ähnlichen übernüchteren Schreibereien in der Erinnerung geblieben war. — Der Dom von Cöln erschien mir als Typus der höchsten Aufgabe des Lebens und zugleich jener Zeit; Propheten und Apostel, Patriarchen und Väter, Lehrer und Blutzeugen, zwischenein das Zeichen des Heils, vorbildend das Leben, in welchem nirgends ein Einschnitt seyn sollte ohne das Heilige; die Thürme aufstrebend, um die Erde dem Himmel zu verbinden, aber gleichsam niedergeschmettert, als hätte der Ewige Solches noch nicht gewollt.

Meine Rückreise führte mich an dem nahen Ziele in eigenthümliche Verhältnisse und Umgebungen, welche nicht ohne Einfluß auf mich blieben und vielleicht zu Beurtheilung von Manchem mir einen andern Standpunkt anwiesen, als ich ihn ohne jene vermuthlich würde aufgefunden haben. Während ich noch in Holland weilte, war mein Freund Ittner in das elterliche Haus nach Heitersheim im Breisgau

zurückgekehrt, wo sein Vater als Ordenscanzlar des Malteser Großpriorats deutscher Zunge wohnte, jetzt aber, da das Fürstenthum durch den Preßburger-Frieden Baden zugewiesen worden, in die Dienste des Großherzogs dieses Landes übergegangen war. In der Absicht, meinen Freund zu besuchen, wählte ich von Heidelberg den Rückweg durch das Breisgau. In Heitersheim sagte mir Ittner, sein Vater befinde sich zu St. Blasien, von dem Großherzog beauftragt, die Aufhebung dieser Abtey zu bewerkstelligen. Sein Vorschlag, uns zu einem Besuch gemeinsam dahin zu begeben, war mir höchst erwünscht. Hatte ich doch schon zu Hause viel von der prachtvollen Kirche von St. Blasien, von dem grossen Kloster, von der wissenschaftlichen Thätigkeit seiner Bewohner, von dem gelehrten Abt Martin vernommen, später dann mehrere der Urkundenwerke, die wir der wissenschaftlichen Thätigkeit der dortigen Benedictiner verdanken, theils mit grossem Beifall nennen gehört, theils in den Bibliotheken gesehen und bewundert.

Die kleine Reise dahin wurde gegen die Mitte Decembers unternommen. Es wirkte mit magischem Eindruck auf mich, als wir bei schon eingebrochener Nacht in dem Wagen, mit vier fürstlichen Pferden bespannt, zu der Klosterpforte hinein, an den dunkeln Massen der gewaltigen Gebäude vorüber, zu dem grossen Portal fuhren, drei Livreebediente mit Kerzen die gemächliche Doppelstiege hinauf durch einen langen Gang in das Zimmer des Herrn Canzlars uns leuchteten. Der Vater meines Freundes war ein grosser, stattlicher Mann, corpulent, mit schönen, regelmäßigen Gesichtszügen, imponirend in seiner Haltung. Ich wurde auf das freundlichste empfangen und sogleich hinsichtlich meiner Studien ins Examen genommen, was befriedigend auszufallen schien; schon darum, weil Hr. von Ittner seine Studienzeit ebenfalls in Göttingen zugebracht hatte, und bei grosser Vorliebe zu

der classischen Literatur und ausgezeichneter Vertrautheit mit derselben in der Verehrung für Heyne mit mir wetteiferte. Denn auch er hatte denselben zu eben der Zeit, da er in dieser Wissenschaft gleichsam als Imperator waltete, fleißig gehört, und nicht minder als ich an ihn sich hingezogen gefühlt. Kaum dann in lebhafter wissenschaftlicher Unterhaltung eine halbe Stunde verflossen war, hieß es: morgen würde uns die Bibliothek gezeigt werden, aber wir müßten auf der Stelle unser Ehrenwort geben, daß wir nie Etwas „schießen" wollten. Wir gaben es und haben es redlich gehalten; ich zwar einzig des Ehrenwortes wegen, nicht Gewissens halber. Denn ich räsonnirte so: „schießt" der Großherzog das ganze Kloster mit Allem, was dazu gehört, so hätte ich gerade so viel Recht als er, wenigstens ein Buch zu „schießen"; sein Recht an das Ganze ist nicht besser begründet, als mein Recht an einen Theil es wäre.

Noch vor Tisch mußten wir dem Fürsten unsere Aufwartung machen. Denn obwohl dieser nur zum Schein noch Herr im Kloster, der Commissarius nunmehr die Hauptperson war, obwohl ich unter vier Augen manches wegwerfende Urtheil über denselben hören konnte, so wurden doch die äußern Formen des Anstandes nie aus den Augen gesetzt, auch streng darob gehalten, daß sie von uns beobachtet würden. So fand sich z. B. Hr. von Ittner Jederzeit vor dem Fürsten in dem Tafelzimmer ein; man stund nie von der Tafel auf, ohne daß er nicht demselben eine Verbeugung gemacht und gedankt hätte, was von uns um so mehr befolgt werden mußte. Als ich einst bei dem Caffe auf einem Bein vor dem Fürsten stand, hatte ich gleich nachher eine derbe Lection anzuhören: „ob ich es für geziemend hielte, vor einem Fürsten auf einem Bein zu stehen? Wenn auch seine Herrschaft zu Ende gehe, so seye er doch immer noch Reichsfürst."

Waren die Formen bemessen und untadelhaft, so wurde

das Geschäft selbst nicht mit der größten Milde betrieben. Durch den Lüneviller-Frieden hatte der Herzog von Modena sein Land verloren, der Reichsdeputations-Entschädigungs-Receß ihm hiefür das Breisgau angewiesen, die fünf reichen Abteyen desselben hingegen sollten als Entschädigung für verlorene Besitzungen dem Malteserorden zufallen. Der Herzog wollte von dem Tausch nichts wissen, und nahm das Breisgau niemals an. Die Abteyen, St. Blasien an der Spitze, suchten zu beweisen, daß der Malteserorden eine geistliche Stiftung seye wie sie, und kein Grund vorhanden, die eine zu Gunsten der andern aufzuheben. Die Klöster verfochten ihre Angelegenheit in einer Druckschrift, und gaben sich auch sonst alle Mühe, für die Rechtmäßigkeit ihrer Ansicht zu gewinnen. Die Druckschrift hatte eine Entgegnung von Seite des Ordens (wahrscheinlich durch dessen Canzlar verfaßt), durch jenen Umstand aber eine Lebensfristung der Klöster bis zu Ende des Jahrs 1806 zur Folge. Ittner, als Canzlar des Ordens, war daher auf jene Bestrebungen und auf diejenigen Personen, welche dieselben am thätigsten sich hatten angelegen seyn lassen, bitterböse zu sprechen, und diese Stimmung blieb nicht ohne etwelchen Einfluß.

Er theilte überhaupt jene Gesinnung gegen die Ordensgeistlichkeit, welche während seines Aufenthalts zu Wien herrschend war, und von da über Deutschland sich verbreitet, selbst einige geistliche Fürsten zu Gewaltthaten bethört hatte, die nur allzubald wider sie selbst gewendet werden sollten. Die geistige Beschränktheit der Mönche kam als Lieblingsthema öfters zur Sprache. Wenn ich dann die Verdienste der Sanct-Blasianer durch Herausgabe so vieler gewichtiger Urkundenwerke hervorhob, so wurden dieselben nur höchst bedingt anerkannt und mehr als einmal mußte ich hören: hätten diese dummen Mönche einen Theil des Papieres verwendet, um wohlfeile Schulausgaben der Classiker darauf

zu drucken, so würden sie hiemit der Welt einen größern Dienst erwiesen haben." Wollte ich Etwas zum Lob des so thätigen als gelehrten Fürsten Martin sprechen, so hieß es: er seye doch ein faselnder Greis geworden, indem er in spätern Jahren seinen Nabuchonodosor somnians gegen die Revolution geschrieben habe. Weiter wurde als Beweis unnöthigen Thuns und nutzloser Papiervergeudung angeführt: noch in letzter Zeit habe einer der Conventualen unverantwortlicher Weise das Papier durch den Druck eines asketischen Werkes, unter dem Titel Scutum fidei, verderbt, welches schon bis zum fünften Theil vorgerückt, nun aber alsbald und mit Recht eingestellt worden seye. Dann ergieng ferner die Klage: es lasse sich mit Niemand im Kloster über Wissenschaftliches ein vernünftiges Wort sprechen, von classischer Literatur (Ittners Lieblingsstudien) seye keine Spur vorhanden und das Griechische ein völlig unbekanntes Land. — An letztere Klage knüpfte sich dann der Vorschlag, wir möchten eine Zeitlang bleiben, damit am Abend, nach vollbrachter Tagesarbeit, doch Jemand ihm zu literarischer Unterhaltung dienen könnte. Mir, der ich ohnehin keine besondere Sehnsucht verspürte, bald zu Hause einzutreffen, war dieß sehr erwünscht, und ich wußte für die Verlängerung des Aufenthaltes meinem Vater so einleuchtende Gründe anzugeben, daß er, ungeachtet an den Ort Bedenklichkeiten sich hätten knüpfen können, keine Einwendungen machte.

Von der reichhaltigen und wirklich kostbaren Bibliothek mangelte ein Catalog. Ittner gab mir den Auftrag, wenigstens die Hauptwerke derselben zu verzeichnen; ich sollte seinem Sohn die Titel dictiren. Hier war ich nun ganz in meinem Element, mein Freund dagegen wurde in ein ihm völlig fremdes Gebiet versetzt. Ich freute mich, so manches Hauptwerk wieder zu finden, andere, deren Namen mir bloß bekannt waren, jetzt beschauen zu können; und leicht vergaß

ich hierüber der sonst empfindlichen Januars-Kälte in dem weiten Raum. Mein Freund dagegen fluchte über die mechanische Arbeit, über die Titel ihm gleichgültiger Folianten, über die Kälte; ich aber fuhr ununterbrochen fort zu dictiren, bis seine Drohung: mir, wenn ich nicht aufhöre, das Dintenfaß an den Kopf zu werfen, meinem Eifer und seiner Arbeit jedesmals ein Ende machte.

Die Bereitwilligkeit zu diesem Geschäfte, der warme Eifer für classische wie für jede andere Literatur, die Lebendigkeit, welche ich in die abendliche Unterhaltungsstunde brachte, hatten mir Ittners volle Zuneigung gewonnen, so daß er nebenbei meiner bisweilen für Sachen, die er sonst Niemand anvertrauen mochte, als geheimen Sekretärs sich bediente. Er dictirte mir z. B. die Reverse, durch deren Unterzeichnung der Fürst und einige der vornehmsten Conventualen bezeugen sollten, der Bestand des Klostervermögens seye in guten Treuen angegeben worden; ferner hatte ich die Anträge über die künftigen Pensionen sowohl des Fürsten als der verschiedenen Obern zur Absendung nach Karlsruhe abzuschreiben; wobei jedoch Ittner als erfahrener Geschäftsmann die Vorsicht hatte, die Zahlen auszulassen, so daß mir die Sache dennoch ein Geheimniß blieb. Die Unvorsichtigkeit, einige Aktenstücke nicht zu rechter Zeit zu beseitigen, hat vielleicht durch hervorgerufene Mißstimmung zu Karlsruhe etwelchen Einfluß auf diese Bestimmungen geübt, gewiß nicht den günstigsten Eindruck gemacht. Ich bin als Copist zu deren Kenntniß gekommen und darf ihrer, da es eine durchaus der Vergangenheit anheimgefallene Sache betrifft, nun wohl erwähnen.

Während Bonapartes Feldzug gegen Oesterreich hatte sich im Winter 1805 — 1806 ein Abentheurer unter dem Namen eines Grafen de la Barse und mit dem Vorgeben, eine gewichtigte Stelle in dem kaiserlichen Generalstab zu bekleiden, in das Kloster eingeschlichen. Es scheint, daß er

dort längere Zeit sich aufgehalten und durch das Anrühmen großen Einflusses auf den Marschall Berthier und auf den Kaiser selbst das Vertrauen des Fürsten zu gewinnen gewußt habe. Dieser sah nachher in dem Grafen den geeigneten Mann, das Kloster zu retten, dessen Untergang nach dem Vorrüken der Franzosen kaum mehr zu bezweifeln war. — Der Fürst rief daher — da Jener das Kloster seit längerer Zeit verlassen hatte, — seine Verwendung schriftlich an, und es wurden unter den Akten des Klosters die Entwürfe dreyer Briefe gefunden: der eine, sofern mir mein Gedächtniß treu ist, an den Kaiser selbst, der andere entweder an Berthier oder an Talleyrand, der dritte an den Grafen gerichtet. An diesen ergieng die Bitte, die beiden ersten Briefe zu übergeben und das darin Enthaltene durch sein vielvermögendes Wort zu unterstützen. Zum Beweis, daß er nicht für Undankbare sich verwende, wurde er vorläufig mit 500 Louisdors honorirt, unter Versprechen von Mehrerem, dafern seine Verwendung zum erwünschten Ziele führen sollte. In dem Brief an den Kaiser wurde um dessen Protection für das Kloster gebeten; der dritte aber an Berthier oder Talleyrand entwickelte die Gründe für dessen Erhaltung aus militärisch-administrativen Rücksichten. Der Schwarzwald, hieß es darin, seye anerkannt der wichtigste Paß zwischen Frankreich und Deutschland, bei der Beschaffenheit des Bodens aber und dem Mangel an größern Städten werde die Verpflegung eines durchziehenden und noch mehr eines darin verweilenden Heeres schwierig. Es müßte daher der Fortbestand eines Klosters, welches in der unwirthlichsten Gegend mit reichen Vorräthen zu aller Zeit versehen wäre, für den Kaiser von grosser Wichtigkeit seyn. St. Blasien böte in Kriegszeiten diese wichtigen Vortheile dar, woran die Hoffnung sich knüpfen lasse, daß der Kaiser nicht selbst ihrer sich werde berauben wollen. — Es ist mehr als wahrscheinlich, daß

diese Briefe an ihre Bestimmung niemals gelangten, jetzt aber nicht ganz ohne Wirkung blieben.

„Sehen Sie, sagte Hr. von Ittner, nachdem ich die Briefe, deren Copie vorläufig nach Karlsruhe gehen sollte, abgeschrieben hatte, sehen Sie, selbst Deutschland wollten diese Spitzbuben verrathen und den Feind des Kaisers, ihres Souveräns, in dessen eigenem Land unterstützen!" Ich aber sah in diesem Schritt nichts so Entsetzliches; ich dachte, wer den sichern Tod vor Augen sieht, sucht eben Hülfe und Rettung nur bei demjenigen, der dieselbe gewähren kann. Mir schien es vielmehr ein Beweis von der Klugheit des Fürsten zu seyn, daß er dem Eroberer die Sache von derjenigen Seite darzustellen suchte, von welcher allein etwelche Berücksichtigung zu hoffen war. Auch leuchtete es mir hell genug ein, daß die berührten Vortheile bei einem neuen Krieg am Ende den Oesterreichern ebensogut zu Nutz kommen könnten, als den Franzosen, es handelte sich nur darum, wer am ersten zur Stelle wäre. Daran, daß Ittners neuer Oberherr gegen Kaiser und Reich noch viel Aergeres verübt, als der Fürst von St. Blasien in Aussicht gestellt hatte, dachte ich in jenem Augenblick nicht, sonst ich jene Aeusserung nicht bloß schweigend würde angehört haben. Das weiß ich bestimmt, daß ich bei mir selbst dachte: dieser Sache wegen, die mir so ganz natürlich schien, hätte man nicht so viel Aufhebens machen sollen. Ich fühlte wahres Mitleid mit dem Fürsten, wenn diese Entdeckung ihm schaden würde, und bedauerte aufrichtig, daß er nicht zu rechter Zeit darauf Bedacht genommen, die verwünschten Briefe zu beseitigen.

Jene Gesinnungen, welche bei dem Anblick des Reichsdeputations-Entschädigungs-Recesses mich vorübergehend durchflogen hatten, gewannen jetzt, da ich gewissermaßen mitten in die Sache versetzt war, eine bestimmte Gestalt. St. Blasiens Leistungen auf demjenigen Gebiete, welches vor allen andern

mich lockte, traten in die Erinnerung, die innere Ordnung, Bemessenheit, klösterliche Pünktlichkeit, des Fürsten Freundlichkeit gegen mich, lebendig vor Augen; ich konnte in der Aufhebung nichts als eine Gewaltthat, ein freches Vergreifen an fremdem Eigenthum erblicken. Mehr als einmal in der Nacht habe ich Thränen über das traurige Loos des Klosters vergossen und zu Gott gefleht, er möchte mir die Hülfe, die ich ohne meine Absicht dabei leiste, nicht anrechnen. Der Fürst mochte meine Gesinnungen ahnen. Wehmüthig sagte er mir einst nach aufgehobener Tafel: „Alles läßt sich doch nicht verspeisen.“ Mein Blick mußte ihm Zeugniß geben, daß ich ihn vollkommen verstanden hätte. Er war ein Mann im Anfange der Fünfzig. Sein Aeusseres gebot Achtung; das Unglück seines Stiftes hatte ihm viel von seiner Heiterkeit geraubt und nicht selten einen bemerkbaren Zug von Harm in seinen sonst ruhigen Blick gemischt.

Hr. von Ittner überzeugte sich bald, daß ich seine Ansichten über die klösterlichen Institute nicht theile. Der lebendige Eindruck der Gegenwart und der Umgebung auf das jugendliche Gemüth war gewaltiger als Räsonnement und Reflexion. Durch viele Jahre meines Lebens haben jene vor diesen das Uebergewicht in mir behauptet. Wenn wir bisweilen zusammen durch die menschenleeren, langen Klostergänge schritten und ich der Kälte wegen die Hände in die Rockärmel zusammensteckte, sagte Ittner öfters im Scherz: ich gienge ja förmlich wie ein Novize; er glaube, es seye für mich ein Glück, daß das Kloster aufhöre, sonst würde ich am Ende wohl noch darin bleiben. — Ganz Unrecht hatte er vielleicht nicht, am wenigsten, wenn es möglich gewesen wäre, in solcher Weise darin zu bleiben, wie ich damals darin war, — Herr meiner selbst, ohne alle Sorge für das Leben.

Mein Zimmer lag nur wenige Schritte von einer Thüre, die auf die Gallerie der herrlichen Kirche und von da zu

einer andern über dem Chor führte. Diesen, der sehr zahlreich besetzt war, hörte ich oftmals im Bette, oftmals gieng ich durch jene Thüre Morgens beim Hochamt, Nachmittags bei der Vesper, auf die Galerie, und fand mich Jedesmal sehr erbaut, indem dadurch meine innern Empfindungen, die ohne äussere Stimme meist ruhig schlummerten, gleich gebundenen Geistern sich ablösten, und frei sich bewegten und freudig hinaufjubelten zu demjenigen, welcher ihr Quell und ihr Ziel ist. Ich wohnte den grossen Festfeyern der Weihnacht und des heiligen Blasius bei, und die Pracht, in welcher die Celebrirenden erschienen, die Würde und Pünktlichkeit, mit der sie des Gottesdienstes wahrnahmen, der ernste vierstimmige Gesang, von der großen, als Meisterwerk geltenden, Orgel getragen, die aufwallenden Weihrauchdüfte, waren ebensoviele Ströme, die in mein Innerstes hineinflutheten und es himmelantrugen. Der lebendige Kern des Hochamtes war mir durchaus unbekannt; aber das durch die äussern Sinnen Wahrnehmbare desselben drang mit gewaltiger Macht in den inwendigen Menschen, und ergriff, bewegte, durchströmte in geheimnißvollem, mehr geahnetem als klar gewordenem Einwirken diesen in der Totalität seines Wesens.

Hier, durch welche Anregung, unter welcher äusserer Veranlassung wüßte ich nicht mehr anzugeben, stellte die heilige Jungfrau als hochbegnadigte, als zu dem sie Ehrenden in segnender Beziehung stehende Individualität mir sich dar. Ich sollte fast meinen, die immer festgehaltene und durch keine Eichhorn'sche Exegese und keine Stäudlin'sche Dogmatik erschütterte Ueberzeugung von Christo dem Gottmenschen habe wenigstens etwelche Geneigtheit bereitet, einen Theil der ihm schuldigen Anbetung als höhere Achtung auch auf seine irdische Mutter (als Jungfrau wurde sie mir wenigstens durch das Glaubensbekenntniß von Jugend an bezeichnet) überzutragen. Ein Hang zum Geheimnißvollen, was in der Vereinigung

von Jungfrau und Mutter, eine Vorliebe zum Idealen, was in der Alles überragenden Hoheit und der zu Jedem sich herablassenden Milde sich darstellt, der völlige Mangel an allen Beziehungen zu weiblichen Wesen (ausser mit Mutter und Tanten und alten Basen war ich mit andern nie in Verkehr gekommen), der hiemit durch stille Verehrung beseitigt wurde, ohne durch Rede und Umgang mich in Verlegenheit zu sezzen, dieß Alles mochte jener Geneigtheit entgegen gekommen seyn. Es zog mich an, der heiligen Jungfrau meine Huldigung darzubringen, ihrer Obhut mich zu empfehlen, um Fürbitte sie anzuflehen. Mehr als Einmal habe ich, von tiefer Rührung ergriffen, schluchzend ihr alle meine Sünden bekannt, so daß ich am andern Morgen durch meinen Freund Ittner, der über Störung der Ruhe sich beklagte, als neuer Jeremias ausgelacht wurde. Auch einige Zeit nachher noch habe ich mit wahrhaft andächtiger Hingebung sie mir vergegenwärtigt, hierauf Solches unterlassen, und bin erst in späterer Zeit, dann aber in ununterbrochener Beharrlichkeit und mit klarer Ueberzeugung dazu zurückgekehrt. Uebrigens war dieses Alles blos Frucht der im Stillen verarbeiteten Eindrücke oder von selbst wach gewordenen Regungen; der Menschen Rede hat nicht das Geringste dazu beigetragen. Denn auch nicht ein einziges Mal habe ich mit irgend einem der Klosterbewohner unter vier Augen gesprochen; ausser dem Fürsten und ein paar Geschäftsmännern unter den Capitularen kannte ich keinen Einzigen, und diese Alle sah ich nur bei der Tafel. Mein Umgang während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in St. Blasien beschränkte sich auf meinen Freund, seinen Vater und ein paar Töchtern eines Beamteten. Von diesen Allen bekümmerte sich aber Niemand um mein Inneres.

Wie so Manches, was in jenen Jahren mich anregte, durchflog, ergriff, stimmte, hernach in anderer Umgebung, bei

festgestelltem Beruf und Wirken, unter vielartiger Beschäftigung, auch wohl in dem Strudel des Lebens erblich, zerrann, in Vergessenheit sank, so erlosch allmählig auch jener Zug des Herzens zu der allerheiligsten Jungfrau, denn es fehlte Anmuthung von aussen, es fehlte an Mitteln zur Auffrischung, es fehlte gleichsam ein zwingendes Gebot; nur wenn ich etwa ein wohlgelungenes Bild derselben sah, mischte sich in die Betrachtung etwas mehr als Anerkennung des Kunstwerthes, immer aber blos vorübergehend. Gleichgültig zwar ist sie mir nie geworden; freudig blieben mir immer Veranlassungen, von ihr sprechen zu können, wärmer, als es von einer protestantischen Kanzel sonst geschehen mag, weiter jedoch niemals gehend, als es mit der herrschenden Lehre vertragsam. Zu jenem lag volle, nicht bloß Befugniß, selbst Aufforderung in dem obersten Grundsatz des Protestantismus und in dem dürren Ausdruck des Synodaleides: „zu lehren nach dem lautern Wort Gottes alten und neuen Testaments", an dessen so bestimmtem Wort: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechtsfolgen", nichts zu mäckeln, abzudingen, wegzuexegesiren seyn sollte. Denn es heißt nicht: sie werden mich dafür halten, sondern „preisen"; also eine innere Gewißheit, hervortretend an lauter Verkündung, an hellem Lob. Wie kann man so unabläßig auf das Wort Gottes, und nichts als das Wort Gottes, und Alles, was in dem Wort Gottes, sich berufen, und dergleichen Glanzstellen, gleichwie Philipp, II, 10. 11., auf sich beruhen lassen, als wären sie nicht vorhanden? Für wen aber die Stimme eines Menschen deßwegen, weil ihm der Name eines Reformators beigelegt wird, grösseres Gewicht haben kann, als diejenige der heiligen Schrift, der wolle nicht vergessen, daß Oekolompadius, der Basler Reformator, die heilige Jungfrau nennt: „Die von Engeln und Erzengeln verehrte Beschützerin der Menschen, die Königin der Barmherzigkeit, unsere mächtige Schirmerin in allen unsern Anliegen."

Noch eines sollte doch nicht übersehen werden. Welche auserwählte Geister auch in den Evangelien um die Person des Erlösers sich reihen, weder Johannes, sein Vorläufer, noch der heilige Petrus, der Apostelfürst, noch Johannes, der Lieblingsjünger, noch irgend ein Anderer, sagt von sich selbst Etwas aus, was der Zukunft zur Beherzigung und Nachahmung empfohlen würde; alle Zeugnisse über sie, alle Bestimmungen, denen gemäß wir sie zu würdigen haben, gehen hervor aus dem Mund unseres Herrn; einzig Maria ergreift, so zu sagen für sich selbst, das Wort, giebt von sich selbst ein Zeugniß, stellt aus sich selbst an alle Geschlechtsfolgen die Forderung, daß sie von ihnen selig gepriesen werde. Damit steigt sie höher als jene Alle, stellt sich hinauf über jene Alle; es ist damit der demüthigen „Magd des Herrn" ein Vorrang eingeräumt, der Keinem der Andern gegeben ist. Zu den kommenden Geschlechtern spricht in den Evangelien ausser unserm Herrn Niemand sonst als sie. Und hierin sollte nicht ein Wink liegen, dieß nicht unsere ernsteste Beherzigung verdienen!

Erst nach vielen Jahren, und abermals ohne alle äussere Veranlassung, ganz aus innerer Mahnung, wachte wieder auf, was so lange geschlummert hatte. Die heilige Jungfrau stellte sich mir dar in näherer Beziehung zu denjenigen Allen, welche kindlich, fromm, bereitwillig sie anerkennen als „die Gebenedeyete unter den Weibern", als die Hochbegnadigte, in mütterlicher Liebe zu ihnen gewendet. Ich fühlte mich mächtig gezogen, in höherem Sinn, als nur mit Ehrerbietung ihrer zu gedenken; getrieben, mich zu reihen an diejenigen, von denen sie prophetisch verkündet, daß sie „von ihnen werde selig gepriesen werden." Ich habe erkannt in ihr jenen „Stern", der mit so reinem Lichte über dem Wogenmeere der Gegenwart aufgegangen ist; ich habe sie begrüßt als die „Königin der Barmherzigkeit"; ich habe später in den herb-

sten Begegnissen in ihr die „Mutter der Gnade", der Tröstungen und der Milde anerkennen können. Und welches Mitleid erfüllt mich nicht mit denjenigen, welchen dieser reine Quell des Erbarmens, des Trostes, der Segnungen durch ihre mütterliche Fürbitte, unbekannt, darum verschlossen ist!

Ausser der Schwester meines Freundes, die mit ein paar Gespielinnen im Anfang unseres Aufenthaltes ebenfalls für einige Tage zu einem Besuch nach St. Blasien sich einfand, waren die erwähnten Töchtern eines Beamteten die ersten, mir an Jahren ziemlich gleich stehenden, weiblichen Personen, mit denen ich nicht allein bald in täglichen Verkehr kam (da ihr Haus das einzige war, welches wir besuchten), sondern je Worte gewechselt hatte. Da wir unser zwei und der Mädchen ebenfalls zwei waren, so theilten wir uns gewissermaßen in dieselben, indem, wenn wir gemeinsam in das Haus giengen, Jeder von uns vorzugsweise mit der Einen sich unterhielt, mit Beiden zugleich nur dann, wenn der Andere abwesend war. Ich hatte große Freude an Neckereyen, Possen und kleinen Eulenspiegeleyen, und nahm bald wahr, daß mir in den Mädchen, namentlich in der ältern, Gehülfinnen zu dergleichen zu Gebote stünden. Das war es, was mich zu denselben hinzog, was ich in ihrer Gesellschaft aussann und durch Hülfe der Einen vollführte. Ich gieng gewöhnlich Vormittags, während die Mutter in dem Hochamt sich befand, hinüber, entweder um die Mädchen in ihrer Arbeit zu stören, oder alles Geräthe des Zimmers unter stetem Schelten und Lachen derselben auf einen Haufen zu tragen; dann über dem grollenden Blick der Mutter, welche unter den obwaltenden Umständen den Schützling des großherzoglichen Commissarius doch nicht auszuzanken wagte,

heimlich mich zu ergötzen. Eine Stunde vor dem Nachtessen giengen wir in der Regel gemeinsam hinüber, wo ich unter den Augen der Mutter wieder das gleiche Spiel trieb. Mein Freund hatte sich bald gewöhnt, auch nach dem Nachtessen in das Haus sich zu begeben. Vorstellungen von meiner Seite, daß es nicht schicklich seye, in solcher Zeit bei jungen Frauenzimmern Besuche abzustatten, konnten ihn so wenig zurückhalten, als sein Spott oder die Schilderung, wie über meinem Zurückbleiben die Andere sich langweile, zu seinem Begleit mich bewegen. Ich brachte die Zeit bis zu der oft später Zurückkunft meines Freundes gewöhnlich mit Lesen zu, ohne auch nur ein einziges Mal ihn zu begleiten. Als ich mich von den Mädchen trennen mußte, war es mir nur leid um die unschuldigen Streiche, die noch hätten können ausgeführt werden.

Diese Trennung erfolgte in der Mitte Februars. Der mehr als zweimonatliche Aufenthalt in einem Kloster, unmittelbar vor dem bevorstehenden Examen, schien meinem Vater mehr als genug. Auch konnte ich nicht mehr den tiefen Schnee vorschützen, der das Reisen über den Schwarzwald beinahe unmöglich mache. Ueberdem nahte sich das Geschäft des Commissarius seinem Ende, womit zugleich die Auflösung des Klosters vor der Thüre stand. Ich fuhr also heim und wurde von meinen Eltern aufs freudigste empfangen.

Nicht viel später als ein Jahr nachher habe ich über diesen Aufenthalt in St. Blasien Folgendes aufgezeichnet: „Wer hat nicht jenes liebliche Wiesenthal gesehen, von Bergen umschlossen, die mit dunkelgrünem Nadelholz bewachsen sind, durch welches die klare Alb fließt, bald in schäumenden Wirbeln, dann wieder ruhig über Kiesel hingleitend, einige Male in Wasserfällen brausend, und mitten in dem Thal einen Dom sich erheben, in welchem das Lob des Unendlichen in hehren

Gesängen einst wiederhallte, ohne inne zu werden, daß zu Andacht und Beschauung hier oder nirgends der Ort zu finden seye, ohne von himmlischer Melancholie sich durchbeben zu lassen? Die Seele ist besonders empfänglich für diese Stimmung in Tagen, in welchen Erde und Himmel, Jahreszeit und Temperatur contrastiren. Wenn der letzte Monat des Jahres durch Heiterkeit und Sonnenglanz uns vergessen macht, daß der unfreundliche Winter gekommen seye, und die düstern Gedanken, die das scheidende Jahr gebiert, verscheucht, dann durchdringt den Menschen nicht selten eine eigene Stimmung, gleichsam ein Helldunkel des Gemüths. Das wirkte jener December, den ich in St. Blasien zubrachte. Die Natur, sonst abgestorben, lebte noch in dem Grün bemooster Tannen. In reiner Luft ist der Mensch am besten gestimmt, dem Zug seiner Empfindungen sich zu überlassen, zu folgen, wohin die Phantasie ihn zieht. Nie aber kann ich dem Genuß einer schönen Naturscene, die auf mich einwirkt, mich hingeben, ohne daß zugleich die Geister derer, die in der Vergangenheit an diesem Ort geweilt haben, an mir vorüber gleiten. Oft, wenn die Morgensonne, hinter den Bergen hervortretend, die hohen Tannenwälder vergoldete, das Wasser vorüberrauschte, traten jene Aebte und Brüder vor mich, die hier in frommer Einfalt, abgeschieden von der Welt, nur Christo und seiner göttlichen Mutter dienend, ihr gottgeweihtes Leben verbrachten; mit ihnen die frommen Stifter, die, wie jetzt nicht mehr geschieht, minder auf die Laufbahn schauten, als auf das Ziel, darum das Gotteshaus reichlich beschenkten, daß es aufblühe und weithin leuchte. Oder einsam, zur öden Wildniß, wo abgerissene Felsblöcke, ähnlich den Leichensteinen eines hingeschwundenen kräftigen Geschlechts, an dem Abhang der Berge umher liegen und in schauerlicher Tiefe über Klippen und niedergeschmetterte Bäume der Waldbach rauscht, über dessen einför-

migem Tosen die Stimme des Geyers, der hoch in den Lüften kreiset, der einzige Laut ist, den man hört, und der vorüberfliegende Vogel, das einzig lebendige Wesen, das man sieht, — in solche Gestalt hätte ich die Gegend zurückzaubern mögen.

„Früh des Morgens nach meiner Ankunft erwachte ich. Was sollte ich zuerst sehen? Die Kirche, die ich als Meisterwerk der neuern Baukunst so oft hatte bewundern hören? Die Bibliothek, von der ich an einem solchen Sitz gründlichen historischen Forschens nicht wenig erwartete. Heer, Hergott, Gerbert, Ussermann, Eichhorn, Neugart, welche Namen! Wer kann die Kirche betreten, ohne es zu empfinden, ein solcher Tempel seye würdig, den Ewigen darin zu verehren! Nichts Ueberladenes, Geschmackloses, was zerstreut, was Gedanken weckte, welche denen zuwiderliefen, die an diesem Ort uns durchdringen sollten! Die Klostergänge waren mit Gemälden behangen. Natürlich konnten sie von Seite der Kunst nicht in Betracht kommen; doch gieng ich selten an ihnen vorüber, ohne einige Aufmerksamkeit ihnen zu schenken. Es waren Erinnerungen an die ersten Zeiten der Abtey, Otto und Reginbert von Seldenbüren, andere Stifter und Wohlthäter. Sie schienen mir oft zu fragen: warum solches Unrecht, warum Zerstörung dessen, was wir zu Gottes Ehre gegründet? Da eilte ich weg, und betrauerte das Loos der Abtey, der Gegend, der Wissenschaft."

Mir wollte es immer noch nicht recht einleuchten, daß ich in das Predigeramt treten und wahrscheinlich ein Landpfarrer werden sollte; um so weniger, als ich mir über das Wesen und die Wirksamkeit eines solchen noch niemals eine genügende Vorstellung zu machen versucht hatte. Dachte ich

mir, daß mit solcher Bestimmung ich von allem wissenschaftlichen Umgang und Verkehr würde abgeschnitten werden, so graute mir vollends davor. Meine Neigung gieng noch immer dahin, irgendwo an einer Bibliothek Anstellung zu finden, wozu ich meiner Neigung und etwelcher erworbener Kenntniß wegen auf gutem Wege mich glaubte. Es wurden zu diesem Endzwecke mancherlei Schritte an verschiedenen Orten gethan, doch ohne Erfolg. Ueberhaupt waren jene Zeiten, in denen Krieg an Krieg sich drängte, allerwärts die größte Spannung herrschte, diejenigen Anstalten, welche nur unter dem Schirme des Friedens blühen können, oft kaum ihr Fortbestehen durchringen konnten, zu Förderung auf derartiger Laufbahn nicht im mindesten günstig. Wollte aber mein Vater auf seine Lieblingsidee einer Erzieherstelle zurückkommen, so stand meine Abneigung, vielleicht mein Vorurtheil, schon fertig da. Am Ende blieb mir immer noch das Erwünschteste, was mich am wenigsten in Abhängigkeit versetzte.

Mein Vater legte in allen Dingen großen Werth darauf, daß altbestehende Vorschriften, Uebungen, Gewohnheiten unverbrüchlich beobachtet würden. Etwaige Beiseitsetzung derselben durch andere Personen wollte er nie als Regel gelten lassen. Zu jenem — ich weiß nicht genau, war es Vorschrift, war es bloß Uebung — gehörte, daß ein von der Universität zurückgekehrter Candidat schon in den ersten Wochen nach seinem Eintreffen bei dem Antistes das sogenannte Thema aufnehme, d. h. eine exegetische Arbeit über ein Capitel der heiligen Schriften beider Testamente entweder sich zuweisen lasse oder wähle. Der damalige Antistes, als Freund meines Vaters mir besonders wohl gewogen, überließ mir die Wahl, die, neben einem leichten Psalm, auf das 24ste Capitel des Evangeliums des heil. Matthäus fiel. Ich hatte dabei zwei Zwecke: erst, durch Festhalten des prophetischen Charakters dieser Rede des Heilandes in geschichtlicher Nachwei-

sung pünktlicher Erfüllung des einen Theils und hierauf gebauter fester Erwartung von einstiger Erfüllung auch des andern Theils, meiner Rechtgläubigkeit genüge zu thun und dieselbe hiedurch zu beurkunden; sodann mit der Gelehrsamkeit, welche in dem Commentar leicht anzubringen war, einen etwelchen Nimbus um mich zu verbreiten. Denn ich verhehlte mir nicht, daß bei dem Mangel an sogenannten theologischen Kenntnissen und bei der Nachlässigkeit, mit der ich gerade diese Studien betrieben hatte, das Bestehen eines Examens für mich zu einer etwas mißlichen Sache werden könnte. Doch vertraute ich der Gutmüthigkeit des Examinators, den geringen Forderungen, welche damals gestellt wurden, und etwelcher Gewandtheit im Disputiren, die ich zu Göttingen im Umgang mit meinen Freunden gewonnen hatte.

Während ich nun mit allem Eifer und unterstützt von etwelcher Erfahrung im Sammeln, Ordnen und Anwenden von Materialien, die ich über frühern, aus eigenem Antrieb unternommenen Versuchen mir erworben hatte, dieser Ausarbeitung oblag, beförderte ich zugleich den Druck des ersten Bändchens der Geschichte Theodorichs; etwa wie der umsichtige Feldherr, wenn er hinauszieht gegen das feindliche Land, die Bildung einer Reserve sich angelegen seyn läßt, auf die er bei einer unerwarteten Wendung des Kriegsglücks sich mit Sicherheit zurückziehen kann. Meinen Commentar suchte ich durch Benützung aller ältern und neuern Hülfsmittel möglichst vollständig zu machen, dabei demselben den Ausdruck der bestimmtesten Meinung zu geben, da mir das berühmte Non liquet bei ernsten Fragen von jeher als verächtlicher Nothbehelf der Zaghaftigkeit oder der Zweideutigkeit vorgekommen war. Weil aber vier Bogen als Maximum des Normalmaßes einer solchen Abhandlung bezeichnet wurden, mußten grösseres Format und kleinere Schriftzüge bei dem ansehnlichen Umfange aushelfen.

Auf das Examen im Griechischen, zumal dieses bloß auf das neue Testament sich beschränkte, durfte mir ebensowenig als auf das im Lateinischen bange seyn. Aber im Hebräischen wußte ich damals so wenig Bescheid als jetzt Uebrigens sind mir Geistliche genug vorgekommen, welche unverhältnißmässig viele Zeit auf diese Sprache verwendet hatten, im Examen ganz gut bestanden waren, nach zehnjähriger Amtsführung aber kaum mehr die Buchstaben kannten. Daher habe ich zu aller Zeit das Betreiben dieser Sprache für einen blossen Pfarrer, zumal auf dem Lande, für einen unnöthigen Luxus, und die viele Zeit, die blos deßwegen verwendet werden mußte, um eine halbe Stunde im Examen damit paradiren zu können, für baren Verlust gehalten. Hunderte, wenn sie aufrichtig seyn wollen, werden zugeben müssen, daß ich hierin Recht habe. — Ich eröffnete mich daher geradezu dem Examinator. Dieser nahm die Sache auch nicht so bedenklich auf, sondern bezeichnete mir einen der leichtesten Psalmen als denjenigen, den er vornehmen werde. Glücklicherweise besaß ich Hutteri Psalterium harmonicum, in welchem der hebräische Text zur Seite mit lateinischen Buchstaben gedruckt ist. Durch mehrmaliges Lesen gewann ich hiefür die erforderliche Fertigkeit, und die Bedeutung der einzelnen Worte konnte ich mir mit Hülfe der Lexikons hinreichend einprägen. Mittelst dieser Vorkehrungen fiel die Sache zu voller Befriedigung aus.

Als ich auf die Frage: über welchen Abschnitt in der Dogmatik ich vorzüglich examinirt seyn wollte, denjenigen von der heil. Dreyeinigkeit bezeichnete, konnte der Professor sein Erstaunen nicht genug ausdrücken. Es war dieß eine Lehre, welche selbst von Vielen, die nicht dem vulgären Rationalismus huldigten, zu jener Zeit schweigend gleichsam beseitigt worden war. Ich hatte aber Gründe genug, auf meiner Wahl zu bestehen. Für's Erste verfocht ich die Lehre aus

Ueberzeugung, sodann erkannte ich, daß darin Stoff zu Controversen liege, wodurch das Examen, statt zu Erforschung der Kenntnisse, in eine Disputation sich verwandeln könne; endlich waren mir die Schelling'schen Philosopheme zu Begründung dieser Lehre einigermaßen bekannt geworden, und mit diesen erhaschten Bruchstücken hoffte ich zu glänzen und zugleich zu siegen. Ich hatte richtig vorausgesehen. Der zweite Vorsteher der Geistlichkeit, ein vollendeter Rationalist, daneben, wie ich die meisten von ihnen kennen gelernt habe, ein sehr humaner, im Umgange freundlicher und selbst gemüthlicher Mann, machte wirklich Einwendungen; unter Anderm bemerkte er mir bei einer zur Lehre vom heiligen Geist angeführten Stelle der heiligen Schrift: ob ich denn nicht wüßte, daß das Wort Geist in allen Sprachen ein besonders viel bedeutendes Wort, es daher nicht gewiß seye, ob es hier in dem angeführten Sinn könne genommen werden? Ich entgegnete: gerade weil es so vielbedeutend seye, könne es hier gar wohl diesen Sinn haben, daher mir zum Beweis dienen. — Ich konnte in den Blicken der andern Examinatoren lesen, daß die Freimüthigkeit sie überraschte und Beifall bei ihnen fand.

Es ist mißlich, in einem Zweige der Wissenschaft geprüft zu werden, den man blos dem Namen nach kennt, und dem man die Benennung einer Wissenschaft nicht einmal gerne zugestehen mag. Das war bei mir der Fall mit der Moral. Ich wußte nur, daß Mosheim neun Quartanten darüber geschrieben hatte, und war vor dem Anblick der vier dicken und enggedruckten Bände von Reinhards Moral zurückgebebt, auch durch den Eifer, womit die theologischen Flachmaler unter meinen Bekannten in die Collegien der Moral keuchten, davon abgeschreckt worden, so daß ich mich nie entschließen konnte, ein Collegium darüber zu hören. Der Umgang mit den beiden ehemaligen Schülern Schellings, welche nun gar dieselbe als sogenannte Wissenschaft lächerlich machten, voll-

endete meinen Widerwillen. Daß ich mich um die Moral, im Sinne des Brodstudiums, nie bekümmert hätte, durfte ich aber nicht sagen, ich mußte dem Examen über dieselbe mit einer gewissen Zuversichtlichkeit entgegengehen. Daher bemerkte ich dem Examinator, es wäre wohl das Würdigste, über das Princip der Moral sich einzulassen, und da sähe ich mich genöthigt, den freyen Willen zu bestreiten. Ueber diesem Anerbieten erschrack der gute Mann noch mehr (er hatte auch wahrlich Ursache), ließ mich aber gewähren. Ich steckte nemlich damals tief in den Irrgewinden der Prädestinationslehre, hatte hierüber in früheren Jahren mit dem Professor der Theologie häufig disputirt, zu Unterstützung meines Irrthums als Student selbst eine Abhandlung geschrieben, in welcher Calvin in Schutz genommen wurde; so waren mir die Gründe für und wider ziemlich geläufig. Ich sah wohl ein, daß hier eine Schraube ohne Ende umgedreht werde, der Wortkampf ins Unendliche sich verlängern könne.

Auf diese Weise kam ich nicht blos durch das Examen durch, sondern erwarb mir das ungetheilte Zeugniß vorzüglicher Kenntnisse, und daß ich den von mir gehegten Erwartungen vollkommen entsprochen, sie selbst noch übertroffen hätte. Es blieb nur noch eines — die sogenannte Probepredigt, welche acht Tage später zu halten war. Auch diese fiel stümperhaft aus; ich wußte aber die innere Armuth unter Floskeln, wobei selbst Sheakspears Seyn oder Nichtseyn paradiren mußte, und durch eine gewisse Lebendigkeit des Vortrages zu verhüllen. Die Nachsicht oder die Genügsamkeit ermangelte nicht, hierüber ebenfalls volle Befriedigung auszusprechen und hiemit mich als vollberechtigtes Glied des geistlichen Standes des Cantons Schaffhausen zu erklären. Am folgenden Tage, als ich hiefür meine Danksagung abstattete, überreichte ich dem damaligen Präsidenten des Schulrathes, Hrn. J. G. Müller, das erste gedruckte Exemplar der Ge-

schichte des Königs Theodorich. Er lachte, und sagte: „er glaube beinahe, ich hätte hiemit dem Kirchenrath eine Verlegenheit bereiten wollen, für den Fall, daß ich wäre abgewiesen worden." — Etwas Derartiges lag wohl im Hintergrunde.

Ich sendete alsbald ein Exemplar an meinen Landsmann, Johann v. Müller, damals Minister in Cassel. Er antwortete ermuthigend, anspornend, gerechte Ausstellungen an der Form, dem Ausdruck, besonders an der etwas bizarren Vorrede, welche an die neue philosophische Schule gemahnte, nicht verhehlend. Ich erwiderte ihm: „Erst neunzehn Jahre alt, als ich den ersten Theil vollendete, konnte ich nicht ruhen, bis ich ihn unter der Presse wußte, in dem Gedanken: je jünger, desto eher zu verzeihen; über dieser Begierde wurde alles Andere unterlassen, übersehen, vergessen. Die Vorrede enthält Ansichten über die Weltgeschichte, dunkel ausgedrückt, als Begriffe, die sich selbst noch nicht geläutert haben, und in sich wogend, keiner klaren Darstellung fähig sind. Den Hauptgedanken indeß, den sie enthält, habe ich noch nicht aufgegeben. Ohne von den Schriften jener Männer, welche die neue philosophische Schule gründeten, gelesen zu haben, aber mit Manchem, was ich vor den Jahren meines akademischen Lebens hörte und was mir als unumstößliche Wahrheit aufgestellt wurde, nicht mich begnügend, fühlte ich immer, daß mir Etwas mangle. Ich suchte, aber was ich fand, wagte ich mir dennoch nicht zu gestehen, da es allem Gehörten oft ganz widersprach, bis ich in öfterem Umgang mit einem Freunde, der mehrere Jahre dem Studium der Philosophie obgelegen hatte, bemerkte, daß er nicht selten Sachen und Meinungen angriff, die auch mir als zu bekämpfend vorkamen. Wir schritten weiter; er theilte mir seine Ansichten

über Geschichte, Kunst und Manches so im Leben als in der Wissenschaft mit, und froh hätte ich rufen mögen: εὕρηκα.

„Es war jugendliche Eitelkeit — und sie hat mich noch nicht verlassen — mir mehr anmaßen oder tiefer gehen zu wollen, als ich durfte. Hieraus gieng Mehreres hervor, was ich vielleicht bei meinen Freunden zu vertheidigen suchen würde, um nicht zu einem Geständniß genöthigt zu werden, welches ich nur hier ablege, weil schuldige Achtung und Vertrauen auf Ihre Nachsicht es von mir fordern. Weit entfernt, allem Gewagten und Unverständlichen der Philosophen und Philosophaster der neuen Schule beizupflichten, oder an der dunkeln Scholastik, die ihre Schriften mit einem Nimbus der Höhe und Tiefe umziehen soll, Wohlgefallen zu haben, stimme ich ihnen darin wenigstens bei, daß sie die seichte Nützlichkeits-Theorie der letzten Decennien des abgewichenen Jahrhunderts gestürzt haben, und, dem Skelettiren aller Wissenschaft ein Ende machend, in Alles mehr Leben, Eifer und Wärme brachten.

„Je mehr ich unsere Zeit betrachte, desto mehr Aehnlichkeit finde ich — wenn ich überhaupt sehr nach Vergleichungen haschte — zwischen ihr und dem 3ten und 4ten Jahrhundert der römischen Kaiser; derselbe Zerfall der alten Lehre, die Orakel dahin — und die Wallfahrtsörter als guter Polizei zuwider verboten; die Philosophen zu Sophisten geworden, in den Schleyer der Nacht gehüllt, endlich die alte Lehre wieder suchend, schwach sie vertheidigend, unkräftig und mit zu wenig Einfluß versehen, um sie erhalten zu können (wie Libanius, Julianus u. A.); ähnlicher Zerfall bei den Staaten, und überall eine Menge Mittel aufgewendet, um glauben zu machen, es werde immer besser; nie mehr von römischem Muth und Patriotismus gesprochen, als wenn die Legionen flohen und Söldlinge das Reich vertheidigten, — und jetzt, Reden an die deutsche Nation, über Nationalehre,

viel Geschrei von Deutschheit; arges Spiel mit dem Namen Quiriten, und allenthalben grausame Eunuchen, aussaugende Statthalter, Ankläger und Angeber, — und jetzt dasselbe Spiel mit Humanität, Staatszweck, Bürgerglück und wie die Worte alle lauten — und nicht einmal freye Macht über das eigene Leben, fröhlicher Genuß des Eigenthums! Ich lese gegenwärtig Ammianus Marcellinus, der treueste Abriß jener bleyernen Zeit, und fast sauge ich seine Galle ein, um sie auf die unsrige auszugießen.

„Wie herzlich hat es mich doch gefreut, Ihren Beifall gerade für jene Stellen zu finden, die so ganz den beliebten Ideen des Jahrhunderts entgegen sind. Es sind eben jene, nach denen ich suchte; sie sind mir nun doppelt theuer. Wie gerne entwiche ich nicht einem Jahrhundert, in welchem wenig Grösse des Charakters zu finden, selbst bei Fürsten der wahre Fürstensinn entflohen ist, und begäbe mich in die mittlere Zeit. Das Haus Hohenstaufen und sein kräftiges Jahrhundert, des Stammes Macht und heroische Thaten, seine Fehden und sein trauriges Ende schweben seit einiger Zeit vor meinem Sinn. Dieß zu beschreiben, möchte ich zum Geschäfte meines Lebens machen; aber es wäre ein kühnes Unternehmen; nur der Alkmenä Sohn mag die Keule schwingen."

Sicher war dieß ein phantastischer Gedanke, zumal in den äussern Verhältnissen, in welchen ich mich damals befand, um so mehr, da bereits schon diese Aufgabe derjenige zur Hand genommen hatte, der sie umfassender und befriedigender gelöst hat, als es mir jemals möglich gewesen wäre. Jener Brief, aus welchem Hr. von Raumer die, diese Zeit berührende, Stelle seinem Werk vorgesetzt hat, war eine Erwiderung auf obige Herzensergießung. Er ist wahrscheinlich der letzte Brief gewesen, den Johann von Müller schrieb; denn ich habe ihn erst geraume Zeit nach seinem Tode erhalten, unvollendet, ohne Schluß und Unterschrift.

Der Protestantismus birgt — abgesehen von der heutigen Zerrissenheit seiner Lehre — seltsame Widersprüche in seinem Schooß. Er unterwirft einerseits diejenigen, die seiner Verkündung sich widmen wollen, einer Prüfung, welche jedoch meistenorts mehr auf intellectuelle Ausbildung und eine gewisse Summe des Wissens, als auf feste Begründung in den Fundamentallehren des geoffenbarten Glaubens und auf ungetheiltes Eingehen in das volle Wesen desselben Rücksicht nimmt. Er gesteht (in derjenigen Fraktion wenigstens, die durch den Staat anerkannt und in den Staat verschmolzen ist) Keinem, der nicht den von dem Letztern vorgeschriebenen Weg durchgemacht hat, und vor ihm über seine wissenschaftliche Ausbildung sich beglaubigt hat, Befugniß zu, in einer Kirche irgend Etwas zu verrichten. Er macht das Predigen zum Centralpunkt alles Gottesdienstes, wenn nicht zum alleinigen, so doch zum weitaus wesentlichsten Träger desselben; wie denn schon die uralte Benennung: „Diener des Worts," gleichwie die moderne: „Herr Prediger," dessen Zeugniß giebt. Anderseits aber läßt er zu, daß derjenige, der noch nicht geprüft ist, der über seine Kenntnisse und, was doch mehr seyn sollte, über seinen Glauben, noch keinen Beweis geleistet hat, der also mit Recht noch keine höhere Befugniß in Anspruch nehmen könnte, dennoch die höchste, geehrteste und bedeutungsvollste kirchliche Function verrichten, nach Belieben überall predigen dürfe. Die Staatsgewalt würde denjenigen, welcher, ohne unter die Diener des Worts aufgenommen zu seyn, die Sacramente, namentlich das der heiligen Taufe, ertheilen wollte, alsbald zu nicht geringer Verantwortung ziehen; demjenigen hingegen, welcher von der Universität zurückkehrt ist und um ein Examen sich anmeldet, wird es unbedenklich gestattet. Heißt das nicht die Präsumtion, er werde schon deßwegen, weil er einige Zeit auf einer Universität zugebracht, alles abverlangte Wissen in erkleckli-

chem Maaß in sich tragen, und wenigstens noch so viel Glauben bewahrt haben, um glücklich durch das Examen hindurch schiffen zu können, indeß es sich mit dem Einen oder mit dem Andern, oder mit Beiden zugleich, anders verhalten könnte, doch zu weit treiben? Oder fehlt es etwa an Beispielen, daß Candidaten, die zu dem Examen sich angemeldet und zurückgewiesen worden waren, vorher öfters gepredigt, auch getauft hatten? In welcher Eigenschaft hatten diese nun gepredigt und getauft? Als Geistliche? Aber sie wurden aus irgendwelchen Gründen hiefür nicht anerkannt. Als Layen? Aber andern Layen wird das Gleiche nicht gestattet. War ihr Predigen vor dem Examen zulässig, warum soll es sofort nach diesem es nicht mehr seyn? Konnte es nach dem Examen nicht mehr zugegeben werden, mit welchem Recht und aus welchem Grund vor demselben? Man wird sagen, es wurde gestattet in Hoffnung und als Uebung. Aber ist denn der Gottesdienst so wenig werth, oder ist es, durch wen er abgehalten werde, so gleichgültig, daß man ihn einem Jeglichen Preis geben kann, nur weil man an seinen Aufenthalt auf der Universität die Erwartung knüpft, er werde ein leidliches Examen ablegen können und dadurch jede vorher gehaltene Predigt legitimirt werden, wie uneheliche Kinder per subsequens matrimonium legitimirt werden?

Hätte der Protestantismus nicht jeder Form entsagt, wäre nicht hiemit jede Erinnerung an eine höhere Mission, deren sichtbare Beurkundung an einen solemnen Act geknüpft seyn sollte, verschwunden, würde man sich nicht damit begnügen, daß überhaupt gepredigt oder getauft werde: so müßte man einsehen, daß, die heiligen Handlungen ihrer innern Bedeutung nach ins Auge gefaßt, es ungeziemend seye, die Hauptverrichtungen des Gottesdienstes Jemanden zu gestatten, von dem bloß die gute Erwartung gehegt werden mag, er werde sich zu deren Verrichtung nachmals als tüchtig und würdig

bewähren; und ebenso müßte man, die Glieder der gottesdienstlichen Verbindung ins Auge gefaßt, einsehen, daß es ungerecht seye, bloß solcher Erwartung wegen einem Individuum eine Befugniß zuzugestehen, welche allen Andern verweigert wird; daß es endlich das Ungerechteste von Allem seye, bei Andern verhindern, oder an Andern rügen und bestrafen zu wollen, wozu sie, nicht erweislicher innerer Unfähigkeit, sondern bloß des Mangels jener Präsumtion wegen, nicht berechtigt seyn sollten. Es ist hier ein Widerspruch, der nie beseitigt, höchstens unter sehr unstichhaltigen Scheingründen verfochten werden kann.

Natürlich nicht damals drängten diese Bemerkungen mir sich auf. Es ist lange Zeit darüber hingegangen, bis ich Veranlassung gefunden hatte, so manches Vorkommende einer Prüfung zu unterwerfen. Ich hätte daher in späterer Zeit, da jener Gebrauch als förmlicher Uebelstand mir sich darstellte, selbst gerne das Möglichste angewendet, um denselben zu beseitigen, sofern ich hätte hoffen dürfen, begriffen zu werden; wenn ich deßwegen nicht den ersten Widerspruch bei den Geistlichen zu finden hätte fürchten müssen; wenn nicht das Einverständniß der weltlichen Gewalt dazu nothwendig gewesen wäre, und es mir in den spätern Zeiten nicht widerstrebt hätte, deren Mitwirken zu Anordnungen in Anspruch zu nehmen, die nach meiner Ueberzeugung einzig von der geistlichen Autorität ausgehen sollten. Jenes mütterliche Wort: „Wo du selbst Etwas thun kannst, da brauchst du keinen Bedienten," klang durch Alles durch, was ich nachmals an der Spitze der geistlichen Angelegenheiten zu bewerkstelligen versuchte.

Doch ich kehre zu der Zeit meines Examens zurück. Ich glaubte mit dessen Beseitigung Muße zu einem literarischen Unternehmen zu finden; denn damals fühlte ich gar zu sehr den Kitzel, in der gelehrten Welt mich bekannt zu ma-

chen. Ich gedachte wieder meines Lieblings, Gregors VII, und verschaffte mir eine Scharteke, welche seine Geschichte enthielt, um von dem Lebensgang und dem Wirken dieses Papsts wenigstens eine oberflächliche Kunde zu erlangen und, wo möglich, die Quellen kennen zu lernen, aus denen die Geschichte könnte geschöpft werden. Aber der Zweifel, diese Quellen mir verschaffen, die daherige Furcht, nur etwas Ungenügendes und Unvollkommenes zu Stande bringen zu können, und die baldige Wendung meines Lebens, in die ich mich, ich mochte wollen oder nicht, fügen mußte, ließen diesen Gedanken schnell genug wieder verschwinden.

Damals, wie seitdem ununterbrochen, herrschte in dem kleinen Canton Mangel an Geistlichen. Der Ausweg, ihn zu einer Succursale der Geistlichen der Stadt Basel von besonderer Färbung zu machen, war noch nicht aufgefunden. Da nun bei meiner Rückkehr von der Universität eine der kleinen Gemeinden ohne Pfarrer sich befand, wurde ich schon mehrere Monate vor dem Examen beauftragt, wechselsweise mit einem ebenfalls zurückgekehrten akademischen Freunde Sonntags dort zu predigen und zu katechisiren. Hierauf starb acht Tage nach meinem Examen unerwartet der Pfarrer eines Dorfes, und wieder stand Niemand für Aushülfe zur Verfügung als ich, wobei jedoch die Erleichterung getroffen wurde, daß bald dieser bald jener Geistliche in das entlegene Dorf gehen, ich dann in dessen Gemeinde am Sonntag functioniren sollte. Ich, mehr zu literarischen Arbeiten geneigt, die Gedanken immer nach einer andern Laufbahn gewendet, in Hoffnung mich wiegend, dem Zwang, eine Landpfarrei annehmen zu müssen, doch noch entrinnen zu können, auch bisweilen Neigungen zu Zerstreuung fröhnend, war leichtfertig, weil in

einem Alter von 20½ Jahr jugendlich genug, bei jenem immerwährenden Wechsel der Ortschaften mit einer einzigen Predigt mich zu behelfen.

Nun sollte die erledigte Pfarrei wieder besetzt werden. Sofort hieß es, man werde Niemand anders wählen, als mich. Wurde die oberste Landesbehörde nicht von einem Gefühl angewandelt, daß sie eine unverantwortliche Leichtfertigkeit begehe, einem jungen Menschen von zwanzig Jahren und einigen Monaten, welchem die Verfassung noch für wenigstens fünf Jahre den unschädlichen Sitz in einem großen Rath von sechzig Mitgliedern versagte, eine Gemeinde von mehr als tausend Seelen anzuvertrauen, so wird mir wohl Niemand einen Vorwurf daraus machen, daß dieses Gefühl mich noch weniger anwandelte, und daß die Leichtfertigkeit des Nehmenden mit derjenigen der Gebenden höchstens wetteiferte. Auch nicht die Ueberzeugung, so ernster Pflichterfüllung in keinerlei Weise gewachsen zu seyn, sondern die Unlust, auf einem einsamen Dorfe wohnen zu müssen, fern von geistigem und geselligem Verkehr, die Hoffnung, durch Verwendung Anderer meine Lieblingsaussichten doch noch verwirklicht zu sehen, veranlaßten mich, gegen Annahme der Stelle Anfangs Einwendungen zu versuchen. Aber da stand auf der einen Seite mein Vater mit der Erklärung: „ich werde doch nicht glauben, nachdem er so viel auf mich verwendet, daß er mich forthin ernähren werde, er habe für meine Brüder zu sorgen, wie für mich;" stand auf der andern Seite der Antistes mit der Bemerkung: „wenn ich diese Stelle nur deßwegen, weil mir Lust dazu mangle und das Dorf etwas abgelegen seye, nicht annähme, so würde man später bei Stellen, die ich vielleicht zusagender fände, auf meine Neigung auch keine Rücksicht nehmen. Ich sollte froh seyn, in so früher Jugend eine Pfarrei zu bekommen, um die, als um eine der besser bezahlten, es sonst Bewerber genug gege-

ben habe. Würde ich aber hernach darum einkommen, so könnte ich, in Rücksicht meiner Jugend, leicht Erlaubniß erhalten, für ein Jahr bei dem Pfarrer des benachbarten Ortes zu wohnen." Gegen die Gründe des Vaters und gegen diejenigen des Antistes war nichts einzuwenden; ich mußte mich bequemen, und ein leichter Sinn hob mich über mißbeliebige Aussichten und Schwierigkeiten bald hinweg.

Nolentem traxit, muß ich, nachdem seit jener Zeit 38 Jahre verflossen sind, dankbar gegen den Ziehenden anerkennen. An allen Fundamental-Artikeln des Christenthums, welche die Reformation aus der alten Kirche beibehalten hat — gegen die bloß negirenden hatten Naturanlage, der Umgang auf der Universität, mein Aufenthalt in St. Blasien, mich verwahrt — hielt ich zwar mit eiserner Strenge fest; aber dieß war mehr Ueberrest des dem Gedächtnisse eingeprägten Heidelbergischen Katechismus, mehr Glaubensfähigkeit als Glaubensbewußtseyn, mehr Abwehr des Rationalismus, indem die Besorgniß obwaltete, wenn demselben auch nur eine Ritze geöffnet würde, könnte er am Ende durch eine weite Bresche einziehen. Unter jeder andern Umgebung und bei jeder andern Berufsthätigkeit, worin nicht Veranlassung gelegen hätte, mit den Glaubenswahrheiten mich aus Obliegenheit zu beschäftigen, wäre vielleicht der Keim, welcher volle Lebensfähigkeit in sich trug, allgemach erstorben, hätte gewiß nie gehörig sich entwickelt, und der passive Gottesdienst würde schwerlich anziehende Kraft genug geübt haben, um jenes zu verhüten. So aber sah ich mich gezwungen, jenen Glauben, um denselben in Andere zu pflanzen, zu festigen und zu erhalten, in mir immer mehr zu verarbeiten, zuerst in demselben zuzunehmen. Da ich aber nie und bei keinen wichtigen Fragen je anders gesprochen als gedacht habe; da ich mir, nicht vor Menschen, sondern vor dem allwissenden Herzenskündiger das Zeugniß geben darf, daß ich während 34

Jahren niemals auf der Canzel Etwas verkündete, wessen ich nicht feste Ueberzeugung gehabt hätte und wovon ich nicht jetzt noch mit vollerer Wahrheit und in umfassenderem Zusammenhang überzeugt wäre, so darf ich wohl dieses Zwanges froh seyn, dem ich gewiß ausschließlich die immer vollendetere Entfaltung der innern Gewißheit zu verdanken habe.

So war die Anlage. Die Vorsehung sorgte, daß sie eine gute Pflege fand; denn ich will nicht behaupten, daß sie damals schon unausreißbar fest gewurzelt gewesen wäre. Meinem Ansuchen, bei dem benachbarten Pfarrer mich aufhalten zu dürfen, wurde entsprochen, da der angeführte Grund, ich hätte ja bei solcher Jugend nicht die mindeste Erfahrung, hell genug einleuchten mußte. Dieser Pfarrer war zwanzig Jahre älter als ich, ein gewissenhafter, redlicher, glaubenstreuer Mann, der die Offenbarung mit der unbedingtesten Hingebnng für das annahm, was sie ist: für die gnadenreiche Veranstaltung Gottes zur Erlösung und Beseligung der Menschen. Freilich wurde er in spätern Jahren auf die Bahn des Conventikelwesens, des Vorläufers des engherzigen und einseitigen Pietismus, getrieben, welcher zur Zeit, da ich mich seines Umganges erfreute, in unserm Canton noch durchaus unbekannt war. In jener Zeit gab es unter den rechtgläubigen Reformirten nur ein kleines Häuflein Herrenhuter, still, ruhig, mit Jedermann im Frieden, zurückgezogen und anmaßungslos lebend, meist auf die Stadt beschränkt; neben ihnen in einigen Gemeinden Separatisten, ebenfalls harmlos in ihrem Betragen, nur an dem öffentlichen Gottesdienst nicht Theil nehmend und mit den Geistlichen ausser aller Beziehung stehend. Unter diesen dann fand sich eine große Zahl von Rationalisten, wie die seit den siebenziger Jahren gras-

strende sogenannte Aufklärung sie erzeugt und die allgemeine deutsche Bibliothek dick gefüttert hatte.

Gegen diese theilte der Pfarrer meine Ueberzeugungen vollkommen. Es war einer jener ruhigen, selbst langsamen Geister, welche neue Ideen nicht leicht auffassen, dann aber sie desto besser verarbeiten; welche mit einem Buch nicht bald fertig sind, dann aber in demselben manche Schwäche des Urtheils, manches Gebrechen der Darstellung, manchen Fehler der Schlußfolgerung, oder vielleicht auch manchen verborgenen Vorzug entdecken, über welches Alles der lebhaftere Kopf leichter hinwegeilt. Waren seine Aeusserungen über literarische Erscheinungen oft sehr bedächtlich, so waren sie desto gründlicher und gediegener. Insofern, und da ich in dieser Beziehung häufig als Gegensatz gegen ihn auftrat, habe ich sicher mehr von ihm gelernt, als er von mir, hatte ich ihm mehr zu verdanken, als er mir; ich war das anregende, er das ordnende Element. In der Abneigung gegen alle Verflachung des positiven Christenthums begegneten wir uns; durch ihn gewann dieselbe bei mir einen festern Boden. Ich glaube nicht, daß er als sogenannter Kanzelredner großen Effect machen konnte, aber daß er Besseres als dieß bewirkte, weil er ein treuer und gewissenhafter „Botschafter an Christi Statt" war, dessen habe ich mich aus der einzigen Predigt überzeugt, die ich von ihm zu hören Gelegenheit fand. Ich habe auch in der Folge viel Vertrauen in ihn gesetzt und mich des Zusammenkommens mit ihm stets gefreut. Später zwar hat uns die vorerwähnte Richtung, die er genommen, auseinander gerissen, was ich wahrhaft bedauerte. Doch ist dadurch weder die Erinnerung an ihn erblichen, noch wurde die Zuneigung zu ihm geschwächt, und es freute mich in späterer Zeit noch, diese gegen seine Kinder zu bethätigen. Ich gedenke dessen um so lieber, als Dankbarkeit in unserm engen und beengten Gemeinwesen eine ausländische Pflanze

ist, die unter dem Wüstenwind des Pietismus vollends verdorret.

Nach einem Aufenthalt bei meinem Nachbar von fünf Vierteljahren zog ich in meine Pfarrei; nicht weil es mich trieb, unter meinen Pfarrkindern zu wohnen, sondern bloß um nach meiner Phantasie leben zu können. Mit der sonntäglichen Predigt, mit der Katechese (über deren, durch altes Herkommen angenommene, Ferien der Antistes mich belehrt und einen folgsamen Lehrling gefunden hatte), dem Unterricht der Katechumenen während des Winters, und etwelchen Schreiben an das Ehegericht bei Unzuchtsfällen und Ehestreitigkeiten war Alles abgethan. Die Seelsorge war zu jener Zeit überhaupt in allen Gemeinden ein unangebautes Feld. Die Gemeindsgenossen zeigten nirgends ein Bedürfniß darnach, und die Geistlichen wollten ebensowenig unnöthige Mühe sich aufladen. Somit machte ich keine Ausnahme, konnte ich keinem Vorwurf der Nachlässigkeit mich aussetzen. Ich unterschied mich als Jüngster von der Mehrzahl meiner weit ältern Collegen weder zu meinem Vortheil noch zu meinem Nachtheil, einzig dadurch, daß ich etwa vorkommende Klagen über Geschäftslast mit Spott abfertigte und die jämmerliche Kleinigkeitskrämerey in breiter Erzählung von Nebenumständen bei Matrimonialfällen Jedesmal ins Lächerliche zog. — Es war im Frühjahr 1809, als ich in meinem Dorf mich niederließ. Der Aufenthalt auf dem Lande, getrennt von aller Gesellschaft, war mir aber höchst langweilig. Wie der Sonntag Abend gekommen war, fühlte ich mich frei, und gieng entweder sogleich, oder doch am Montag Morgen, nach der Stadt, schrieb dort meine Predigt auf den nächsten Sonntag (diese gute Gewohnheit hatte ich angenommen und bis zum Jahr 1840 bewahrt, alle Predigten zu schreiben, und immer

frühzeitig in der Woche damit anzufangen) und verdämmerte die viele übrige Zeit mit Besuchen, Spaziergängen und auf andere Weise. Am Samstag kehrte ich nach meiner Pfarrei zurück, in welcher ich selten eine volle Woche zubrachte.

Während des Winters war die Communication schwieriger; da regte sich die alte Lust zu schriftstellerischen Arbeiten wieder. Das französische National-Institut hatte die Preisaufgabe gestellt: Quel fut, sous le gouvernement des Goths, l'etat civil et politique de l'Italie? Quels furent les principes fondamentaux de la legislation de Theodoric et de ses successeurs? et specialement quelles furent les distinctions qu'elle etablit entre les vainqueurs et les peuples vaincus? Naudet und Sartorius haben nachmals Beide die Aufgabe gelöst. Sie umfaßte gerade den Gegenstand, dessen Bearbeitung ich für ein drittes Bändchen der Geschichte Theodorichs aufbewahrt und zum Theil schon vollendet hatte. Die Materialien waren größtentheils gesammelt, es durfte dem Vorhandenen nur eine andere Form gegeben werden. Aber die Arbeit mußte entweder in französischer oder in lateinischer Sprache geschrieben seyn. Das erste war mir unmöglich; ich begann also das Geschriebene in das Lateinische zu übersetzen. Nun gebrach es, um Verschiedenes zu vervollständigen, an den erforderlichen Hülfsmitteln; ich gedachte Heyne's Bemerkungen über meine Latinität; und, obgleich ich schon ziemlich weit vorgerückt war, legte ich die Arbeit auf die Seite. Aber jetzt glaube ich noch, daß wenigstens in Bezug auf Vollständigkeit und Gründlichkeit dieselbe sich wohl hätte dürfen sehen lassen.

Diejenigen, welche starrer Formeln wegen, die zu irgend einer Zeit aufgestellt worden sind, sich berechtigt oder bemüs-

figt glauben, alles Gemüthsleben abzuspiessen, und jede individuelle Regung entweder in jene einzuzwängen, oder, wenn sie deßungeachtet sich will geltend machen, als verpönte Abnormität zu perhorresciren, werden wegen Etwas, das ich damals mir auferlegte, gewiß rufen: Siehe da den Katholiken im protestantischen Gewande! Und doch hatte ich seit meiner Abreise von St. Blasien mit Katholiken keinen Umgang gehabt, über Religions-Differenzen mit Niemand gesprochen, und war es mir beinahe wieder ebenso gegangen, wie früher mit jenen Kreuzen.

Oft wird im Fortgang der Jahre das Band, welches die Kinder an ihre Eltern knüpft, schlaffer und loser, Anstand und Schicklichkeit treten an die Stelle der Liebe und Dankbarkeit. In dem Verhältniß zu meiner Mutter war dieß umgekehrt. Die Liebe zu ihr ward immer herzlicher und wärmer. Diese Liebe rief einst bei einer fröhlichen Wanderung auf den Feldberg in Gesellschaft junger Herren und Frauenzimmer bei dem Anblick des Rheines und der Erinnerung an meine Mutter ein solches unüberwindliches und unerklärliches Heimweh (weil vorher und nachmals mir durchaus unbekannt) hervor, daß ich mit Einemmal verstummte, alsbald in Thränen ausbrach und, trotz der sorglichsten Bemühungen von zwei Freundinnen, die sonst Alles über mich vermochten, bis Mitternacht nicht mehr mich trösten konnte. Ich hatte nemlich meine Mutter krank, jedoch auf dem Wege entschiedener Besserung, verlassen. Wie ich aber in der Ferne den Rhein, in der sinkenden Abendsonne als goldener Streif sich darstellend, erblickte, fühlten sich Gedanke und Sehnsucht urplötzlich, ohne allen Willen, und durch unwiderstehliche Macht bewältigt, zu ihr hingezogen, gleichsam angekettet an sie. Ich befand mich in dem sonderbarsten, unerklärlichsten Zustand, dessen Andenken meiner Seele tief sich eingeprägt hat.

Die gute Mutter war öfters von schweren Krankheiten

heimgesucht, die sie geduldig trug, einzig darauf bedacht, Andere so wenig zu bemühen, als möglich. Eines Abends saß ich an ihrem Bette, und da ich ihre Leiden sah, erbot ich mich, die Nacht über bei ihr zu wachen. Die Bereitwilligkeit, mit der sie das Anerbieten annahm, war mir Beweises genug, daß es ihr sehr willkomm sey. Ich sah wohl, daß sie viel litt, mehr als sie sagen mochte, um mich nicht zu belästigen. Abwechselnd las ich in dem Codex Theodosianus, und weinte dann wieder in unbezwinglicher Besorgniß, die Krankheit möchte eine noch schlimmere Wendung nehmen. In dieser Bekümmerniß bot sich mir der Gedanke dar, ich wollte, um ihre Herstellung von Gott zu erbitten, ein Jahr lang alle Samstag nur zwei Eyer essen, also ein freiwilliges Fasten mir auferlegen. Ich habe darauf in aller Stille, unbekümmert um die Urtheile der Reformatoren, das Gelübde vollzogen, ohne nachher je in meinem Leben das Fasten zu empfehlen oder nur darüber zu sprechen. Bemerkt konnte es auch nicht werden, da ein uraltes Mütterchen, welches mein Hauswesen besorgte, die einzige Umgebung, aber gewohnt war, meinen Tisch bald aufs reichlichste und etwa einmal mit der sonderbarsten Frugalität bestellen zu müssen. Später, als ich meinen Vater grosse Schmerzen leiden sah, habe ich eine ähnliche Enthaltsamkeit in Bezug auf den Wein mir auferlegt. Soll denn dasjenige, wozu Einer die Anmuthung in dem Heiligthum seines Herzens findet, darum verpönt seyn, weil tausend Andere diese Anmuthung nicht kennen, selbst dagegen sich sträuben würden, oder weil einst Einer irgendwo aufgestanden ist, der irriger Anwendung wegen gegen die Sache selbst fulminirt hat?

Es finden sich hie und da seltene Geister, die mit solcher Schnellkraft ausgestattet sind, daß sie zu Erhaltung in unermüdeter Thätigkeit keiner Anregung von aussen bedürfen, daß sie, alles Verkehrs mit Andern entbehrend, bloß durch eigenen Willen und innewohnende Lust die Wirksamkeit von jenem ersetzen, ja in ihrer Abgeschlossenheit noch Grösseres leisten, als wenn sie solchem sich hingäben. Zu diesen gehörte ich nicht. Ich gleiche dem Stahl, der ohne Berührung mit dem Stein keine Funken von sich geben kann. Dann giebt es wieder Andere, welche der Zusammenfluß von Arbeiten, eine gewisse Last von Geschäften, arbeitsfreudig macht und die am leichtesten Etwas zu Tage fördern, wenn sie zu regsamer Thätigkeit, selbst nach verschiedenen Richtungen hin, gezwungen sind. Endlich finden sich auch Solche, für welche die Muße zum Grab der Thätigkeit wird, die, weil sie zu Allem Zeit hätten, zu nichts Zeit finden, gleich reichen Verschwendern, die oft bei grossem Besitz nicht einmal für kleine Ausgaben mit der nöthigen Baarschaft versehen sind. Dieses war bei mir so lange der Fall, bis ich gerade durch die Menge der manchartigsten Geschäfte, die mir während vieler Jahre oblagen, gewohnt wurde, mit dem Rest der Zeit im eigentlichen Sinne zu geizen. Darum wird es für junge Leute, wenn sie auch Anlagen und Neigung zu Thätigkeit, zumal im Bereich des wissenschaftlichen Gebietes, besitzen, immer gefährlich, wenn sie allzusehr Herren ihrer Zeit sind und Berufsarbeiten ihnen nicht ein heilsames Joch auflegen. Jugend hat nicht Tugend, gilt auch in dieser Beziehung, und das edelste Pferd verliert seine Vorzüge, wenn es allzuhäufig ungenützt stehen bleiben muß. So hatte ich mehrere Jahre durch überreiche Muße; der Zwang aber, der mich erst dieselbe schätzen gelehrt hätte, fehlte; denn was das geistliche Amt von mir forderte, obwohl ich darin nichts versäumte, und Leichtfertigkeit mir nie zu Schulden kommen

ließ, nahm einen besonders großen Theil meiner Zeit niemals in Anspruch. Ich habe daher nie weniger gearbeitet, nie meine Zeit leichtfertiger verdämmert, als in den Jahren von 1809 — 1814. Nicht daß ich ganz müssig gegangen wäre, gegentheils, ich habe in diesen Jahren an eine Geschichte der Longobarden gedacht und zu diesem Endzweck die Quellen gelesen, Vieles dazu gesammelt, dann aber im Mißmuth, ich möchte doch nicht alle Materialien zusammenbringen, doch nichts Erkleckliches leisten können, Alles wieder aufaufgegeben und an etwas Anderes mich gemacht, aber ebensowenig dabei ausgeharrt.

Inzwischen, da ich im Herbst 1810 meine Pfarrei an eine angenehmere, bloß eine Stunde von der Stadt gelegene, deren wohlgebaute Wohnung besonders mich lockte, vertauscht hatte, war ich doch in meinen Ueberzeugungen erstarkt und hatte ich im Predigen größere Uebung gewonnen, so daß ich in dieser Beziehung allmählig mich selbst mehr befriedigte. Es war jenes Zunehmen im Werke des Herrn, von welchem Paulus am Ende des ersten Briefes an die Corinther schreibt, und welches ich niemals im Sinn eines Zuwachses für die Gesammtheit von aussen her (bei dem Glauben an eine göttliche Offenbarung unmöglich), sondern als eine immer vollkommener sich darstellende Entwicklung des Individuums von innen auslegte; wie mir denn überhaupt eine Erleuchtung des Lichts durch Menschenbetriebsamkeit und von unten herauf zu jeder Zeit als eine Absurdität, und eine durch des Menschen Hülfe fortschreitende Vervollkommnung des Christenthums, anders als in seiner Einwirkung auf jeden einzelnen Gläubigen (jenes Nachstreben des Apostels, daß er das ergreifen möge, worin er durch Christum ergriffen wor-

den), als ein Unding, als baarer Widerspruch gegen das Wesen der göttlichen Offenbarung vorgekommen ist.

Weder in jener Zeit noch später sprach die theologische Literatur mich an. Ich kannte sie bloß aus der Jenaischen Zeitung und aus den, ein abgetriebenes und abgeriebenes Christenthum vertretenden, Marburger Annalen, wobei ich die, früher in Bezug auf poetische Erscheinungen gegen die Allgemeine deutsche Bibliothek angewendete Praxis erneuerte: principiell für schlecht zu halten, was sie besonders lobten, wenigstens für erträglich, was sie herabwürdigten. Die exegetischen Werke erschienen mir als fruchtlose Buchstäblerei, jene sogenannte höhere Kritik als wahres Attentat gegen die Offenbarung, gegen den Glauben von 18 Jahrhunderten. In der Nachtmahlsformel werden zu Schaffhausen mit andern auch ausgeschlossen „die Durchächter des Wortes Gottes." Das wäre, sagte ich oft im Scherz, der wahre deutsche Ausdruck für Exegeten; oder das Wort Exeget bezeichne seinem Grundbegriffe nach einen Menschen, welcher Saft, Kern, Leben und Geist aus den heiligen Büchern herauszuziehen beflissen seye, und mit größter Wichtigkeit und Breite Abhandlungen schreiben könne, ob in Matth. XXIV, 18, das Wort Kleid in der Einzahl oder in der Mehrzahl als richtige Lesart gelten müße. Im Ernst dann fragte ich: wenn wieder so ein Spekulant die Unächtheit eines biblischen Buches oder Capitels erwiesen zu haben wähne, welchen Dienst er wohl dem Glauben, der Zuversicht, der Hoffnung, der Trostesbedürftigkeit so vieler Seelen erwiesen zu haben meine? Wer wohl mit ruhigerem Selbstgefühl, mit heitererm Blick, mit dem Gedanken, für das wahre, lebendige Christenthum Etwas gewirkt zu haben, auf angewendete Zeit, auf sein Bemühen zurückblicken könne, ein Lavater, wenn er nach Vollendung seines Pontius Pilatus die Feder niederlege, oder so ein Exeget, der nach beendigter Arbeit sagen möge: dieses

Evangelium sollte nun durch mein Bemühen abgeschafft, dieser Brief beseitigt seyn? Wohin es kommen müßte, wenn am Ende herausgegrübelt wäre, daß einzig der Kartendeckel des Einbandes der heiligen Schrift ächt seye?

In der Dogmatik war mir der Unglaube der Einen, die schaale Klügeley der Andern, vor Allem die falsche Alliage der Zeitphilosophie mit der Offenbarung und das Bestreben, die christlichen Ausdrücke zur Folie ganz anderer Lehren zu machen, durchaus verhaßt. Mir schien der Unglaube eines Helvetius, Voltaire und ihrer Zeitgenossen unter den Franzosen, weniger schlimm, als das Zerreiben und Zerklären des Christenthums durch die sogenannten Theologen. Dort zeige sich doch eine gewisse subjective Ergötzlichkeit, eine Verruchtheit des behaglichen Lebens. Jene, meinte ich, hätten im bacchantischen Taumel einer Orgie die Brandfackel durch Persepolis geschwungen, wogegen diese in kahler Nüchternheit mit Hammer und Meissel herangezogen kämen, und vandalenmässig, wo sie noch eine Klammer, ein verbindendes Metallstück fänden, dasselbe herausschlügen, damit ja kein Stein auf dem andern bleibe. Eine Anmerkung in diesem Sinne, zum Theil mit den nämlichen Worten, wurde späterhin zum erwünschten Vorwand, ein periodisches Blatt, welches ich damals herausgab, von Rathswegen zu unterdrücken. — Darin aber habe ich manches Unrecht abzubitten, daß ich mich oft in meinem Eifer zu den bittersten Sarcasmen gegen solche, den Glauben untergrabende Schriftsteller hinreißen ließ.

Ich hatte angefangen, unter dem Titel Diabolica eine Sammlung von literarischen und doctrinellen Nichtswürdigkeiten protestantischer Schriftsteller und Prediger anzulegen; darin z. B. aufzuzeichnen, wie ein Pastor zu Hamburg am grünen Donnerstage, dem Fest der Einsetzung des heiligen Abendmahls, über die Wahl der Speisen, ein Anderer am zweiten Ostertag bei Anlaß der Jünger von Emaus über

den Nutzen des Spazierengehens, ein Dritter am Palmsonntag bei den Worten: „und sie brachen Zweige ab," gegen den Forstfrevel gepredigt habe. Ebenso erörterte Einer in einer Pfingstpredigt die Natur, die Vortheile und die Wirkungen des Windes. Bei dem Evangelium von den Aussätzigen handelte Einer von der Krätze: 1) woher sie entstehe, 2) wie man sie heile. Auf Weihnacht wählte sich ein Anderer zum Thema: wie man der transportirten Armen sich annehmen müße; am Charfreitag sollte eine Christengemeinde erbaut werden durch das Thema, von der Pflicht, die Todten anständig zu begraben. Es kamen Weihnachtspredigten vor über die Nacht, Osterpredigten über den Aberglauben, Pfingstpredigten über den Werth ungewöhnlicher Naturereignisse. Als im Städtchen Hirschberg das Gerücht sich verbreitete, es seyen in einem Hause junge Hunde förmlich getauft worden, folgte eine Predigt „über die Vorrechte, welche die Taufe den Kindern gewähre." In einem „Rathgeber bei dem Studiren" von einem gewissen Steinbrenner finden sich Predigten vom Nationalstolz, vom Testamentmachen, von den Kennzeichen des wirklichen Todes, über Tischfreuden. Ist es doch dieses Jahr noch vorgekommen, daß bei Grundsteinlegung der neuen Kirche zu Hamburg, die einst in der Ehre des Ersten unter den Aposteln Christi geweiht war, der dortige Hauptpastor Dr. Alt eine Rede hielt, in welcher der Name Christi so wenig vorkam, als in den für die Feyerlichkeit gewählten Gesängen, und daß öffentlich gestanden wurde, diese Rede hätte zu Begründung einer Synagoge oder eines Heidentempels ebensogut gepaßt, wie zu derjenigen einer christlichen Kirche. Schwerlich aber würde dieser Hauptpastor auf den Namen eines wahren und dazu noch sehr erleuchteten Protestanten Verzicht leisten wollen. — Ich bedaure es, daß ich nur wenige Blätter mit dergleichen Merkwürdigkeiten anfüllte, und wieder nachließ; es wären zu Beleuchtung des

Standes des Protestantismus erbauliche Collectaneen herausgekommen, welche zugleich zu einer Apologie des Dr. Strauß hätten können benützt werden.

Denn mit der eigentlich gelehrten Wirthschaft im Hause der christlichen Theologie stand es damals nicht besser. So wurde in Streitschriften gegen Harms geradezu gesagt: „Mögen auch Glaubensansichten in frühern Zeiten noch so nützlich gewesen seyn, bei so sehr veränderter Bildung der Zeit wären sie es nicht mehr. Man müße jetzt in der Theologie anders bauen als vor 300, ja nur vor 100 Jahren. Die, welche der Kirche die Form des 16ten Jahrhunderts jetzt noch aufdringen wollten, verwirrten dieselbe, zerstörten das Heiligthum." — Da ward dann besonders die damals vielbesprochene Altonaer-Bibel gerühmt. Da fuhr Röhr in seiner Prediger-Bibliothek über jede Schrift her, in der noch eine Spur dogmatischen Glaubens zu finden war, und verkündete bereits: „daß es einst einen historischen Christus gegeben habe, der uns aber in mythischer Gestalt unter Augen gestellt werde." — Wegscheider fand, daß unsere Zeit mit ihrer Bildung den Begriff von einer übernatürlichen Offenbarung nicht mehr festhalten könne. — In dem kirchlichen Journal eines gewissen Berthold waren Behauptungen in folgendem Sinne nicht selten: „Da der Hauptzweck des kirchlichen National-Institutes (!) die religiös-moralische Volkserziehung bezielet, so eigneten sich allerdings religiös-moralische Predigten vorzugsweise für die Kirche; allein dessen ungeachtet seyen auch Predigten über physiko-theologische, oder über gewisse pädagogische und psychologische Lehrsätze zulässig." Und welche Meinung konnte ich von einer Theologie und deren Wirksamkeit zu Erhaltung und Förderung des geoffenbarten Glaubens hegen, als deren Restaurator, als deren hell strahlendes Licht der Pantheist Schleiermacher angepriesen ward? Ueber dessen Dogmatik ein Recensent in der Halle-

schen Literatur-Zeitung mich belehrt hatte: „daß er seine subjective Meinung den Aussprüchen Christi und der Apostel unterschoben, und es darauf angelegt habe, sein Evangelium mit dem Schein der Wahrheit, als ob es das alte und gewohnte seye, zu verkünden;" und der selbst in seiner Dogmatik sagt: „der Streit in der protestantischen Kirche ist so groß, daß das, was Einigen die Hauptsache des Christenthums scheint, von Andern für bloße Hülle gehalten wird; und daß, was diese hinwiederum für das Wesentliche ausgeben, jenen als so dürftig erscheint, daß sie meinen, es lohne sich nicht, das Christenthum nur deßwegen dafür zu halten."

Das Geständniß, daß ich keine theologischen Bücher gelesen habe, kann daher nicht befremden. Mein dogmatisches System war in dem Katechismus gegeben; in der Ueberzeuguug, daß von Allem, was über dem Sündenfall, den Heiland, die Erlösung und den Mitteln, diese uns anzueignen, uns geoffenbaret seye, die Menschen nichts abdingen, und nach eigenem Gutdünken nichts modificiren dürften, stand es fest; durch die eigenen Predigten und den Gebrauch der heiligen Schrift (die ich so viel als möglich, mich nur als deren Organ betrachtend, in dieselben zu verflechten mich bestrebte) wurde es immerwährend in Thätigkeit erhalten. Nur Lavaters Pontius Pilatus und Rambachs Auslegung der Leidensgeschichte waren theologische Bücher, die ich gerne zur Hand nahm; jenes, weil es ungemein geistreich, gedankenvoll ist, an das geschichtliche Substrat eine Fülle der feinsten Bemerkungen anknüpft und oftmals in origineller Sprache sie mehr als Lichtfunken hinwirft, denn einläßlich entwickelt; dieses, weil es die Leidensgeschichte ganz mit jener gläubigen Hingebung behandelt, welche in dem Leiden Christi den Kern und Stern aller Offenbarung verehrt, und in alle Einzelnheiten mit ungemeinem Scharfsinn eindringt, auch dem scheinbar Unbedeutendsten eine praktische Seite abzugewinnen weiß.

Beide Bücher haben mir sowohl zur Erbauung als zur Belehrung gedient; später kamen Cramers Passionspredigten hinzu. Wie anders durfte ich mir jene Zeit denken, da er zu Copenhagen alles mit dem Evangelium erfüllte, als diejenige, von der eben berichtet ward: im Städtchen Mariboe komme der Prediger zuweilen in den Fall, den Hauptgottesdienst Sonntags Morgens nicht halten zu können, weil er ein total leeres Gotteshaus finde; welchem der Berichterstatter ganz ruhig beifügte: Mariboe werde bald in Dänemark und in andern Ländern viele Schwesterstädte finden. Wie anders jene Zeit als die neueste, wo in einem Theil eben dieses Dänemärks ein Verein seinen Zweck: Ausrottung alles positiven Christenthums öffentlich ankünden und seinen Gliedern dafür den stolzen Namen Wahrheitsfreunde beilegen kann? Und rühmen sich nicht diese Alle, Protestanten zu seyn?

Mein erstes öffentliches Auftreten in geistlichen Angelegenheiten unseres Cantons erfolgte im Jahr 1812 und geschah im gleichen Geist, der in allem Nachherigen zu erkennen gewesen wäre. Die Verflachung, vor welcher so Manches schon darum kein Bestehen mehr finden sollte, blos weil es aus der Vergangenheit herrührte, hatte einen großen Theil auch unserer Geistlichen sich dienstbar gemacht. Wie noch jetzt, so war auch damals der Ausdruck: „es paßt nicht mehr für unsere Zeit," ein Schlagwort, welches alle Prüfung, alle Würdigung, alles Nachdenken durchaus ersparte, und Jedem, der dasselbe nachlallen konnte oder mochte, (und dazu bedurfte es keiner großen Anstrengung) den Anstrich eines vorurtheilsfreyen Mannes, ja sogar eines Denkers und Wohlfahrtsförderers verlieh. Nun hatte in jenem Jahr der alte Antistes Habicht seine Würde niedergelegt und einen Nachfolger er-

halten, in welchem die allgemeine deutsche Bibliothek, so zu sagen, sich incarnirt hatte. Bereits erklangen Töne, die bisherigen Kirchengebete wären obsolet, die Zeit erheische, daß endlich neue an ihre Stelle träten, womit man ja in Deutschland meisten Orts längst schon mit lobenswerthem Beispiel vorangegangen seye. Diese Töne fanden leicht Wiederhall, und es war gar nicht zu zweifeln, daß die schönen Kirchengebete, Ueberreste einer glaubensfreudigen und glaubenskräftigen Zeit, durch irgend einen rationalistischen Gemeinbrei würden verdrängt werden.

Das gieng mir zu Herzen; ich hätte ungerne diese Gebete dahin gegeben, denn durch ihre Beseitigung schien mir der wahren christlichen Erkenntniß und Ueberzeugung in unserm Canton ein unwiederbringlicher Schaden zugefügt zu werden. Ohne Jemand ein Wort zu sagen, begann ich, eine Auslegung des ersten dieser Gebete (dasjenige für den sonntäglichen Morgengottesdienst) zu schreiben und den vollen Einklang desselben mit der heiligen Schrift und der Lehre des geoffenbarten Glaubens darzuthun. Ich wollte damit den Christen zur klaren Einsicht verhelfen, welchen Schatz sie an diesen Gebeten besäßen. Die Schrift wurde alsbald gedruckt. Sie fand Beifall, und sofort hatte alles Reden von neuen Gebeten ein Ende. Daß aber an solche mit Ernst gedacht worden seye, zeigte sich bald. Der neue Antistes, wie bereits erwähnt, ein sehr freundlicher, im Umgang äusserst liebenswürdiger und auch gegen Jüngere wohlwollender, Mann sagte mir nachher in sehr mildem Tone: „mit Ihrer Schrift haben Sie uns einen schlimmen Streich gespielt, da wird es uns ja unmöglich, neue Gebete einzuführen, die doch so nothwendig wären." Ich erwiederte nichts, freute mich aber im Stillen der Erreichung meines Zweckes. Wer sich die Personalien der damaligen Geistlichkeit noch zu vergegenwärtigen im Stande ist, der wird die volle Ueberzeugung hegen, daß

ohne diesen meinen Schritt das Volk damals unfehlbar um seine alten Gebete gekommen wäre.

Die Pfarrei nahm meine Zeit sehr wenig in Anspruch; äussere Anmuthung zur Thätigkeit war nicht vorhanden; ich unternahm bald dieses bald jenes, Manches ohne bestimmten, Anderes mit so weit aussehendem Zweck, daß hierin schon der unvermeidliche Keim des baldigen Laßwerdens lag. Die großen Weltereignisse des Jahres 1813 beschäftigten alle Geister, spannten alle Erwartungen, mich, in welchem die Reminiscenzen der Revolution noch nicht erloschen waren, dessen Urtheil über dieselbe sich noch im mindesten nicht geändert hatte, der in Bonaparte nur die zahmer gewordene Fortsetzung derselben verwünschte und in seinen Kriegen nichts Anderes als eine Verkettung von scheußlichen Ungerechtigkeiten und wilden Gewaltthaten erblickte, den Engländern wegen ihrer unversöhnlicher Feindschaft gegen ihn und den Spaniern wegen ihres glänzenden Heldenmuthes zu jeder Zeit Waffenglück wünschte, mich besonders. Ich weiß noch gar wohl, mit welcher Begeisterung ich die Proclamation der Tagsatzung wegen der schweizerischen Neutralität aufnahm, und mich nicht damit begnügte, eine Predigt über dieselbe zu halten, sondern sie sogar in dieselbe hineinflocht, obwohl ich nachher den Umsturz der Mediationsacte, bloß weil sie Bonapartes Werk war, nicht ungern sah.

Dieser erfolgte alsbald nach dem Einmarsch der verbündeten Heere, wenigstens inwieweit dieselbe die gemeinsamen Einrichtungen der Eidgenossenschaft festgestellt hatte. In den einzelnen Cantonen fand diese Beseitigung hier rascher, dort langsamer statt. Sobald aber der Einnahme von Paris die Entsagungsacte von Fontainebleau gefolgt war, mußten auch

die Bedächtlichsten sich überzeugen, daß für sie an die Stelle des durch ein Machtgebot Aufgedrungenen jetzt ebenfalls etwas Anderes treten müsse. Bern, Freiburg, die demokratischen Cantone waren mit ihrem Beispiel längst vorangegangen, und hatten sich in ihren politischen Einrichtungen wieder mehr den frühern Formen genähert, ohne gegen Modificationen, welche den veränderten Umständen angemessen waren, sich abzusperren. In Schaffhausen herrschten abermals entgegengesetzte Neigungen. Denen, welche an der Spitze der Geschäfte standen, war es nicht schwer gefallen, die durch die Mediationsacte gegebenen Einrichtungen so zu benützen, daß alle Faden der öffentlichen Angelegenheiten in ihren Händen zusammenliefen, sie der Mittelpunct wurden, um welchen Alles sich drehen mußte, und Richtung und Bewegung von ihnen ausgieng. Es soll damit nicht gesagt werden, daß die Richtung eine falsche, die Bewegung geradezu eine mißbehagliche gewesen seye; aber doch war Alles, was hiedurch seine Wandelbahn sich bestimmen ließ, der Anerkennung und des Vorschubes sicherer, als was nicht geradezu in jene sich einfügen wollte. Wie an hundert Ausdrücke im Lauf von zwei Menschenaltern eine unbegreifliche Begriffsverwirrung sich angeklammert hat, so ist dieß der Fall bei dem Wort Aristokraten. Man ist noch jetzt geneigt, mit diesem Wort Individualitäten zu bezeichnen, welche Glück und Geschick genug besaßen, die nackte Demokratie zu ihrem Fußschemel und zu dem Getriebe zu machen, durch welches sie sich obenan zu erhalten wußten, somit ihre Personen an die Stelle der Principien setzten: indeß dem wahren Aristokraten diese Alles, jene nichts gelten. Aber eben darum, weil dieser sich fest und consequent an die Principien hält, kann er oft, ohne nach Stellen, Macht und Ansehen zu lungern, jenen Namen mit weit grösserm Recht verdienen, als diejenigen Alle, welche durch die Schultern der Ochlokratie

emporgehoben, herrisch und anmaßlich auf den gutmüthig dienstbaren Knecht herabschauen. Ja es ließen sich Beispiele anführen, wie diese Nominal-Aristokraten Niemanden abgeneigter sich erwiesen, als den wahren Aristokraten.

Diejenigen nun in meiner Vaterstadt, welche die Formen der Mediationsacte so fügsam und geschmeidig gefunden und nicht sowohl in dieselben sich hineingelebt, als vielmehr sie zu eigener Bequemlichkeit verarbeitet hatten, gedachten, das liebgewordene Neue zu Grund legen und in dieses (was nicht zu umgehen war) Einiges von dem Alten einzufügen. Andere glaubten, der entgegengesetzte Grundsatz seye der richtige: das Alte solle zu Grund gelegt und diesem das Neue, inwieweit es dem öffentlichen Wohl förderlich, angepaßt werden. Jene hatten die Stellung, den Einfluß, die Macht, diese das Recht für sich, sodann die Mehrzahl ihrer Mitbürger, welche noch der vorigen Zeiten, der Rechte gedachten, die ihnen durch würdige Vorfahren auf untadelhafte Weise erworben worden; für den Jubel über deren Verlust gab es damals noch keine Stimmen. Unter diejenigen, welche bei einer neuen Organisation zu dem durch Revolution und Mediation bloß thatsächlich Beseitigten zurückkehren wollten, gehörte nebst mehreren Andern auch mein Vater. Eine Schrift, worin sie die Rechts- und Naturgemäßheit dieses Ganges kurz darzulegen sich bestrebten, mißfiel auf der einen Seite höchlich, öffnete auf der andern die Augen und weckte die Geister. Für mich zwar war die Zeit, in welcher ich bei Verhandlung der wichtigsten Fragen immer auf der väterlichen Seite stand, längst vorüber; hier aber entsprach die verfochtene Ansicht meinen erhaltenden Grundsätzen aufs vollkommenste, und, ohne bisdahin Bedeutung oder Ansehen mir erworben zu haben, ließ ich doch keinen Anlaß, um meine Beipflichtung zu geben, vorübergehen, so daß ich mir einst von dem Antistes den Vorwurf zuzog, die Zunftversammlung

höher als die Conventsversammlung gesetzt, diese über jener versäumt zu haben.

In eben dieser Zeit des heftigsten Kampfes durch Europa und der wichtigsten Fragen für das eigene Vaterland verabredete ich mit meinem Bruder, einem politischen Blatt, welches mein Großvater schon und dann mein Vater herausgegeben hatte, eine andere Gestalt und einen neuen Titel zu verleihen. So entstand mit dem Jahr 1814 der schweizerische Correspondent, an dessen Herausgabe ich zwanzig Jahre lang den größten Antheil hatte, und darin das Mittel fand, meine antirevolutionären Gesinnungen zu befestigen, auch wohl kund zu geben. Diesem Princip gemäß wurde der Kampf, der damals über ganz Europa entbrannt war, dargestellt, und mehr als ein Aufsatz (zumal nach der Widerkehr Bonapartes von der Insel Elba) athmete den glühendsten Haß gegen den „Weltverwüster." In den französischen Fragen nach der Restauration sprach sich das Blatt immer für die Legitimität und gegen diejenige Partei in den Kammern aus, welche die jakobinischen Grundsätze gezähmt, geschmeidigt, glätter gemacht, ihnen aber nicht entsagt hatte. In den eidgenössischen Angelegenheiten wurde das aristokratische, und wo dieses nie bestanden hatte, das ehevorige Element vertreten. Wo je kirchliche Ereignisse zu berühren waren, geschah dieß bei protestantischen im Sinne jener Rechtgläubigkeit in allem Positiven, welche Grundlage meiner Ueberzeugungen blieb; bei katholischen im Sinne der Freiheit und des Rechts und der herkömmlichen Einrichtungen der Kirche und der Erhaltung von diesem Allem, was von den Machthabern nicht immer anerkannt, von den Protestanten oft gar nicht gewürdigt, häufig in falsches Licht gestellt

wird. Man konnte es daher einerseits nicht begreifen, wie in einem Blatt, welches in einer protestantischen Stadt erschien, gegen Unrecht, das die katholische Kirche irgend eines Ortes entweder durch die That oder mittelst der Rede zu dulden hatte, nicht wolle eingestimmt, ja selbst noch im entgegengesetzten Sinne das Wort genommen werden; indeß man anderseits der seltenen Unpartheilichkeit sich freute, welche der vorherrschenden Zeitrichtung sich zu erwehren vermochte.

Zwei Jahre später, im Jahr 1816, wurde ein besonderes Blatt ausschließlich den Nachrichten aus der Schweiz, und hauptsächlich der beurtheilenden Anzeige (was die Franzosen Analyse nennen) aller erscheinenden Schriften, welche die Schweiz berührten, gewidmet. Anderthalb Jahre nach seiner Begründung trat ein Ereigniß ein, welches eine Zeitlang dem Blatt vielen Stoff lieferte, hiedurch Beifall oder Mißstimmung hervorrief, und am Ende ein oberkeitliches Verbot bewirkte, durch den Einfluß der letztern aber an jenen Vorwand geknüpft, den ich S. 189 berührt habe.

Die bekannte Frau von Krudener wählte im Frühjahr 1817 die Schweiz zum Schauplatz ihrer wandernden Predigerbühne. Sie wußte einige Gehülfen an sich zu ziehen, durch Almosen das Volk um sich zu sammeln, theils durch den Reiz der Neuheit, theils durch einen gewissen Ernst ihrer Worte manche Zuhörer an sich zu locken. Die Noth der Zeiten, welche die Gemüther für dergleichen empfänglicher macht, kam ihr wesentlich zu Hülfe. Nachdem sie sich in verschiedenen Gegenden herumgetrieben und viel Redens von sich veranlaßt, näherte sie sich unserer Stadt, bezog hierauf ein Landhaus in der Nähe derselben, und, nachdem sie später weggewiesen worden, ließ sie sich abermals in der Nachbarschaft auf badenschem Boden nieder.

Mir wollte dieses wandernde Predigen nicht einleuchten, noch weniger, daß ein Weib dessen sich anmasse. In der ersten Beziehung, schien es mir, werde die Würde der Verkündung der Heilswahrheiten gefährdet, wenn sie anderswo, als in dem dazu bestimmten Hause, wenn sie in Schenken vorgetragen, wenn sie zum Mittel gemacht werde, die Menge dahin nach sich zu ziehen; in dieser Ueberzeugung bestärkten mich manche Anekdoten über einzelne Vorfälle in diesen zusammengeblasenen Auditorien. In der andern Beziehung trat mir das mulier taceat in ecclesia als bestimmte, höhere, darum nicht zu verachtende Satzung vor Augen. Ich sah in der Beseitigung derselben einen ungeziemenden Eingriff in die Befugnisse der bestellten Geistlichen; eine Herabwürdigung ihres Ansehens, wenn, unberufen, aus eigener Machtvollkommenheit, jedes daherkommende Weib sich befähigt und berechtigt halten sollte, ohne weiters auszuüben, was erste und oberste Verrichtung des Jenen ausschließlich übergetragenen Amtes seyn sollte. Nach dem, was Frau von Krudener lehre, wozu sie ermahne, wie sie wirke, fragte ich nicht sowohl, als daß es mir überhaupt unzulässig vorkam, daß sie lehre, ermahne, wirke, und dieß noch an solchen Orten, unter solchen Umgebungen.

Ich trat also förmlich gegen sie auf, sowohl grundsätzlich als thatsächlich; das heißt, indem ich von jenem Standpunkt aus ihr Erscheinen an sich beleuchtete, als dann mir durch verschiedene Augenzeugen berichten ließ, was Tag für Tag an ihrer Lagerstätte vorgehe. Obwohl ich wußte, daß sie manche Weiblein und auch manche Weibleinsnaturen unter Männern an sich gezogen, und diese mein entschiedenes Urtheil sehr mißbilligten, fuhr ich dennoch fort, zu dem einen Zweck meine Ueberzeugungen zu entwickeln, zu dem andern die mancherlei kleinen Vorfallenheiten sorgfältig zu sammeln, was dann manchmal mit Ironie, jetzt von dem Berichterstat-

tenden, dann von dem weiter Mittheilenden gewürzt ward. Diese Anfänge veranlaßten, noch weitere Materialien über die Predigerin und ihre Begleiter aus andern Cantonen herbeizuschaffen, und dieselben zu einer eigenen Schrift zu verarbeiten, die nachher unter dem Titel erschien: „Frau von Krudener in der Schweiz. Helvetien. 1817." — Es sind aus dieser Erscheinung in unserm Canton bald mancherlei Reibungen, Mißstimmungen, Ueberspannungen, selbst Abentheuerlichkeiten hervorgegangen. Diese letztern erschienen unter ähnlichen Symptomen, wie zu Anfang dieses Jahrhunderts in einem Theil der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Wie dort von der Nothwendigkeit einer übernatürlichen Wiedergeburt gesprochen und gepredigt wurde, so ergieng bei uns viel Redens von einem Kämpfen, welches der Mensch durchmachen müße, um erlangter Gnade versichert zu werden. Der Verlauf beider Erscheinungen stimmte beinahe vollkommen überein. Die Leute fielen in eine Art Agonie, in welcher sie von krampfhaften Zuckungen befallen wurden, worauf diejenigen, die sich so hatten überwältigen lassen, versicherten, jetzt hätten sie die Wiedergeburt an sich erprobt.

Dieses Kämpfen war ansteckend, besonders bei den Weibern. In allen Kirchen, in denen die Prediger der Erscheinung Vorschub leisteten, kam dasselbe häufiger vor, und das Landvolk wanderte gerne des Sonntags in diejenigen Dörfer aus, wo es hoffen konnte, von der Ansteckung ergriffen zu werden. Ein fester Wille des Geistlichen konnte aber seine Kirche leicht frei halten. Das war bei mir der Fall. Ich habe weder gegen das Auswandern in andere Gemeinden, noch gegen das sogenannte Kämpfen öffentlich gesprochen, wohl aber unter der Hand den bestimmten Vorsatz zur Kenntniß gelangen lassen, daß die erste Person, welche unter der Predigt kämpfen würde, durch den Meßner zur Kirche herausgeführt werden sollte. Das half, Niemand hatte Lust den Versuch zu wagen, ob ich wohl Wort halten dürfte.

Dagegen ist nicht zu läugnen, daß in Folge des Erscheinens der Frau von Krudener hie und da eifrigeres Verlangen nach geoffenbarter Wahrheit, freudigere Hinwendung zu ihr, größerer Ernst, derselben Einwirkung zu verschaffen oder zu gewähren, durch sie ebenfalls geweckt worden ist. Ob man nun den um sich greifenden Pietismus für etwas Segensreiches oder für etwas Beklagenswerthes halte, durch das Erscheinen der Frau von Krudener ist, wenn nicht der erste Keim dazu gelegt, doch Empfänglichkeit für denselben vorbereitet worden.

Mit jenen verschiedenen Unternehmungen, an welche noch anderweite Thätigkeit sich anschloß, war eingetreten, was mir noth that: Beschäftigungen die durch regelmäßige Beschlagnahme meiner Person gleichsam einen Zwang auf mich übten. Der menschliche Geist hat etwelche Aehnlichkeit mit dem Erdboden. Dieser trägt vollkommenere und reichlichere Früchte, wenn man mit der Ansaat wechselt; der menschliche Geist gewinnt häufig an Thätigkeit blos durch den Wechsel der Arbeit. Es war dieß die oft ausgesprochene Maxime meines väterlichen Freundes, des verstorbenen Herrn Staatsraths von Ittner, der mir manchmal bezeugte, blos dadurch neue Lust und geistige Spannkraft zu gewinnen, indem er von der einen wissenschaftlichen Beschäftigung zu der andern übergehe. Ich habe seinen Grundsatz so manche Jahre durch seitdem bewährt erfunden.

In eben jenes Jahr, in welchem ich eine bestimmte Verwendung eines Theils meiner freyen Zeit fand, fällt der Beginn jener Arbeit, der ich die Mußestunden des schönsten Theils meines Lebens gewidmet habe; der ich, in Ahnung, doch noch

Etwas zu Tage fördern zu können, was mir zusagen dürfte, die heitersten Augenblicke verdanke; an die im Verfolg alle Wendungen meines äußern, und durch diese die Entwicklungen meines innern Lebens sich knüpfen. Ich darf die Sache um so merkwürdiger nennen, da nicht ein bestimmter Vorsatz, nicht eine bewußte Absicht zu dieser Arbeit mich hingeführt, oder im Verfolg derselben mich geleitet hat, sondern das Hinführen durch das, was gewöhnlich mit dem Wort: Ungefähr — bezeichnet wird, erfolgt, das Leiten gänzlich aus dem Fortgange der Arbeit hergeflossen ist. Ich erinnere mich dessen, obgleich nun seitdem volle dreißig Jahre hingeschwunden sind, mit aller Bestimmtheit.

Eines Tages (es mag im Jahr 1814 gewesen seyn) gieng ich in meiner Bibliothek auf und ab. Da fiel mein Blick auf jene in Göttingen erstandenen zwei Bände Briefe Innocenzens des Dritten. Ich hatte sie seit jener Zeit nie in den Händen gehabt, als so oft ich meine Bibliothek ordnete; auch von Allem, was ich seither begonnen, betrieben, wieder aufgegeben hatte, stand nichts in einiger Beziehung zu diesem Abschnitt des Mittelalters. Im Grund kannte ich den Papst Innocenz nicht näher, als ich ihn während meiner Studienzeit kannte, d. h. dem Namen nach. Ich griff nach dem Buch, wie man oft zwecklos ein solches zur Hand nimmt, um es zu durchblättern. Da stieß ich im Anfang des ersten Bandes auf die Gesta Innocentii, von denen die Ueberschrift besagte, daß sie von einem gleichzeitigen Schriftsteller verfaßt wären. Das lockte mich, sie zu lesen. Wie ich hiemit voranschritt, staunte ich immer mehr über die Menge gleichwie über die Wichtigkeit der Begegnisse, die in dieses Pontifikat sich drängten; über die Klarheit, mit der dieser Papst in dieselben blickte; über die Kraft und Thätigkeit, mit der er in denselben waltete; über die Festigkeit, die er bei so vielen wichtigen Vorkommenheiten erwies; und ich gewann den

Umriß einer höchst ausgezeichneten Persönlichkeit. Die Briefe, die in die Gesta verflochten sind, veranlaßten mich dann auch, in der eigentlichen Sammlung zu blättern. Da erstaunte ich zu allererst über die Menge der Geschäfte, die damals entweder zur Berathung oder in letzter Beziehung zur Entscheidung nach Rom gelangten. Es stellte sich mir das Bild einer Weltregierung dar, gestützt, nicht auf Gewalt der Waffen und materielle Kräfte, sondern blos auf ein geistiges Ansehen, als dessen alleinige Quelle die stäte Beziehung auf eine von oben eingeführte Weltordnung und die Verpflichtung, über diese zu wachen, erkannt werden mußte.

Kaum ich mit erforderlicher Aufmerksamkeit das erste Buch dieser Briefe gelesen hatte, bot sich mir damit ein Gegenstand zur Bearbeitung dar, für den es mir wenigstens an den Hülfsmitteln nicht zu gebrechen schien; denn daß außer diesen Briefen noch so viele andere zu finden seyn dürften, ahnete ich nicht. Ich las also vorerst die beiden Folianten, und merkte mir Vieles an, was ich der Berücksichtigung würdig hielt. Gleichzeitig suchte ich aus vorhandenen Hülfsmitteln über die eigentlichen Weltbegebenheiten, welche in den Briefen berührt waren, mir vorerst etwelche Kenntniß der Quellen zu erwerben, und durchlas daneben in den Chroniken aller Sammlungen, deren eine ziemlich große Anzahl in meiner Bibliothek sich findet, was immer über das halbe Jahrhundert, in welches Innocenzens Leben fiel, darin enthalten war. So hatte ich mir binnen vier Jahren einen reichen Vorrath von Materialien angelegt, der mir zulänglich schien, eine Ausarbeitung beginnen zu können. Es entstand ein Manuscript, welches etwas mehr als 1000 geschriebene Seiten umfassen mag. Allein während dieser Ausarbeitung, die gegenwärtig als ein höchst dürftiges und mangelhaftes Machwerk erscheint, und später blos als Leitfaden und Abriß gebraucht werden konnte, fuhr ich unabläßig fort, herumzu-

spüren, ob nicht noch mehr zu finden seye? Wiewohl ich damals noch nicht einmal das Daseyn der durch Brequigny und du Theil aufgefundenen Briefe kannte, erhielt ich doch in Kurzem des neuen Zuwachses so viel, daß ich mich alsbald überzeugte, es bedürfe noch langer angestrengter Forschung, bevor an eine Arbeit zu denken seye, welche unter Hoffnung auch nur etwelcher günstiger Aufnahme an das Licht treten dürfte. Ich habe manche Stücke des Werkes zwei- und dreimal umgearbeitet, blos deßwegen, weil ich stets neue Notizen fand, nicht gerade immer über die Hauptsache, sondern häufig nur dazu dienlich, um die Züge des Hauptbildes genauer auszuführen, die Farbenabstufung individueller zu halten, Manches beizufügen, was entweder die handelnden Personen bestimmter hervorheben, oder den Schauplatz der Handlungen anschaulicher machen könnte. So ist über diesem emsigen Suchen und Zusammentragen Vielerlei hinzugekommen, was man mehr zu bloßem Schmuck als zum Wesen der Geschichtserzählung rechnen möchte, und woran ich ursprünglich selbst nicht denken konnte. Z. B., während ich du Canges Constantinopolis christiana las, lediglich zum Zweck, einige vielleicht mir bisher unbekannte Nachrichten über die Eroberung dieser Hauptstadt zu finden, stieg der Gedanke in mir auf, eine nähere Beschreibung der eroberten Stadt zu versuchen, woraus jener Abschnitt: „ein Gang durch Constantinopel" entstand. Ich hatte bei dem Werk keinen Gelderwerb im Auge, dessen ich nicht bedurfte; kein Kitzel, meinen Namen bald auf einem Büchertitel gedruckt zu sehen, stachelte mich; kein sonstiger Zweck schwebte mir vor Augen, nichts, als vor Allem die eigene Befriedigung, als das Bestreben, mir am Ende selbst das Zeugniß geben zu dürfen, so nach Stoff als nach Form geleistet zu haben, was mir möglich. Konnte Zögerung diesem stets Festgehaltenen mich näher bringen, so war sie mir erwünschter als Beschleunigung,

die einzig durch das hätte können auferlegt werden, was mir durchaus fremd blieb.

Jetzt, da durch amtliche Obliegenheiten, durch die gegen meinen Bruder eingegangenen Verpflichtungen, allmählig durch hinzukommende Geschäfte, denen ich mich nicht entziehen durfte, durch Arbeiten, welche großen Zeitaufwand erheischten, später durch viele Sitzungen in Behörden, durch Familienverbindung endlich, das Gegentheil von jenen Jahren eintrat, in denen über allzuvieler Muße die Regsamkeit erschlaffte, jetzt ward ich erst inne, was der Mensch zu leisten vermöge, wenn unter Allem, was bloß das Pflichtgefühl in Anspruch nimmt, noch eine Lieblingsbeschäftigung ihm winke, nach welcher er den sehnsüchtigen Blick richtet, wie unter der Last des Tages der Jüngling nach der Geliebten, bei der er unter Kosen und traulichem Wechselverkehr den Abend hinzubringen hofft. Und schwerlich dürfte der lebensfrohe Knabe, den Entfernung schon mehrere Tage von der Geliebten trennte, mit brennenderem Verlangen des Augenblickes harren, da ihre Nähe ihn wieder beselige, als ich, so die Umstände zu ähnlicher Trennung gezwungen hatten, die Stunde, in der ich entweder zum Sammeln oder zum Componiren des Gesammelten zurückkehren durfte.

Erst jedoch als die Verarbeitung der mehr als dreissigtausend Papierschnitzel, auf welchen die einzelnen Notizen geschrieben sind, schon ziemlich weit vorgerückt war, begann ich einen Verleger zu suchen. Das Glück führte mich zu dem trefflichen Perthes, zu dem ich hiedurch bald in eine zusagendere Verbindung trat, als in eine bloß merkantile. In Bezug auf die innere Construktion des Werkes und seine Beziehung zu mir, seinen Einfluß auf mich, werde ich an geeigneterer Stelle das mir bewußt Gewordene berühren. Daß dasselbe verschiedene Urtheile, und welche, hervorrufen würde, war mir klar, bevor eine einzige Seite gedruckt war. Auf

die beifälligen, inwiefern sie an den Geist des Werkes sich knüpften, habe ich nicht hingearbeitet, die mißfälligen habe ich nicht vermeiden wollen. Eines nur wollte ich mit allem Ernst vermeiden: daß nachher nicht bewiesen würde, ich hätte flüchtig, oberflächlich, ohne erforderliches Studium an diese Geschichtschreibung mich gemacht; oder daß gesagt würde, ich hätte den Stoff nur trocken und langweilig und den Leser zurückschreckend zu behandeln gewußt. Ein solcher Tadel allein wäre mir bitter geworden, jeder andere ist wirkungslos, weil nicht unerwartet, an mir vorübergegangen.

Alles beinahe, was auf den äussern Gang meines Lebens und mehr noch, was auf dessen innere Bildung und deren Erweiterung oder Begränzung den wesentlichsten Einfluß übte, ist mir von jeher entgegengekommen, hat mir sich dargeboten, ohne daß ich es suchte; hat erst allmählig, hierauf immer gewaltiger, mich ergriffen, ohne daß ich es hierauf anlegte. Eine unmerkliche, mit dem Endziel, zu dem ich zuletzt geführt ward, oft kaum in scheinbarem Zusammenhang stehende Ursache hat nicht selten einer, allerdings im Innern ruhenden, Disposition den ersten Anstoß gegeben, deren Entfaltung veranlaßt und möglich gemacht. Bei der Ueberzeugung einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung des christlichen Glaubens nach seinem ganzen Umfang, dann bei der weitern Ueberzeugung, daß es gar nicht in dem Belieben des Geistlichen liegen könne, zu verkünden, was ihn gut dünke, sondern er ganz der Pflicht folgen müße, das festzuhalten, was seit Jahrhunderten als wesentliche christliche Lehre gegolten, lag die Anerkennung, daß derselbe Botschafter an Christi Statt seye, ziemlich nahe; und von da an war es kein weiter Schritt zu der Annahme, daß der Verein ihrer Aller mehr

als eine bloß zeitliche Gewerbsgenossenschaft, daß er einen Stand bilden sollte, der dazu noch einen höhern Grund seines Daseyns in sich trage, als denjenigen bloßer Nutzbarkeit für Andere, oder gar nur des Wohlgefallens der weltlichen Gewalt. Diese, erst im Verfolg durch Stellung und Wirksamkeit in mir hell und bewußt gewordene, vielleicht auch durch Anschauungen aus der Vergangenheit gefestigte, Idee schlummerte noch in mir, daher auch ein Versuch, sie in Andern anzuregen, jetzt noch durchaus unmöglich gewesen wäre. Ich war zwar wohl Mitglied der Geistlichkeit, fand mich wohl, jedoch bloß um Freunde zu sehen, bei ihren regelmässigen Versammlungen ein; da aber in diesen keine Spur von Standesgeist sich regte, ahnete auch ich nicht, daß es einen solchen geben könne, ja geben sollte.

Es war ein geringfügiger Anfang, welcher auch auf diese Bahn mich warf; ein Anfang, der blos durch das nachmalige Hinzukommen der äussern Stellung zu bestimmter Richtung führen konnte. — Das Zusammenwirken verschiedener Ursachen hatte die Finanzen des kleinen Cantons in einen mißlichen Zustand versetzt. Man glaubte dahin gekommen zu seyn, ihnen nicht anders, als durch Einführung directer Steuern aufhelfen zu können. Diese sollten unter verschiedenen Formen bezogen, unter denselben auch eine Einkommenssteuer angeordnet werden. Die Ansätze dieser Abtheilung des Steuergesetzes, inwieweit es vorzüglich die Geistlichkeit berührte, schienen mir ausser allem richtigem Verhältniß, wonach die andern Einwohner des Cantons zu den Lasten beizutragen hätten. Es wollte mich bedünken, man habe sich dabei zu einer Unbilligkeit hinreißen lassen, die mir, als solche, widerstrebte. Deßwegen versuchte ich es, diese Ansätze in ihrer Beziehung zu allen andern zu beleuchten, und hierauf durch Zahlen den Beweis zu gründen, daß die Geistlichen einer allzuhohen Besteurung unterworfen würden.

Eine Schrift, die ich ursprünglich einzig zu meiner eigenen Befriedigung verfaßt hatte, las ich hernach bei einer Zusammenkunft mehreren Geistlichen vor. Diese theilten die gleiche Ansicht mit mir, ohne sie gerade so begründet zu haben, wie ich; oder sie wurden durch meine Auseinandersetzung für dieselbe gewonnen. Kurz, meine umständliche Entwicklung fand ihren Beifall; sie meinten, man sollte den Versuch wagen, der Obrigkeit darzuthun, daß durch gedachte Verfügung die Geistlichkeit mehr beschwert werde, als jeder andere Cantonsangehörige. Sie drangen deshalb in mich, die Schrift dem Antistes zu übergeben, daß er sie der gesammten Geistlichkeit mittheile, und einer Vorstellungsschrift zu Grund legen lasse.

Ich erfüllte den Wunsch. Die Schrift wurde — ohne ihren Verfasser zu nennen, wofür ich angesucht hatte — der versammelten Geistlichkeit vorgelesen und fand hier ebenfalls ungetheilten Beifall, an welchen der Beschluß sich knüpfte, dieselbe beinahe unverändert der Obrigkeit als Ansuchen um billigere Behandlung einzureichen. Dieser Schritt hatte keinen andern Erfolg, als daß der damalige Actuar der Geistlichkeit die Gunst, in der er bei dem Bürgermeister gestanden war, für geraume Zeit einbüßte. Denn er wurde von ihm als Verfasser der Schrift gehalten, von welchem man Derartiges gar nicht erwarten zu dürfen geglaubt hätte. Die Rückantwort an die Geistlichkeit verhüllte die Ungeneigtheit unter manche, mitunter sehr gehaltlose, Scheingründe; so daß ich mich nicht erwehren konnte, eine Abschrift derselben mit beißenden Noten zu begleiten und meine Collegen damit zu ergötzen. — Folgereich war dieser Versuch einzig für mich, und dieß nur insofern, als ich dadurch aus einem höchst passiven Glied der Geistlichkeit in ein sehr actives verwandelt wurde.

Diese war damals in ihren obersten Gliedern sehr schlimm repräsentirt. Der Antistes und derjenige, der ihm als Gehülfe zur Seite stand (Triumvir genannt, weil es ehedessen

mit jenem ihrer drei gewesen waren), vertrugen sich nicht nur nicht mit einander, sondern stießen einander geradezu ab, so daß die gemeine Rede gieng, sie ahmten, wo sie öffentlich aufträten, den österreichischen Doppeladler nach. Allerdings konnte es nach Anlagen, Neigungen, selbst äusserer Persönlichkeit, keine grössern Gegensätze geben, als diese beiden Männer. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß die Schuld der Disharmonie durchaus auf Seite des Antistes lag, der schon gegen die Erwählung seines künftigen Nachfolgers mit bitterer Mißstimmung sich ausgedrückt hatte, und die Anmuth im Umgang, die sonst Jedermann einnehmen mußte, in jedem Verhältniß zu diesem gewissermaßen unterdrückte. Wenn wir sahen, wie sein College an der Achtung gegen ihn es niemals ermangeln ließ, wie derselbe bei jeder Gelegenheit ihm entgegenzukommen sich bestrebte, wie er eine oft nur zu weit gehende Nachgiebigkeit an den Tag legte, meist aber von Jenem zurückgestoßen ward; wie der Antistes, so oft in einer Verhandlung seine College das Wort nahm, den Widerwillen in Blick und Geberde nur allzusehr sichtbar werden ließ, so empfanden wir, ich und einige meiner Freunde unter den Geistlichen, wahre Betrübniß hierüber und erblickten hierin die Bestätigung dessen, was wir über die ähnliche Stellung Beider in verschiedenen Behörden durch leise Andeutungen Anderer vernahmen. Wir begriffen nur zu sehr, daß dieses Mißverhältniß auf die gesammte Geistlichkeit nachtheilig zurückwirken, daß sie hiedurch alles Ansehen einbüßen müsse. Wir sprachen einstimmig den dringenden Wunsch aus, daß bei einstiger Wiederbesetzung der Antisteswürde dieses anders werden möchte. Ich vollends kam über dieser Wahrnehmung zwischen Thür und Angel; einerseits hatte ich mit dem Eintritt in den geistlichen Stand mich gewöhnt, den Antistes als Obern zu betrachten, gegen welchen ich immer grössere Rücksichten der Höflichkeit nahm,

als alle übrigen Geistlichen zu thun pflegten; anderseits zwang mich das natürliche Rechtsgefühl, über das unfreundliche Benehmen des Antistes gegen den Collegen die Gesinnungen meiner Freunde zu theilen. Ein bei mancher Gelegenheit vorgekommener Witz meines Vaters: „Die Geistlichkeit hänge zusammen wie ein Gemäß Erbsen," ließ Jederzeit einen um so tiefern Stachel in mir zurück, als ich leider die Bestätigung so oft vor Augen sehen mußte. Daß ein besserer Zusammenhang eine innere Einigung und hiemit eine angemessenere Stellung nach aussen hervorgerufen werden möchte, war mein sehnlichster Wunsch; demselben aus allen Kräften zur Verwirklichung zu verhelfen, später mein ernstestes Bestreben.

Aber es drohte mir um diese Zeit eine Gefahr, in deren Abwendung ich eine besondere Fürsorge der göttlichen Vorsehung verehren zu müssen glaube. Damals war es die Vereitlung einer Hoffnung, das Verschwinden einer Aussicht, nach welcher ich mit Wohlgefallen die Augen richtete, mithin für den Augenblick nichts Angenehmes; aber wie oft seitdem habe ich nicht eine zu Dank verpflichtende Fügung darin verehrt? Dieß von Jahr zu Jahr mit entschiedenerer Ueberzeugung.

Durch einen Todesfall stand in der obersten Landesbehörde eine bedeutende Veränderung bevor. Man erwartete, der damalige Staatsschreiber würde in diese eintreten. Meine Freunde, welche wohl wußten, daß ich den Aufenthalt auf dem Lande nicht zu den Glückseligkeiten zählte, und die gute Meinung hegten, daß ich zu der Stelle eines Staatsschreibers mich eignen dürfte, warfen ihr Augenmerk auf mich und schlugen mir vor, ohne alles Zuthun von meiner Seite, die Wahl auf mich zu lenken. Ausdrücklich dieß als Bedin-

gung feststellend, willigte ich gerne in ihre Anträge ein, und es schienen keine grossen Schwierigkeiten dagegen sich zu erheben. Unerwartet aber nahm die Sache eine solche Wendung, daß die fragliche Stelle gar nicht erledigt wurde, also von mir nicht mehr die Rede seyn konnte.

Es fiel mir jedoch um so leichter, in das Fehlschlagen dieser Erwartung mich zu fügen, als der Gedanke nicht von mir ausgegangen war, ich daher demselben nicht so mich hingegeben hatte, wie einem Plan, der Ursprung und Ausbildung in mir selbst gefunden hätte. Auch drängte sich bei aller Neigung für den Vorschlag doch die Besorgniß zwischenein, ob meine freyen Stunden, die mit immer grösserer Lust auf Innocenz verwendet wurden, nicht zu viele Verkümmerung erleiden dürften; was mich gegen den Antrag schon etwas lauer gemacht hatte. So wie aber die Revolution von 1831 hereingebrochen war, und seitdem immerfort, erblickte ich in jener Vereitlung eine göttliche Gnade, die mich vor zweyerlei Gefahr bewahrte; nämlich, entweder derjenigen, meinen Principien ungetreu zu werden, oder wenigstens mit der Revolution und ihren Grundsätzen eine Abkunft schließen zu müssen; oder, die Stelle, die mir inzwischen vielleicht lieb geworden wäre, zu verlieren, oder sie nur unter Verhältnissen behalten zu können, die ich für das drükkendste halte, denen ein Mensch von meiner Art sich zu fügen genöthigt wäre.

Die größte Gefahr aber möchte wohl in der Trennung von der Kirche und in dem Hinwegtreiben von demjenigen bestanden haben, wozu dieselbe verpflichtet. Eine ganz andere Laufbahn hätte mit jener Stelle mir sich eröffnet; eine Laufbahn, auf der ich so Manchem, was in seinen bloß zufällig scheinenden Folgen ohne Einfluß nicht blieb, wohl schwerlich würde begegnet seyn. Der Gesichtskreis wäre vielleicht ein anderer geworden, die Ideen, die mich bewegten, ganz an-

dere, jedenfalls die Zwecke, die anzustreben gewesen wären, ganz andere. Was man auch sagen, wie sehr man auch auf Selbstständigkeit und Selbstbestimmung pochen möge, der Mensch bleibt doch immer das Product der in dem Zeitverlauf auf ihn einwirkenden Umgebungen, die entweder ihre anziehende oder ihre abstoßende Kraft an ihm üben. Der Unterschied besteht nur darin, daß dieser in Willenlosigkeit die Kräfte auf sich einwirken läßt, jener aber die eine oder die andere sich assimilirt und zu ihnen in Wechselwirkung tritt, unter welcher er der Freithätigkeit nicht verlustig geht.

Ueberdem war in Folge der erwähnten Schrift meine Stellung in der Geistlichkeit eine mir zusagendere geworden. Es war mir damit gleichsam das Licht aufgegangen, daß hier noch Manches anzubahnen, zu fördern, zu wirken seyn dürfte. Blos Spekulatives hat niemals einen Reiz für mich gehabt, nur dem Praktischen habe ich zu aller Zeit gerne mich hingegeben. Behörden und Berathungen, durch welche Etwas zu Stande zu bringen war, fanden mich immer freudig, regsam, thätig; solche, in denen viel gesprochen und nichts gethan, oder nur höchst unerhebliche Dinge erörtert und beseitigt werden konnten, haben mich stets gelangweilt, und ich hielt es nie der Mühe werth, den Ausdruck theilnahmsloser Gleichgültigkeit dabei zurückzuhalten.

Eine Berathung jener Art nahm mir, sammt dem, was sich daran knüpfte, mehr als die Hälfte des Jahres 1823 gänzlich, mit Zurückdrängung jeder andern Arbeit, in Beschlag. Man liest, daß die Signoria von Venedig, um einst irgend einen Bau aufzuführen, eine Kirche habe niederreißen lassen mit dem Versprechen, dieselbe an einem andern Ort wieder zu erbauen. Alle Jahre seye am Himmelfahrtstage

die Geistlichkeit jener Kirche vor den Doge getreten, mit der Frage: „Herr! wann werdet Ihr die Kirche wieder aufbauen?“ und alle Jahre seye die Antwort erfolgt: „„über ein Jahr!““ — So hatte in Schaffhausen die Geistlichkeit seit zwanzig Jahren an den Synoden der Obrigkeit das Ansuchen gestellt, ihre spärlichen Besoldungen möchten doch verbessert werden, und alle Jahre die Antwort erhalten: „sobald die Finanzen solches zuließen, würde hierauf Bedacht genommen werden.“

Im Jahr 1823 kam das Ansuchen wieder zur Sprache. Dieses einfältige Spiel war mir längst zum Eckel geworden, und ich wies darauf hin, daß mit dergleichen vagen Anträgen nie das Mindeste werde ausgerichtet werden. Wolle man etwas erreichen, so müße erst das Gesuch selbst durch die erforderlichen Nachweise begründet, sodann die Möglichkeit, entsprechen zu können, dargethan werden. Die Versammlung fand, daß dieser Weg allein zum Ziele führen könne, und wählte eine Commission von fünf Mitgliedern, in welchen das jüngste vor mir 22 Jahre älter war, als ich. Alle sind nun gestorben, aber lebten sie noch, so würden sie gewiß einstimmig bezeugen müßen, daß ich die Seele der Commission gewesen seye. Ich bemächtigte mich der ganzen Sache, ohne es zu wollen, ohne nur daran zu denken, ohne die mindeste vorher gefaßte Absicht. Dieß kam so: während die Uebrigen ihre Thätigkeit auf die Sitzungen beschränkten, wandelte es mich an, erst einen Punkt schriftlich zu beleuchten und das Geschriebene den Andern mitzutheilen; der erste führte zu einem zweiten, dieser zu einem dritten und so entstand endlich eine Denkschrift, welche 177 gedruckte Quartseiten mit mehrern Tabellen füllte und die Sache von Seite der Dringlichkeit, der Pflicht (gemäß der bei der Reformation und der Säkularisation des reichen geistlichen Guts ausgesprochenen Grundsätze) und der Möglichkeit (unter Nach-

weisung des Standes der Finanzen dieser Stiftungsgüter) beleuchtet. Diese Schrift ist ganz aus meiner Feder geflossen.

Ausserdem hatte ich auch den Rath gegeben, um der Besorgniß schweigender Beseitigung der Schrift vorzubeugen, dieselbe drucken zu lassen und gleich nach erfolgter officieller Ueberreichung in der Sitzung jedem Mitglied des Raths ein Exemplar zuzustellen. In der Ueberraschung, welche die Einflußreichern bei dem Anblick der Druckschrift an den Tag legten, lag für mich der Beweis, daß meine Vorsicht nicht grundlos gewesen seye. Als dann die Berathung auf die lange Bank geschoben wurde, behielt ich die Sache unablässig im Auge und suchte, nach der einen Seite antreibend, nach der andern zügelnd, zu bewirken, daß sie vorwärts gehe und doch nicht aus dem Geleise geworfen werde. Hat mein Bemühen auch den beabsichtigten Erfolg nicht vollständig erreicht so hat sie doch bewirkt, daß vorerst jährliche 2000 Gulden mehr verabreicht wurden, und vieleicht eine später erfolgte Verbesserung, zu der ich noch vor dem Jahr 1840 die erste Anregung gegeben und meine Gedanken über die Art, wie sie bewerkstelligt werden könnte, mitgetheilt hatte, durch sie angebahnt worden ist. Da hierauf der Vorschlag über Verwendung jener 2000 fl. der Geistlichkeit überlassen wurde, wußte ich hier solche Verfügungen beliebt zu machen, wonach die Summe nur zu Personalbegünstigungen und nicht zu Verbesserung einzelner Stellen (auch weil sie hiezu nicht hingereicht hätte) verwendet wurde; meine Absicht dabei war vorzüglich diejenige, freye Hand zu behalten, die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Besoldungsverbesserung auch später möglichst einleuchtend hervorheben zu können. Jetzt, da dergleichen Dinge für mich in die reinste Objectivität hinübergetreten sind, und ich davon sprechen kann, wie man von Geschichten aus den Zeiten der Vorväter spricht, hat bloß noch eine Erinnerung wahren Werth für mich: daß ich nämlich

jeden Vorwurfs frey bin, bei der Disposition über jene Summe meine damalige Stellung (wie es leicht möglich gewesen wäre) so verwendet zu haben, um aus derselben früher, als es dem natürlichen Gang der Dinge gemäß seyn mußte, mir selbst Etwas zuzusichern. So sehr das Rechtsgefühl mich treibt, auch das Geringste, worauf ich Anspruch machen zu können glaube, bis aufs Aeusserste zu verfechten, und das Parta tueri mit allem möglichen Gewicht hierauf anzuwenden, so fremd war mir von jeher Alles, was auch nur von Ferne auf Eigennutz abzielen konnte.

Die erwähnte Denkschrift befaßte sich auch mit den Besoldungen der Schullehrer; schon darum, weil die an dem Gymnasium Angestellten, mit Ausnahme zweyer, sämmtlich Geistliche waren. Sie konnte aber nicht umhin, die Dringlichkeit einer Verbesserung der Schulen selbst zu berühren. Das Gymnasium, was auch seit zwanzig Jahren an demselben mochte geflickt worden seyn, entsprach seinem Zwecke so wenig, als zu jener Zeit, in welcher ich dasselbe besucht hatte. Die Einsicht, daß längeres Stillestehen in dieser Beziehung nicht zum Guten führen könne, war allgemein erwacht. Seit einiger Zeit schon wurde in den Zunftversammlungen der Wunsch nach einer Reorganisation des Schulwesens überhaupt mit stets erneuter Dringlichkeit ausgesprochen, so daß der Rath bei so vielen laut gewordenen Stimmen nicht länger taub bleiben konnte.

Der Schulrath war zu dieser Zeit nicht so componirt, um eine durchgreifende Verbesserung ihm übertragen zu können. Nur von einer, bloß hiezu niedergesetzten, Special-Commission glaubte man etwas Befriedigendes erwarten zu dürfen. Eine solche wurde im August des Jahres 1824 gebil-

det und ich zu deren Mitglied ernannt. An dieser Stelle glaube ich den Beweis gegeben zu haben, daß der Mensch in den höchsten Beziehungen mit Wort und That und seiner ganzen Individualität nach für Erhaltung der anerkannten Principien einstehen, daneben in anderer Beziehung dem Fortschritte, nach wohlerwogener Würdigung dieses Wortes, dennoch in Wille und That huldigen möge. Es hat wohl kein weltliches Mitglied dieser Commission wärmer dafür sprechen können, daß hinfort dem geistlichen Stand kein ausschließliches Anrecht mehr auf Schulstellen eingeräumt bleiben dürfe, als ich; keines hat für unbedingt freye Concurrenz zu den Lehrerstellen, sowohl unter Fremden als unter Einheimischen, entschiedener das Wort genommen, als ich; und ebenso, wenn ich nicht irre, war ich es (und es scheint mir nothwendig, Solches in Erinnerung zu bringen), der zuerst darauf aufmerksam machte, es müßten sämmtliche anzustellende Lehrer, selbst derjenige der Mathematik, der protestantischen Confession angehören.

Diese Berathung war wieder eine derjenigen, durch welche Etwas zu Tage gefördert werden sollte und konnte, darum ich stets mit Freude daran Theil nahm, auch, weil ich darin ein Wirken zum wahren öffentlichen Besten erkannte, in der ersten Sitzung den Antrag stellte: daß keine Sitzgelder sollten angenommen werden. Denn es schien mir hiedurch das zu Stande Gebrachte an Werth zu gewinnen, wenn jede pecuniäre Vergeltung abgewendet würde. Wir sind seitdem auch darin vorangeschritten, daß über Vaterlandsliebe, Bürgerpflicht und Obsorge um das Gemeine Wesen ungleich häufiger und schöner gesprochen wird als damals, und neben Anträge auf Emolumente und Besoldungsvermehrungen bei jeder Gelegenheit zum Vorschein kommen, auch daß dergleichen Erweise der Verwendung für öffentliches Wohl als Perükenstaub verflogen sind. — Wie nach vielen Sitzungen dieser

Commission ein erster Entwurf zu Stande gekommen war, worüber Geistliche, Lehrer und Magistratspersonen, ihre Bemerkungen und Vorschläge einzugeben, aufgefordert wurden, sollte ich dieselben ordnen und sie nachher zur Berathung vortragen. Ich darf es wohl als Beweis anführen, daß ich das Möglichste zu übernehmen, nie mich gescheut habe, wenn ich erwähne, daß ich gleichzeitig der Commission in dreifacher Eigenschaft beiwohnte: zuerst als Referent, sodann gewissermaßen als erstes stimmgebendes Mitglied (denn die meist confusen Ideen meines Vorgängers konnten nur äusserst selten berücksichtigt werden), endlich als Protokollführer. Ich glaube, daß kaum ein Einzigesmal der Sitzungstag vorübergieng, ohne daß nicht schon am gleichen Abend das ziemlich umständliche Protokoll der so eben beendigten Sitzung fertig gewesen wäre.

Was ich in Verbindung mit Andern hier zu besprechen und anzuordnen hatte, sollte unter gleichem Zusammenwirken ins Leben treten, nachmals unter meiner Obsorge erhalten werden. Denn, sobald nach erfolgter Genehmigung des Vorgeschlagenen durch die höchsten Behörden Alles der Ausführung entgegengereift war, wurde mir, erst gemeinsam mit einem meiner Freunde, nachmals einzig, das Ephorat der höhern Lehranstalten übertragen. Sagte irgend eine Obliegenheit mir zu, hegte ich von irgend einer die Zuversicht befriedigenden Erfolges, so war es diese, und während dreizehn Jahren habe ich derselben manche schöne Stunde gewidmet. Viele Schulanstalten unserer Zeit verdienen hinsichtlich der Bemühungen für Geistesbildung alles Lob; hiemit dann glaubt man jeder Anforderung entsprochen, die hohe Aufgabe genügend gelöst zu haben, indeß nur allzuhäufig Zucht und Ordnung weniger berücksichtigt werden, hiezu noch der Wahn Wurzel faßt, die Schüler gehörten der Schule bloß während der Schulstunden an, ausserhalb dieser habe sie nach denselben nicht zu fragen. Das in meiner Jugend so oft Gehörte:

qui proficit in literis u. s. w., lebte noch immer in meiner Erinnerung, so daß ich den moribus allermindestens so großes Gewicht zugestand, als den literis, daher der Geneigtheit der Lehrer, ihre Aufmerksamkeit auch auf das Verhalten der Schüler ausserhalb der Schule ausdehnen zu müßen, inwiefern wenigstens solche Ungebührlichkeiten zur Kunde kamen, welche einen verderblichen Einfluß in diese leicht verpflanzen konnten, mit der größten Bereitwilligkeit Hand bot. Ob ich aber nicht immer lieber freundlichen Ernst der etwa nothwendig gewordenen Strenge vorzog, diese in allen Fällen nicht mit der tadelfreyesten Unpartheilichkeit angewendet habe, weil im Großen wie im Kleinen, am Unbedeutenden wie am Bedeutenden, activ wie passiv, jede Ungerechtigkeit mich empört, darüber mag ich jetzt noch so Lehrer als Schüler zum Zeugniß aufrufen.

Was zur Vervollkommnung des innern Organismus der Lehranstalten dienen konnte, hat immer einen willfährigen Vertreter an mir gefunden; indem ich der Stimme der täglichen Beobachtung, der Erfahrung und des ausschließlichen Lebensberufes gerne die verdiente Anerkennung zollte, auch jene Engherzigkeit, für welche ein kleines Mehr des Aufwandes oft das überwiegende Gegengewicht ist, niemals mich beschleichen konnte. Unter den Lehrern selbst bemühte ich mich, jede, aus Irrung oder Mißverständniß etwa hervorgehende, Spannung zu beseitigen, und jenes, auf gegenseitige Anerkennung beruhende, freundliche Verhältniß, in welcher ich gegen sie selbst zu treten von Anfang her mich befliß, auch unter ihnen zu erhalten. Da ich für alle ihre Wünsche und Anträge in der Behörde stets den Anwalt machte, zog ich mir von anderer Seite bisweilen den Vorwurf zu, ich räumte ihnen zu viel Einfluß auf mich ein, suchte nicht eine gehörige Unabhängigkeit von ihnen zu behaupten. Auch allfällige pecuniäre Begehren und materielle Wünsche der Einzelnen fan-

den in mir ihren beharrlichen Fürsprech, so daß unter den frühern Angestellten kaum Einer sich finden mag, dem nicht vorzüglich durch meine Verwendung, oder durch das Benützen der Umstände, auf irgend eine Weise wäre entsprochen worden. Bemerkenswerth ist es, daß später der Einzige, welchem ich keinen derartigen Dienst je erweisen zu können im Fall war, auch der Einzige gewesen ist, in dessen Benehmen gegen mich bei den Ereignissen des Jahres 1840 keine Veränderung wahrgenommen werden konnte.

An meiner Stellung zu den höhern Lehranstalten von Schaffhausen und dem Lehrerpersonale, konnte sich abermals erweisen, daß Willfährigkeit zu Veränderungen und Verbesserungen mit eisernem Festhalten an dem, was mehr das Gebiet der obersten-Principien berührt, gar wohl verträgsam und jeder hieraus abgeleitete Vorwurf starrer und unfruchtbarer Stabilität gewöhnlich nichts anderes seye, als eine jener Verdrehungen und Lügen, woran unsere Zeit so reich ist.

Die Organisation des Gymnasiums war nicht durch Fachmänner entworfen und festgesetzt worden. Daher mußte wohl Verschiedenes daran mangelhaft seyn. Wie ich aber immer der Praxis vor der Theorie das Uebergewicht einräumte, so war ich überzeugt, daß jene das Mangelhafte von dieser bald ausscheiden werde. Deßwegen erwies ich mich stets geneigt, ihren einleuchtenden Ergebnissen zu huldigen, darum weder der Beschränkung oder der Anfügung von Lehrfächern, noch der Einführung oder Vertauschung von Lehrmitteln mich zu widersetzen. Als aber Letzteres auch das Religionsbuch treffen sollte, da trat das entschiedenste Entgegenstreben ein.

Für das Gymnasium ist, wie für alle Schulen des Cantons, der heidelbergische Katechismus das Lehrbuch in dem Christenthum. Hierauf wurden bald, aus welchem Grunde ist gleichgültig, Versuche gemacht, dasselbe zu entfernen, womit entweder das wichtigste Unterrichtsfach (hie-

für habe ich die Religion stets gehalten) jederartiger Subjectivität des Lehrers preisgegeben, oder irgend ein Leitfaden eingeführt worden wäre, wie sie der norddeutsche Nationalismus auf jeder Messe haufenweise zu Tage fördert. Ich hatte bei zwanzig Jahren nach diesem Katechismus den Religions-Unterricht ertheilt, darüber katechisirt, er war mir von Jahr zu Jahr lieber geworden, ich fand in demselben die Grundlehren des Christenthums klar, bündig, folgerichtig dargelegt; die Polemik hatte ich von Anbeginn meines amtlichen Wirkens ganz bei Seite gelassen, oder ihr dahin die Richtung gegeben, wo eine Polemik stets wird statt finden müssen. Schon vor längerer Zeit, noch bevor an einen solchen Versuch konnte gedacht werden, hatte ich in einer kleinen Schrift: „Ueber Schuleinrichtungen in einem Freistaat", Folgendermaaßen darüber mich geäussert: „Wo etwa noch reformirte Freistaaten das Glück geniessen, den heidelbergischen Katechismus als Lehrbuch der Religion zu besitzen, da können die Vorsteher der Kirche keine dringendere Fürsorge tragen, als die, zu wachen, daß derselbe ja nicht als veraltertes, unpassendes, abgegriffenes Geräthe bei Seite gelegt werde. Nur der Mangel an rechtem Verständniß, der eitelste Aufklärungsdünkel und das undankbare Bemühen, hinwezuräumen aus dem Christenthum alles Unterscheidende, Eigenthümliche, Wesentliche, haben denselben zum Gegenstand leerer Declamationen gemacht. Dieser tüchtige, feste, gewaltige Wehrstein an der Kirche ist Jenen ein Gräuel, und zierlicher stünde ihnen freilich ein gedrechseltes, geschnitzeltes Hölzlein, das nöthigenfalls auch beugbar wäre."

Zwischen dieser öffentlichen Erklärung und dem Versuch der Beseitigung des Katechismus aus dem Gymnasium, womit er in der Folge nothwendig auch aus den übrigen Schulen hätte weichen müssen, waren gegen zehen Jahre verflossen. Aber meine Gesinnungen waren noch die gleichen,

und ich fand mich im Innersten verpflichtet, jenem Versuch entgegenzutreten; nicht zum Schein, nicht schwach, nicht lau, sondern, wie ich es gewohnt war, sobald es die Vertheidigung einer mir liebgewordenen Sache galt, mit aller Entschiedenheit, warm, kräftig, mit Beharrlichkeit. Ich schrieb für den Fall, daß der Kampf ernster werden sollte, unter dem Titel: „Für den heidelbergischen Katechismus. Ein öffentliches Votum*)" eine Apologie des Lehrbuches. Da ich zwar den Kampf nicht scheue, jedoch niemals denselben suche, und zu keiner Zeit meines Lebens geneigt war, so lange Etwas durch die Behörden entschieden werden konnte, die unberufenen Stimmen des Publikums hineinlärmen zu lassen, verwahrte ich die ganze Auflage aufs sorgfältigste, um nur im letzten Nothfalle die Schrift, gleichsam als Mittel der Appellation an die christliche Gesinnung, zu veröffentlichen. Da es sich dann bei dieser Frage um etwas ganz Anderes, als um eine Stunde mehr oder weniger für dieses oder jenes Fach, als um eine Grammatik oder um einen Leitfaden für mathematischen Unterricht handelte, so erklärte ich alsogleich, daß durch eine Entscheidung gegen das eingeführte Religionslehrbuch die Sache noch lange nicht beendigt seyn, sondern ich sie dann in andern Behörden und selbst auf der Kanzel zur Sprache bringen, ja, nichts unversucht lassen würde, um dasselbe zu retten.

Bei dem Allem würde aber derjenige, welcher den Werth des Buches in dem Negativen gesucht, das eminent Positive desselben bloß als Beigabe zu jenem angesehen hätte, in Zweifeln über einen derartigen Protestantismus Recht gehabt haben. Ich habe auch dessen kein Hehl gemacht, z. B.

---

*) Abgedruckt, sammt einer andern hierauf bezüglichen Schrift, in der Sammlung meiner kleinern Schriften, Bd. I, S. 1 ff.

bei der berüchtigten 80. Frage geradezu bemerkt: „Wenn es fernerhin solcher Worte bedürfte, so müßten sie nicht gegen diejenigen gerichtet seyn „„welche die Gottheit Christi in Gestalt Brods und Weins anbeten““, sondern vielmehr gegen diejenigen, welche dieselbe ganz und gar abläugnen, oder den Glauben daran durch ihre Lichtlerei verbannen möchten.“ Nicht minder habe ich bei Frage 30 der Wahrheit Zeugniß gegeben: „daß die katholische Kirche nie und nirgends gelehrt habe, daß bei Heiligen „„Heil zu suchen seye.““

Bei solchem ernstem Bemühen — und es sind noch Zeugen jener Verhandlungen genug vorhanden, die Auskunft ertheilen könnten — hege ich wohl schwerlich eine irrige Meinung, wenn ich vermuthe, daß ohne mein festes Auftreten dieses Lehrbuch jetzt wenigstens aus den Schulen verschwunden wäre. Schon bei bloßem Schweigen von meiner Seite hätte die Sache wahrscheinlich eine andere Wendung genommen; wie aber erst, wenn ich zu Beseitigung des Buches ebensoviel hätte thun wollen (eigentlich können — da ich ja damit erst mich selbst hätte aufgeben müssen), als ich zu dessen Erhaltung aus dem innersten Antrieb meines geistigen Wesens gethan habe? — Diese und andere ähnliche Bemühungen, vor welchen Lieblingsansichten ebensogut als Rücksichten persönlicher Freundschaft in den Hintergrund treten mußten, hätten wohl als Belege dienen mögen, daß es einen Protestantismus gebe, welcher ebensoweit von dem Versuch entfernt seye, das Christenthum in das Heidenthum zurückzuprotestantisiren, als von der Meinung, den Werth desselben bloß nach dem Umfang der Negation bemessen zu sollen. Gottlob, daß die Folgezeit mich dem Irrwahn entrissen hat!

Von diesem Allem, was ich als zweiter Vorsteher der Geistlichkeit zu wirken mir angelegen seyn ließ, muß ich zu-

rückkehren in die Zeit, da ich zu dieser Stelle gelangte. Auch dieß wieder hieng augenfällig von dem ab, was die Menschen so gerne Zufall nennen. Die Herausgabe des schweizerischen Correspondenten rief mich jeden Donnerstag nach der Stadt. In einer müssigen Viertelstunde machte ich bei meinem Vetter und vertrautesten Freund, dem Polizey-Präsidenten Hurter, einen Besuch. Das Gespräch führte uns auf den Antistes. „Ja dieser, entgegnete mein Vetter, wird den morgigen Tag schwerlich überleben." Ich war über solcher unerwarteten Nachricht betroffen, denn ich hatte bisdahin nicht einmal von seiner Erkrankung Etwas gehört.

Mein Augenmerk war längst schon nach dieser Stelle, d. h. nach der nächsten an derselben, welche gewissermaßen ihre Coadjutorie cum jure succedendi genannt werden konnte, gerichtet. Ich hörte es Jederzeit mit Vergnügen, wenn andere Geistliche die Frage aufwarfen: wer wohl diese Stelle einst erhalten, wer für dieselbe sich eignen würde, und sie dabei die Personalitäten musterten, das Für und Wider in Beziehung derselben erörterten. Dieß war einer der wenigen Gegenstände, bei denen ich gewöhnlich stummer Zuhörer blieb. Es darf nun wohl gestanden werden, daß ich unter solchen Erörterungen immer bloß an mich selbst dachte; nicht weil ich glaubte, ich wäre gelehrter, würdiger, tüchtiger als Andere, sondern bloß weil ich ahnete, es würde kein Anderer so wie ich den Willen zu einem Versuch in sich tragen: ob der Geistlichkeit ein Bewußtseyn ihres Standes eingeflößt, ob sie in demselben zu einem Ganzen vereinigt und ihr hiedurch eine würdigere Haltung und eine einflußreichere Stellung verschafft werden könnte. Daß dieses geschehen möchte, war längst schon im Stillen mein Wunsch; daß es geschehen könnte, war ein Lieblingsspiel meiner Phantasie. Wie gerne hätte ich nicht demjenigen mich angeschlossen, untergeordnet, dessen Persönlichkeit mir einige Bürgschaft dafür dargeboten

hätte, daß er hiezu beitragen könnte und wollte! So wie dann über meine Ideen in dieser Beziehung von dem ersten dunkeln Anfang an etwelches Licht sich verbreitete, und von nirgends her eine solche Zuversicht mir entgegenleuchtete, erschien ich mir als eine Nothwendigkeit für die Geistlichkeit. Auch ich musterte im Stillen oftmals die Individualitäten; bei welcher derselben aber ich mochte stehen bleiben, nirgends bot eine solche mir sich dar, an welche ich auch nur eine Vermuthung hätte knüpfen können, daß dieser Gedanke in ihren Ideenkreis eingegangen seye. Ueberhaupt konnte ich unter solcher Würdigung sämmtlicher Geistlicher unter allen nur zwei finden, neben welchen ich als Bewerber um jene Stelle niemals würde aufgetreten seyn; doch blos deßwegen, weil ich zu keiner Zeit Etwas beginnen mochte, dessen Mißlingen ich von vorne herein mit der größten Zuverlässigkeit mir hätte klar machen können. Neben dem Einem hätte ich mich bloß vor dem Alter, neben dem Andern vor dem wohlverdienten Zutrauen, neben Keinem aber aus innerer Ueberzeugung zurückgezogen.

Es gehört zu meinen Gewohnheiten, alle denkbaren Verumständungen zu erwartender oder auch bloß möglicher Eventualitäten bisweilen mir zu vergegenwärtigen und mich zu fragen: wie dann wohl, wenn die eine oder die andere, in dieser oder in jener Weise, eintreten würde, ich mich benehmen, welche Maßregeln ich treffen wolle? Hieraus ist mir schon mehrmals der Vortheil erwachsen, da, wo Handeln noth thut, nicht erst überlegen zu müssen, sondern gewissermaßen nur dasjenige Schiebfach meiner Erinnerung zu ziehen, in welchem die Weisungen für den eintretenden Fall, so zu sagen, schon gehörig entworfen sich finden. So war es jetzt. Die Mittheilung meines Vetters überraschte mich zwar im ersten Augenblick, fand mich aber gerüstet. Das Erste war, über den Zustand des Kranken sichere Erkundigung einzuzie-

hen, denn Voreiligkeit wäre nicht allein unzart — was mich nie anwandeln konnte — sondern zugleich nachtheilig gewesen. Die Berichte lauteten so bedenklich als möglich. Das Nächste sodann war, mir über die Gesinnung jener Beiden Gewißheit zu verschaffen. Gegen den Einen von ihnen erklärte ich mich mit aller Offenheit und mit jener aufrichtigen Achtung, die ich ihm zeitlebens zollte; die Gesinnung des Andern erforschte ich durch Mittelspersonen. Beide waren nicht im mindesten geneigt, die fragliche Stelle anzunehmen. Am folgenden Morgen um fünf Uhr starb der Antistes; ich erfuhr seinen Hinscheid alsbald, setzte unverzüglich diejenigen Personen, welche von der Sache unterrichtet seyn mußten, in Bewegung, und um neun Uhr waren die Vorbereitungen, um mir die erledigte Stelle zu verschaffen, nach allen Seiten mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit des Erfolges vollzogen.

In der Vermuthung, daß die Mehrzahl der Geistlichen meine Beförderung an dieselbe nicht ungerne sehen würden, täuschte ich mich nicht. Die bisherigen Uebelstände in dem Verhältniß des Antistes und seines einstigen Nachfolgers hatten Alle unangenehm berührt; sie durften der festen Zuversicht sich hingeben, daß der so nothwendige Einklang, sofern die ledig gewordene Stelle mir zufiele, würde hergestellt und gefestigt werden. Neben diesem hatten sie auf die bisherige Erfahrung von bereitwilligem und nachhaltigem Verfechten ihrer Interessen die sichere Erwartung nun um so mehr bauen können, in dieser Beziehung zu jeder Zeit ihren Mann an mir zu finden.

Von anderer Seite jedoch fand meine Bewerbung Widerstreben. Was für die Einen Beweggrund der Zuneigung war, war für Andere Beweggrund der Abneigung. Man fürchtete das Bemühen, die Geistlichkeit aus dem durch lange Uebung eingewöhnten Normalzustand der Nullität herausgerissen zu sehen; obgleich man mich wieder falsch beurtheilte

durch die Voraussetzung, ich möchte selbst über die Gränzen des Zulässigen hinausgehen; indeß ich stets darauf Bedacht nahm, den sichern Boden des durch die Verhältnisse und Zustände Gestatteten und diesen gemäß Erreichbaren niemals zu verlassen. Es wurden daher allerlei Versuche gemacht, meine Erwählung zu vereiteln. Das Ansehen kam denselben zu Hülfe; daneben wurde das Mitwirken schiefer Beurtheilung und dessen Allen, was hieran so leicht sich knüpfen läßt, nicht verschmäht. Ein Glück war es, daß die Wahlen nicht nach Belieben durften hinausgeschoben werden, die Zeit zu Gegenbemühungen auf drei Tage beschränkt blieb. Am 5. Sept. 1824 erfolgte meine Erwählung.

Bei vielen schätzenswerthen Eigenschaften, worunter eine stets hervortretende Zuwendung zu den geoffenbarten Grundlehren eine der vornehmsten, fehlte es dem neuen Antistes durchaus an Geschäftsgewandtheit, an einem hellen Blick in die vorkommenden Fragen, an dem richtigen Tact, deren Hauptmomente zu erfassen. Mir dagegen hatte ich als Hauptaufgabe gesetzt, daß er geehrt, als Oberer anerkannt werde, jetzt ebenso sichtbar eine Uebereinstimmung zwischen ihm und mir hervortrete, als zuvor die Mißstimmung hervorgetreten war. Daher habe ich mich immer beflissen, jenen Mängeln zu Hülfe zu kommen, was etwa durch dieselben ausser das Geleise gerathen wollte, in dasselbe zurückzulenken, in den Behörden den Meinungen meines Obern und Collegen alsolange mich anzuschließen, als es nicht auf Kosten besserer Ueberzeugung hätte geschehen müssen. Mehr jedoch als Einmal habe ich bitter gelitten, wenn bei Solemnitäten, an denen er zu sprechen hatte, entweder allzugroßer Eifer ihn über die Schranken ruhiger Besonnenheit hinausriß, oder, wenn in andern Fällen die Unfähigkeit, eine Berathung zu leiten, allzugrell ans Licht trat; und ich bedaure jetzt noch manchen Zwiespalt, der hiedurch zwischen meinem officiellen

Benehmen und meinen Privatäusserungen veranlaßt und nicht immer gehörig abgelehnt worden ist. Er seiner Seits hat es an Beweisen des Vertrauens und der Zuneigung gegen mich nie ermangeln lassen, wodurch es mir leicht ward, bei allen wichtigern Vorkommenheiten meine Ansichten zu entwickeln und in den meisten Fällen ein gemeinsames Handeln vorzubereiten. Dagegen fehlte es auch nicht an Veranlassungen, wo ich es für Pflicht hielt, meine Meinung der seinigen unterzuordnen.

Meine kirchliche Stellung hatte mir ein gewisses Ansehen, meine unverdrossene Theilnahme an Allem, was das öffentliche Wohl fördern konnte, etwelches Zutrauen, und Beides meinem Wort auch in Bezug auf die bürgerlichen Verhältnisse einiges Gewicht erworben. — Ich habe früher berührt, wie im Jahr 1814 hinsichtlich der Constituirung des Cantons zwei Meinungen sich gegenüberstunden, wovon diejenige, welche das geschichtlich und rechtlich Bestandene wieder zu Grund legen wollte, den Sieg davon trug. Die andere, für welche das theoretisch Beifallswürdige größern Werth hatte, war damals zwar unterlegen, deßwegen aber nicht verschwunden. Sie setzte ihre Hoffnung auf das Jahr 1825, in welchem eine Revision der Verfassung sollte vorgenommen, und im folgenden Jahr darüber abgestimmt werden. Zu dieser Reformpartei — wenn ich sie so nennen soll — gehörten fast alle meine Bekannten, die meisten meiner Altersgenossen, Manche von ihnen durch Lage und Stellung im Fall, ihren Bestrebungen Gewicht und hiedurch Zuneigung zu verschaffen. Sie hofften um so eher mit denselben durchdringen zu können, weil manche Gebrechen, nicht sowohl der öffentlichen Einrichtungen, als ihrer Anwendung gefühlt

wurden; weil sie auf das Mitwirken des unbesiegbaren Irrthums zählen durften, der alles Ersprießliche von diesen erwartet, und dabei die Menschen und deren Mängel unberücksichtigt läßt; endlich, weil es offen am Tage lag, daß während eines Jahrzehends derjenigen, welche principiell oder blos aus Empyrie dem Ehemaligen das Wort geredet hatten, Viele in das Grab gesunken, Viele dagegen nachgewachsen waren, die den neuen Doctrinen huldigten. Es sollte eine Revolution auf friedlichem und legalem Wege bewerkstelligt, Alles, was von ehevorigen Einrichtungen und Gewohnheiten aus dem Sturm der Zeiten sich gerettet hatte, gemächlich und geräuschlos in das Meer der Vergessenheit versenkt werden.

Die Gelegenheit, öffentlich und in Privatunterredungen meine conservativen Grundsätze geltend zu machen, war hiemit gegeben. Ich habe den Gang der sich entgegenstrebenden Bemühungen, bei welchen es an Ereiferung auf beiden Seiten nicht fehlte, damals, in frischer Erinnerung der Gespräche, Verhandlungen und Wendungen, in einer Handschrift von dritthalbhundert Seiten niedergeschrieben unter dem Titel: „Die Verfassungs-Revision im Canton Schaffhausen in den Jahren 1825 und 1826;" in welchem Sinne, mag man aus dem Motto schließen, welches ich aus Horaz wählte:

O navis, referent in mare te novi
Fluctus! O quid agis! Fortiter occupa
Portum!

Die ursprünglichen Vorschläge wollten an die Stelle der seit Jahrhunderten bestandenen, vor zehn Jahren wieder eingeführten, Wahlform eine ganz neue setzen, den innern Organismus des Ländchens durchaus umändern und mittelst eines hingeworfenen schnöden Köders die Zustimmung der Mitglieder des Kleinen Rathes erkaufen. Der größere Theil der Bürgerschaft erblickte in diesen Vorschlägen den Verlust des letzten Restes ihrer Rechte und ihrer Freiheiten, und die

Geistlichen standen in ihrer Eigenschaft als Bürger zu jener Zeit ungetheilt, einen Einzigen ausgenommen, auf dieser Seite. Ich erstaune, indem ich nach einer so langen Reihe von Jahren wieder in die angeführte und unter den damaligen Beobachtungen geschriebene Schrift blicke, dieselben Grundzüge der Handelnsweise beider Parteien, der Verfechter des Alten und der Lobpreiser des Neuen, zu finden, die noch jetzt überall vorkommen, blos mit dem Unterschied, daß die Letztern in Frechheit, Lüge und Zügellosigkeit seitdem unendlich vorangeschritten sind. Ich finde, daß Jene sich ruhig hielten, keine geheimen Zusammenkünfte, keine Meinungswerbung veranstalteten, keine ungebürlichen Reden gegen die Andern sich erlaubten. Diese dagegen übergoßen die bisherigen Einrichtungen mit Spott, dichteten ihnen Manches an, was keineswegs durch dieselben bedingt war, zogen entweder die Redlichkeit oder den Verstand der Verfechter des Alten in Zweifel, nannten ihre Genossen schlechtweg das „gebildete Publikum" und ihre Projecte „die gute Sache", bemühten sich, unter die Bürger einen Zankapfel zu werfen und Einzelne durch Vorspiegelungen zu gewinnen, oder durch Drohungen zurückzuschrecken, und sogar in Aussicht zu stellen, daß, sofern die Projecte nicht durchgiengen, alle bessern Köpfe abtreten würden. Wie man dann Bildung und Annahme des Projectes für identisch hielt, so nannte einer seiner Hauptbeförderer die bedeutendern Gegner desselben „vornehmen Pöbel". Zugleich wurden einige Schweizerblätter, z. B. der Schweizerbote und die Züricher-Zeitung, von dieser Partei zu Organen gemacht, um Alles recht ins Zwielicht zu setzen und über die Gegner so hämisch als gehässig zu urtheilen.

Ich finde über die Verfechter jenes Projectes Folgendes bemerkt: „Zu ihnen gehörten diejenigen, welche in den bisherigen Wahlen eine zu große Beschränkung ihrer Gewalt erblickten, und lieber des Volkes Herren als dessen Häupter

und Väter gewesen wären; diejenigen, welche in dieser Wahlart einen, wenn nicht unsichern, doch allzulangsamen Weg ihrer Beförderung wahrnahmen; sodann eine Anzahl Männer, welche, in der Volubilität des Zeitalters befangen, alles Heil immer von dem Neuen erwarten, und immer wieder von dem Neuen zum Neuern sich wenden, ohne etwas Bleibendes weder anzuerkennen, noch zu wollen; Einige, welche sich für so vornehmer hielten, in je minderer, auch bürgerlicher, Berührung mit ihren Mitbürgern sie stünden, und die sich gerne auf eine Höhe erhoben hätten, bei welcher es einige Befehlende und einen Rest Dienstthuender gäbe. — Verfassungen müssen aber alt geworden seyn, wenn sie Werth haben, wenn sie von den Bürgern Anhänglichkeit und Hingebung sollen fordern können. Man wird einer Verfassung von gestern gehorsam seyn, weil man muß; lieben aber kann man nur eine solche, mit der und durch die man gelebt hat. Es geht hier wie mit den Regentenhäusern: — ein neues kann sich durch Branntwein und Stockschläge täglich ein Lebehoch ertreiben, aber des Volkes Herz schlägt warm nur für den Regenten, mit dessen Anherren die Vorfahren gekämpft und gesiegt haben, dessen Haus mit dem Volke groß und glücklich geworden ist. Auch war Sparta durch nichts Anderes mächtig und stark, als weil es eine und dieselbe Verfassung am längsten bewahrt hat, indeß Athens Fall von der Zeit her sich datirt, da die Staatseinrichtungen allen Umtrieben der Ehrsüchtigen, der Sykophanten preis gegeben waren. Es zeugt daher von keiner großen Weisheit, wenn man meint, ein öfterer Wechsel der Staatseinrichtungen könne Heil bringen. Der Mensch verlangt etwas Festes, etwas Bestehendes, sonst wird er selbst das Spiel der Laune und und des Zufalles;" u. s. w.

Jenes Project fand den ersten Widerspruch bei vielen Mitgliedern des kleinen Raths, und es mußte an diejenigen,

von denen es ausgegangen war, wieder zurückgewiesen werden. Am 13. Jenner 1826 gelangte es abermals an den kleinen Rath, aber mit blos geringen Veränderungen; das neu aufgestellte Grundprincip der Wahlen war beibehalten, daher das leicht veränderte Project nicht bessern Eingang fand, als das erste, und eine neue Zurückweisung sich mußte gefallen lassen. Obwohl deßwegen am 5. Hornung in den Zunftversammlungen kein Bericht darüber konnte erstattet werden, erklärten sich doch vorläufig schon viele Stimmen dagegen, mit andern redlichen Männer vorzüglich die Geistlichen, deren Manche seit vielen Jahren jetzt zum Erstenmal bei solchen Versammlungen sich einfanden. Der damalige Antistes, durch Unpäßlichkeit gehindert, auf seiner Zunft persönlich zu erscheinen, theilte ihr seine Gesinnungen schriftlich mit: „Daß er dafür halte, die Bürgerschaft solle den Rest ihrer, aus der Revolution geretteten Rechte nicht so leichtlich an Theorien, die noch so gleissend wären, vertauschen; und ermahnte dabei zu fortdauernder Eintracht und fortgesetzter Ruhe, welche die Bürgerschaft bisanhin so lobenswerth bewiesen habe."

Mein Vortrag auf der Zunft der Schmiede bewirkte eine Eingabe ihrer Wünsche an den kleinen Rath in Verbindung mit einer Widerlegung aller, den bisherigen Einrichtungen gemachten, Vorwürfe. Auf Verlangen meines Vaters, als Zunftvorstehers, mußte ich die Schrift verfassen. — In Folge dieser laut gewordenen Stimmung der Zünfte gieng an die Commission vom grossen Rath die Weisung, bei ihren Berathungen auf dieselben Rücksicht zu nehmen. Sie mußte nun die bisherigen Wahlart unangefochten lassen, und beschränkte sich einzig darauf, die Ernennung von neun sogenannten Unabhängigen durch den grossen Rath selbst in Antrag zu bringen. Es war dieß dem Wesen nach ein Erschleichen in Theilen, was im Ganzen noch unerreichbar war; die Gründe

aber, durch die man diese Neuerung unterstützen wollte, waren eitel Spielfechterei; so wie in dem Mittel, um sie durchzusetzen: — Verheimlichung des Projects bis zum Augenblick, da über dasselbe sollte abgestimmt werden, und Verschiebung dieser Abstimmung bis auf die alleräusserste Frist, um jeden fernern Aufschub unmöglich zu machen — eben auch keine besondere Empfehlung lag. Dennoch wurden jetzt auf den meisten Zünften gegen das Vorgelegte abermals verschiedene Ausstellungen gemacht, welche den Mitgliedern des grossen Raths zur Berücksichtigung bei der Endentscheidung dringend empfohlen, zum Theil dann berücksichtigt wurden.

Ich hatte an dieser, alle Köpfe beschäftigenden Bewegung öffentlich, inwieweit es mir rechtlich zukam, und im Privatverkehr mit Andern den lebhaftesten Theil genommen, von Anbeginn an entschieden für die „gerechte Sache," die ich der sogenannten „guten Sache" entgegenstellte, auftretend. Unter dem lebendigen Eindruck der Gegenwart schrieb ich den ganzen Verlauf bis zur Zeit der Wahlen und der nachher erfolgten Eidesleistung mit Skizzirung der Parteyen und Individualitäten nieder und habe mit den Worten geschlossen: „Die öffentlichen Blätter schwiegen; einzig die Züricher-Zeitung (der Revolutions-Patriarch Paul Usteri) konnte ihren beißenden Tadel nicht zurückhalten, daß die von ihr so eifrig gepredigten Doctrinen so wenig Früchte getragen hätten."

Bis zu dieser Zeit hatte ich eigentlich noch gar keine Bekanntschaften in katholischen Ländern und mit katholischen Personen geistlichen oder weltlichen Standes; selbst mit Hrn. von Haller befand ich mich seit dem Jahr 1810 ausser aller Verbindung, nur durch gelegentlich herausgegebene Schriften war er mir in Erinnerung geblieben. Eine blos litera-

rische Berührung mit dem Benedictiner P. Gregorius zu Rheinau hatte nicht über das Jahr 1808 hinaus gedauert. Wie nahe auch diese Abtey unserer Stadt liegt, ich war in vielen Jahren kaum ein Paarmal dahin gekommen; gerade so, wie viele Hunderte aus näherer oder fernerer Umgebung etwa Einmal dort einsprechen. Ebenso hatte ich Einsiedeln und Muri nur im Jahr 1811 besucht, wie man merkwürdige Oerter zu besuchen pflegt. Dennoch stand die katholische Kirche in ihrem äussern Erscheinen und in dem Organismus ihrer Verwaltung als ein hoher, wunderherrlicher, das Gepräge der Zweckmäßigkeit und des schönsten Ebenmaaßes an sich tragender Bau, vor meinen Augen.

Das hatten meine Forschungen für die Geschichte Innocenzens des Dritten bewirkt. Wie ich in denselben voranschritt, sah ich immer klarer, mit welcher Würde, mit welcher Kraft, mit welchem Alles bewältigenden Willen, um dem geoffenbarten Christenthum und der Kirche, dessen Träger und Hort, die umfassendste Einwirkung zu sichern, dieser hohe Geist als Wächter, Lenker und Ordner, gleichsam als bewegende Kraft, in der Mitte der Kirche thronte. Die bloße Vernunft lehrte mich, und die Geschichte gab dessen bestätigendes Zeugniß, daß die Erhaltung des Christenthums ohne eine über demselben wachende Institution, kaum denkbar gewesen wäre, dasselbe dem Loos blos philosophischer Schulen schwerlich hätte entgehen mögen. Die göttliche Einsetzung des Christenthums schien mir von göttlicher Einsetzung einer selbstständigen Kirche, wenigstens bis zu vollem Erstarken desselben, unzertrennlich. Die Geschichte zeigte mir, daß ein Papst wie Innocenz nicht blos ein glücklicher Zufall, eine seltene Ausnahme, sondern in der Kette ähnlicher Vorgänger und Nachfolger ein gleichartiges Glied gewesen seye. Ich ward immer mehr von Bewunderung erfüllt vor der, durch eine so reiche Zahl von Briefen beurkundeten Thatsache, daß

er alle die Hoheit, alles Ansehen, alle Macht, mit denen er umgeben gewesen, niemals auf seine eigene Person, sondern immer auf das Amt bezogen, für dessen Verwalter und Träger allein er sich bekannte. Ich erstaunte über eine Demuth, die selbst in den Momenten, in denen die Macht auf ihrem Gipfel sich zeigte, in denen das Entscheidendste durchgeführt ward, über der gänzlichen Hingebung an die Sache der Kirche niemals den Gedanken an sich selbst aufkommen ließ. Ich sah ferner die Kirche ebensowohl in vollem Bewußtseyn, als in ungehindertem Besitz der Autonomie, sich bewegend. Ich ahnete dabei, daß in dem Bekenntniß einer durch den menschgewordenen Gottessohn verkündeten Lehre, dann in der Verknechtung derjenigen, welche dieser Lehre Wächter, Wahrer und fortwährende Vermittler seyn sollten, durch die Staatsgewalt, ein nie auszugleichender Widerspruch liege. Ich verglich diese, zunächst in nie schlummernder Wachsamkeit über die Lehre, sodann in Anordnung über alle wahrnehmbaren Mittel zu deren Einwirkung, endlich in unabhängiger zeitlicher Ausstattung durch die Geneigtheit ihrer Bekenner sich offenbarende Autonomie mit den, in dem weitern Kreise um mich hervortretenden, Thatsachen, daß an die Stelle einer Aufsicht auf Uebereinstimmung der Lehre mit den geoffenbarten Grundwahrheiten subjective Willkür getreten, daß der Begriff eines selbstständigen Bestehens der Kirche auch unter uns dermaßen vernichtet worden seye, daß z. B. der vorige Antistes sich nicht getraute, eine ganz unbedeutende und zugleich zweckmäßige Veränderung in dem Läuten von sich aus anzuordnen, sondern mit der Anfrage um Erlaubniß erst zu dem Bürgermeister hinaufstieg und geschmeidig hinabkehrte, als dieser den hohen Consens verweigerte; daß endlich die Diener der Kirche hinsichtlich ihrer äussern Bedürfnisse nicht bloß von der Gnade weltlicher Oberer, sondern ebenso sehr von der Willkür unterer Beamteter abhiengen, was ursprünglich nicht so gewesen seye.

Diese Vergleichungen konnten allerdings nicht zum Vortheil von Ereignissen ausfallen, durch welche die letzterwähnten Zustände waren herbeigeführt worden. Mit ungleich größerem Wohlgefallen weilte daher das Auge auf jenen, in welchen das Urtheilsvermögen den naturgemäßen Normalzustand anerkennen mußte. Allein so von Gott verlassen und aller natürlichen Klugheit baar war ich nie, daß ich Idealen nachgejagt hätte, da, wo der flüchtigste Ueberblick mich lehren mußte, daß zwischen diesen und dem realen Standpunkt Gebirge sich thürmten, Abgründe gähnten; so beschränkt war ich nie, um gegen das, was durch immer weiter schreitende Uebung dreyer Jahrhunderte Geltung gewonnen, ankämpfen zu wollen. Ich räumte diesem das volle Anrecht auf unwidersprochenes Bestehen als einer hiezu sich hindurchgerungenen Thatsache ein. Verargt man es aber dem Dichter, der unter den Nebeln des Nordlandes Neapels azurnen Sternenhimmel preist und hinter dem Fuselglas von des Vesuvs Flammennectar träumt? Dann erst, wenn er auf der Hasenheide einen Weinberg anlegen wollte, um Lacrimæ Christi zu pflanzen, dann erst könnte man Raths pflegen, wie bald er im Narrenhaus unterzubringen wäre.

Meine Rückblicke in jene Vergangenheit hatten daher keine andere Bedeutung, als jene Sehnsucht nach ehemaligen, für zusagender gehaltenen, nun aber unwiederbringlich verschwundenen Verhältnissen. Ein Anderes wäre es, auf Zurückführen von diesen hinarbeiten zu wollen; ein Anderes dagegen ist, auf die wirklich vorhandenen so einzuwirken, daß sie nicht fortan schlechter werden, hiegegen innerhalb der Gränzen des Zulässigen und rechtlich Erreichbaren sich anzustemmen. Inwiefern jene Anschauung und Werthschätzung des Vergangenen auf dieses Bestreben Einfluß geübt, Lust und Tüchtigkeit hiezu erhöht habe, das muß zu den geheimen Processen in der verborgenen Werkstätte der Geisterwelt ge-

zählt werden. Indeß, wo einmal, auf unwiderlegbare Prämissen gestützt, die Ueberzeugung eintritt, daß dem unaufhaltsamen Herabrollen müsse Halt geboten werden; sodann, wo dieses unter eigenem Darangeben, dabei von selbsteigenen Zwecken unberührt und für die wohlaufgefaßten Befugnisse Dritter unnachtheilig und einzig zum Besten des innern und äussern Bestehens Anderer versucht wird, da läßt sich jederzeit mit der heitersten Ruhe in dergleichen Bestrebungen schauen, ob sie nun mögen erreicht oder vereitelt, gewürdigt oder mißkannt, gefördert oder gehindert worden seyn.

In der handschriftlich vorhandenen Darlegung einer mich persönlich berührenden Begebenheit, verfaßt zu Anfang des Jahres 1833, kommt folgende Stelle vor, die, aus den damaligen Anschauungen hervorgegangen und geschrieben zu einer Zeit, in welcher ich meiner Aufgabe am vollkommensten bewußt und zu deren Lösung am rüstigsten war, ein gültigeres Zeugniß zu geben vermag und die Glaubwürdigkeit ungleich mehr in Anspruch zu nehmen befugt ist, als wenn Solches erst nach einem Jahrzehend aus der Erinnerung wäre geschrieben worden.

„In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, heißt es dort, hatte die Geistlichkeit größtentheils aus unfähigen, indolenten Menschen bestanden, welche nie zur Ahnung einer Standes-Würde und Ehre sich hatten aufschwingen können. Aber wie damals die Sachen sich verhielten: sie hieng gewissermaßen von dem Antistes ab; und da dieser gemeiniglich von den Häuptern des Staats geehrt wurde und mit ihnen in gutem Vernehmen lebte, so konnten beide Stände, ohne aneinander zu stossen, ihren gewohnten Gang ungestört fortsetzen. Die Zeiten waren ruhig, das Geleise seit langem eingefahren. Mit der Revolution ward es anders. Der öftere Wechsel von Grundsätzen und Verfassungen wirkte auch auf das Verhältniß von Geistlichkeit und Staat zurück; die revolutionären

Lehren stellten andere Begriffe von diesem auf; es kamen mancherlei Anforderungen, sogar Reibungen, zum Vorschein, von denen die ältere Zeit nichts wußte.

„Indeß war auch mit der Geistlichkeit eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Sie war geistiger, individuell kräftiger, intelligenter, ausgebildeter geworden; als Gesammtheit jedoch hatte sie die vorige Art noch nicht ganz vergessen. Das Bestreben des Triumvirs (mein damaliger Amtstitel) gieng schon seit langem dahin, sie zuerst zu einem compacten Ganzen zu vereinigen, sodann ihr zum Bewußtseyn der Würde und Bedeutung eines Standes zu verhelfen, endlich derselben eine kräftigere Stellung zu sichern, innerhalb der Schranken, welche durch die Natur der Sachen, wie sie aus den frühern Veränderungen hervorgegangen, gezogen sind. Sie sollte sich in ihrer allgemeinen und öffentlichen Beziehung zu dem Stande eines Körpers erheben, welcher seine bestimmte Stellung in dem Gemeinen Wesen einzunehmen und diese auf das Individuum überzutragen habe. In diesem Sinne waren bei verschiedenen Gelegenheiten Eingaben gemacht, gegen Zumuthungen Einsprachen erhoben, den Verhandlungen, wo es immer geschehen konnte, eine Wendung gegeben worden, welche dieses Bestreben unverkennbar durchblicken ließen. Das war einigen meinungsordnenden Magistraten ein Gräuel; sie ahneten hierin hierarchische Absichten, ein Gespenst, welches sie ebenso unablässig verfolgte, wie den Schultheißen Amrhyn in Luzern dasjenige von der Curia romana. Sie fürchteten, wenn der Triumvir Antistes werde, so dürfte er auf Verwirklichung dieser vermeinten Absichten und Bestrebungen noch kräftiger hinarbeiten, die Geistlichkeit dann noch weniger in dem Stand bleiben, der sich aus blossem car tel est notre plaisir ferner Alles, was den Stellvertretern des souveränen und mündigen Volkes momentan einfalle, geduldig werde aufhalsen lassen; ob-

wohl man dessen keine Besorgniß hätte haben müssen, denn der Triumvir kannte die Gränzen, innerhalb deren die Geistlichkeit sich zu bewegen habe, zu gut, und hatte sich selbst bisweilen in den Conventen gegen Anträge erhoben, von denen er einsehen konnte, daß sie nichts als Verdruß bereiten würden, ohne daß diesen das innere Bewußtseyn aufgewogen hätte, nichts Anderes, als was recht und zulässig seye, verlangt zu haben. Was dann aber immer von der Geistlichkeit ausgieng und nicht behagte, dessen mußte Jederzeit er die Schuld tragen."

Daß aber unter den Geistlichen einige, vielleicht mehrere sich fanden, die mich durchaus nicht begreifen konnten oder wollten, das befremdete mich nicht; wohl aber das, daß es Solche (oder vielleicht auch nur einen Solchen) gab, die in Augendienerei mein Wirken in schiefes Licht zu setzen suchten. Ein Derartiger, der in der Kriecherei gegen Obere eine erkleckliche Virtuosität sich angezappelt hatte, gerieth einst in eine ziemlich unfreundliche Reibung mit dem Bürgermeister. Um nun die verlorene Huld wieder zu erschwingen, begab er sich zu demselben und sprach zu ihm in beliebten allgemeinen Ausdrücken: „wenn er wüßte, welche Sprache in den Versammlungen der Geistlichkeit oft geführt würde! welche Anträge man sich erlaube! welche Tendenzen man hätte!" — Der Bürgermeister theilte mir dieses bald hernach mit und ließ nicht undeutlich durchblicken, daß ich hiemit gemeint wäre. Die Reibung war aber erfolgt aus Veranlassung einer Aeusserung, welche selbst in der Versammlung der Geistlichkeit der Geschmeidige gegen die aufsichtführende Behörde über eine Amtsverwaltung; sich erlaubt hatte. Ungeachtet ich damals der Sitzung gar nicht beigewohnt und die erste Nachricht über jenen Ausfall von dem Bürgermeister erhalten hatte, warf der Ehrenmann seinen Argwohn, daß ich diesem hievon möchte Nachricht gegeben haben, dennoch auf mich,

und hoffte durch jene formlosen Hindeutungen auf Ungebürliches den gnädigsten Blick wieder erbuhlen, zugleich aber mir Eines versetzen zu können.

Darum hat mich auch seiner Zeit der allerwärts decretirte Reformationsjubel nicht besonders in Bewegung gesetzt, Was konnte ich dafür, daß es mir scheinen wollte, es seye doch zu viel weggefegt worden, dabei nicht Alles immer aufs lobenswertheste dabei hergegangen? Wie sollte ich dieser Ansicht, die durch den Flitter aller Jubelrednerey hindurch unabweislich mir sich entgegendrängte, entfliehen? Daß gejubelt werde, ließ sich zwar wohl befehlen, nicht aber Stimme, Ton und Umfang verordnen. Als daher solcher Befehl auch in unserm Ländchen ausgieng, habe ich es vorgezogen, von christlichem Sinn und Wandel, als dem Kriterium eines reinen Glaubens, über die apostolischen Worte zu sprechen: „Nun erfahre „ich mit Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet, son„dern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der „ist ihm angenehm;" womit ich keineswegs dem Indifferentismus das Wort sprach, sondern die Möglichkeit, dieser apostolischen Erklärung nachzukommen, mit entschiedenem Bekenntniß des geoffenbarten Glaubens in inneren Zusammenhang brachte, und dieses entschiedene Bekenntniß als erstes und unerläßliches Erforderniß für Jeden aufstellte, der in dem Christennamen einen Vorzug und eine Zierde erkenne, und ohne welche er, wie auch seine Form des Glaubens seye, diesen Namen nur unbefugt sich anmaße.

Vielleicht möchte man diese Art zu jubiliren eine höchst unbefriedigende, selbst tadelnswerthe nennen. Welche Fragen würde man jetzt nicht an denjenigen zu stellen sich befugt halten, der die Freude an dem Wort Gottes mit dem

Reichthum an dessen Frucht in Verbindung setzt? Warum geht man nicht mit vereintem Ernst an die Vielen, welche die Offenbarung zur Welt hinausjubiliren möchten. Da ließe, sich immer noch fragen: wer würdiger werde jubilirt haben, ich oder jener Fels in St. Gallen, der zwar die Jubelliteratur mit einem Büchlein bereicherte, dagegen ein paar Jahre später an einem Charfreitag predigte: unser Herr seye nichts mehr und nichts weniger gewesen als ein gewöhnlicher Mensch? Und wie ward nicht diesem Jubilanten Anerkennung und Billigung so trostreicher Lehre zu Theil? Ein ehrbarer Bürger von St. Gallen fand sich über dieselbe in seinem Innersten empört und konnte kaum sich zurückhalten, dem „Licht und Wahrheit" Verkündenden an seine „heilige Stätte" hinaufzurufen: Du lügst! Daß er aber dem muntern Reformations-Jubilanten seinen Fortschritt ganz dahin gehen lasse, das konnte der Bürger nicht über sich gewinnen. Er schrieb ihm also einen Brief, worin er ihm sein neues Evangelium in scharfen Ausdrücken vorhielt. Der Fels, anstatt sich zu bemühen, den Obscurantennebel des Bürgers durch sein Aufklärungslicht zu zertheilen, verklagte denselben vor dem Rath. Hochweiser Rath ließ den Bürger kommen und legte ihm für seinen Brief eine Strafe von zweihundert Gulden auf. Der so Angegangene erklärte: er müße freilich sich fügen, aber es seye doch hart, seine Meinung (ja! und welche?) nicht mehr äussern zu dürfen. Der Rath ließ ihn wieder abtreten und setzte die Strafe auf die Hälfte herab, was der Bürger auch bezahlen mußte. Sind Erscheinungen solcher Art nicht implicite in dem Reformationsjubel innbegriffen, durch denselben gerechtfertigt?

Wir sind nicht Herr unserer Gedanken, oder wenigstens bloß in so weit, daß wir denselben uns entwinden, nicht aber daß wir ihr ursprüngliches Regen, ihr allfälliges Wiederkehren verhüten können. So drängte sich mir damals unter den

vielen Zeitungsberichten und unter dem mancherlei Reden über dieses Jubiläum eine Frage auf, die ich weder suchte, aber ebensowenig gebieterisch von der Hand weisen konnte; die stets von neuem geweckt, zwischen alle diese Berichte sich hineinschob, die Frage nämlich: wann feyert die katholische Kirche ihr Stiftungsfest? Und da war ebensowenig die Antwort abzuweisen: am Weihnachtstage; denn ihre Zeitrechnung fällt mit der christlichen Zeitrechnung zusammen. Oder sie beantwortete sich auch so: für denjenigen, welcher den unauflöslichen Zusammenhang des Alten und Neuen Testaments anerkennt, reicht der Ursprung dieser Kirche bis zu der Verheissung im Paradies hinauf und fällt mit dem Weltalter zusammen. Sie macht also in die beiden Ausgangspunkte aller Zeitrechnung keinen Einschnitt, der an Jahr, Monat und Tag sich knüpfte. Sie baut daher in den Strom der Zeit keinen Damm, veranlaßt in demselben keine Unterbrechung, ja sie ist dieser Strom selbst, oder doch das Bette, worin er fluthet; und da mag wohl an dieser und jener Stelle ein Bächlein abgegraben, ein besonderer Name ihm beigelegt, eine Tafel aufgesteckt werden, mit der Innschrift: das ist der Quell des Bächleins N. N., der Strom aber quillt von den Bergeshöhen, die in den undurchdringlichen Wolkenschleyer sich hüllen, hinter welchem der Alte der Tage sitzt, der in seiner allmächtigen Hand die Urne hält. Und hiemit wieder fällt der Ursprung der Kirche mit demjenigen zusammen, der da war, ist und seyn wird, und knüpft derselbe sich nicht an eine blos menschliche Individualität, an irgend einen durch eine solche herbeigeführten Vorgang, wohl gar an eine Handlung des Zerstörens, wie das Verbrennen von Papieren, das Zerschlagen von Bildern, das Poltern gegen Einrichtungen, an welche menschliche Schwäche oder Verderbniß Entstellung und Mißbrauch etwa einschleichen ließ.

Jetzt aber, aufrichtig, nicht von meinem damaligen, sondern von meinem gegenwärtigen Standpunct, gesprochen: was soll dieses Jubiliren? Was ist der Grundton, der durch dasselbe klingt, welches sind die Laute, die aus hundert und hundert Kehlen zusammenschallen, was einigt tausend und tausend Stimmen, daß sie zu einer Stimme und zu eines gemeinsamen Gedankens Ausdruck dabei sich verschmelzen? — Wenn am Weihnachtsfeste die katholische Kirche in der Geburt des Menschensohnes ihre Gründung feyert, so rauscht aus tausend und tausend Tempeln, aus Millionen und Millionen Herzen ein einstimmiges „Ehre sey Gott in der Höhe" himmelan; es ist ein Gedanke, der Alle durchfliegt, ein Gefühl, das Alle durchbebt, eine Empfindung, die Alle durchzittert, ein Lob, das Alle begeistert, eine Gewißheit, die Alle beseligt; es ist etwas Allen Gegebenes, von Allen Erkanntes, durch Alle Ergriffenes, Alle Bewegendes, was ihre Seelen erfüllt, was ihre Gemüther einigt, was ihre Herzen verbindet, was ihre Geister in Eines verschmelzt; es sind nicht mehr die Millionen Gläubigen, welche danken, preisen, lobsingen, jubeln — es ist die eine, heilige, das Erdenrund umfassende Kirche, welche einen Gedanken, durch ein Wort, in einer Stimme ausspricht, und zu welcher derselbe Gedanke, in demselben Wort, durch dieselbe Stimme darniederklingt von den Chören der Engel und von den Schaaren der Vollendeten. Und wenn am Pfingsttage die katholische Kirche das Fest ihres sichtbaren Hinaustretens in die Welt feyert, so ist's wieder ein Geist, der sie heiligt und einigt, und ein Bewußtseyn, das sie in allen ihren Gliedern durchglüht, und eine Zuversicht, die sie erhebt, und eine Erneuerung der seit achtzehn Jahrhunderten wiederkehrenden Thatsache, daß in allen Zungen und in eines Jeglichen Sprache, aber in einem Sinn und nach einer Ueberzeugung und zu einer Erkenntniß und zu einem Trost und

zu einer Hoffnung, die großen Thaten Gottes verkündet, gepriesen, verherrlicht, Alle gefestigt werden in der erleuchtenden, leitenden, stärkenden Zuversicht des Eines-Seyns mit der Säule und Grundfeste der Wahrheit, der Kirche, welche der heilige Geist in alle Wahrheit leitet, bei welcher der, der sie erkaufet hat aus allem Volk, aus allen Zungen und allen Sprachen, bleiben wird bis an der Welt Ende, und welche darum in dem nimmer rastenden Kampf mit den Pforten der Hölle von dieser nicht kann bewältigt werden.

Wo aber ist das Einigende, Verbindende, himmelan Hebende, Zusammenstimmende in jenem Jubiliren? Sind da auch die tausend und tausend Gefühle zu einem geworden? Sprechen da auch die tausend und tausend Stimmen wie aus einem Munde? Sind da auch die Gedanken von Millionen zu einem verschmolzen? Ist da auch ein und derselbe Laut, der von allen Erdgürteln und von allen Weltenden zu einer Verherrlichung der unmittelbaren Gnadenwirkung des Erbarmenden zusammenklingt? Ja, es giebt eine Einigung in diesem Jubiliren — das traurige Jauchzen, daß sie aus der katholischen Kirche geschieden sind. Was aber über dieses hinaus? Etwa die Einigung in dem menschgewordenen Wort und dem, was es uns kund gethan hat? Sind wohl diejenigen die Mehrzahl, welche jubeln, daß sie noch den Gottmenschen haben, ihn hören, darum, weil er Worte des ewigen Lebens hat, ihm folgen können? Steht nicht dicht neben demjenigen, den diese Gewißheit noch belebt, ein Anderer, der darüber jubelt, daß die Kritik den Gottmenschen zum Propheten von Nazareth verkleinert hat; neben diesem ein Dritter, der darüber jubelt, daß ihn die Vernunft endlich auf einen Weisen reduciren konnte; neben diesem ein Vierter, der deßwegen jubelt, daß ihm die fortschreitende Entwicklung die Stellung eines bescheidenen Volkslehrers anweisen mochte; neben diesem ein Fünfter, der darob jubelt, daß des Men-

schen Scharfsinn ihn endlich in eine Mythe zu verwandeln vermochte? Wie auch dieser Aller und noch so mancher Anderer Wege auseinander gehen, Jeder preist blos die Gewalt, welche zuletzt auf den seinigen ihn geworfen hat, Jeder aber in anderm Sinn, Jeder in anderer Zunge, Jeder von anderm Standpuncte. Oder meinet ihr, es klinge in gleichem Ton in der Hofkirche zu Weimar und in einem Bethause zu Barmen? Meint ihr, es spreche über jenes Jauchzen hinaus ein Sinn und ein Wort aus dem Munde eines Pietisten und eines sogenannten Denkgläubigen, dem seine Vernunft Gott, Altar und Priester zugleich ist? Sollten sie zusammenstimmen jene Wenigen, welchen die symbolischen Bücher noch das sind, was sie vor dreihundert Jahren waren, und die Vielen, die in der Reformation nur den ersten Impuls zu einer ins Unbegränzte hinauszielenden Bewegung anerkennen und preisen? Und ist es so himmelan hebend, so verherrlichend, ein so würdiges Lobpreisen des gnadenreichen Erbarmens des Vaters und der versöhnenden Liebe des Sohnes, wenn sie mitunter auch deßwegen jubiliren, daß die Gewerbe sich gemehrt, daß die Nahrungszweige sich vervielfacht, daß die Schulen sich erweitert haben, daß die Straßen beßer, daß manche bürgerliche Einrichtungen zusagender geworden sind; gleich als ob ohne jenen Impuls das Menschengeschlecht durch den Lauf voller drei Jahrhunderte stille gestanden wäre!

Wenn dann zur Verherrlichung des Sieges aller Siege durch die Versammlungen der Gläubigen über den weiten Erdenrund bei der Wiederkehr des Lichtes, als des Sinnbildes der Erleuchtung von dem Angesichte des Herrn, das Freudengejauchz Exultet die Millionen hinreißt zu dem wahren, Alle hinanhebenden Jubel, der seinen Widerhall findet in den Schaaren, die dem Lamme folgen, meinet ihr auch, es walte durch die Geister ein solches Gewoge und

Gebrause der Ansichten, Meinungen, oder es fluthe nicht vielmehr aus ihnen, deren „Zahl viel tausendmal Tausend" ist, ein Strom seliger und dankglühender Gefühle mit dem einen Ausdruck: „Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Macht und Gottheit und Weisheit und Kraft und Ehre und Ruhm und Benedeyung und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit?" Und meinet ihr auch, daß alsdann, wenn sie in das Erde und Himmel einigende, Gott und Menschen versöhnende Geheimniß sich versenken: daß „der Tod verschlungen ist in den Sieg," und wenn sie frohlocken: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" meinet ihr, daß alsdann auch nur Einer mit Gedanken an Nahrung und Gewerb, an Straßen und Weltverkehr, an Schule und Gemeindeordnung sich beflecken, wohl gar, um solcher willen an dem Freudengesang Theil zu nehmen, könne aufgefordert werden.

Es ist überhaupt ein eigenes Ding um dieses Reformations-Jubiliren. Wollte man sich dabei auf das Setzen und Bejahen beschränken, so wäre dasselbe gar nicht denkbar. Das immerwährende Herumquengeln von Licht und Wahrheit und Wahrheit und Licht möchte die Leute duselig machen, und das unabläßige Anrühmen von Bibelverdeutschung ihnen zuletzt langweilig werden. Sie müssen daher über diese enge Umzäunung hinaus; und da wird das Hinwegnehmen und Verneinen nicht allein ein nothwendiger Bestandtheil, sondern die unerläßliche Bedingung des Jubilirens. Das allenthalben und zu aller Zeit, unter allen Gestalten wiederkehrende Normalthema jener in Deutschland stehend gewordenen Jubelpredigten ist eigentlich schon enthalten im Evangelium des heiligen Lucas, Cap. XVIII, 13, 11, gleichwie auch diese Stelle der wahre Normaltext für dieselben wäre. Denn wie viele Jubelpredigten man zur Hand nehme, schwerlich ließe eine einzige sich finden, worin nicht jene Gesinnung bald über-

müthiger, selbst trotziger, bald gemässigter und glimpflicher ausgedrückt sich fände, des Wusts von Entstellungen und platten Invectiven und blanken Versündigungen gegen alle geschichtliche Wahrheit nicht zu gedenken? Da ruft Röhr seinen Zuhörern zu: „wie Schuppen fiels der von arger Priesterlist bethörten Christenheit von den Augen, als sie aus dem, ihr in der Muttersprache mitgetheilten, göttlichen Worte erkannte, welche schnöden Menschensatzungen ihr Jahrhunderte lang zu blindem Glauben dargeboten worden!“ Da klagt Marheineke über „das herbe Loos der Katholiken“, deren „Glauben nichts weiter als ein Werk menschlicher Kraft und Thätigkeit“ (mir selbst wurde es mündlich und schriftlich, von Geistlichen und von Layen, von dem Oberhaupt der Kirche bis zu deren unterstem Glied hinab, ganz anders gesagt), „nicht eine Gabe und Gnade Gottes seye.“ Da faselt ebenderselbe: „die Katholiken haben einen verfälschten Lehrbegriff, Alles ist ohne Tiefe und Innigkeit, die Sinnlichkeit kann mit allen Ehren bestehen, bedarf der Gnade der göttlichen Erlösung nicht“ (was bedeutet denn das überall vorkommende Kreuz?); da hören wir ihn toleranzen: „Die Katholiken vermischen das Heilige mit dem Sinnlichen, überladen und erdrücken den Gottesdienst mit weltlicher Pracht und Herrlichkeit, mit einer Menge geistloser Gebräuche und mit einem bunten Geberdenspiel.“ Da findet ein Anderer in der katholischen Kirche „leeres Geschwätz, das Andacht lüge, Menschen, die mit ihrer Frömmigkeit Gewerbe treiben.“ Da begrüßt sie ein Dritter mit eitel „Aberglaube, Heuchelei und Werkheiligkeit;“ diese erklärt Hr. Marheineke „für eine Lästerung des einigen Mittlers zwischen Gott und dem Menschen,“ indeß sämmtliche Jubilanten in den Spitälern, Armenanstalten, Stiftungsgütern und Aehnlichem, was diese entsetzliche Werkheiligkeit in „der finstern Zeit“ gegründet, die lichthelle Zeit aber an sich gerissen hat, sich's gar wohl schmecken lassen.

Springt nicht auch hieraus wieder die Wahrheit des so unermeßlich tiefen Wortes von Tacitus: facile est odisse, quem læseris, mit ihrer vollen Gewalt in die Augen? Es gilt dieß von den Parteyen wie von den Individualitäten. Von Beiden lehrt die Erfahrung, daß, sobald die Verletzung nicht zufällig und vorübergehend ist, sondern Bewußtseyn, Absicht und Berechnung deren Unterlage geworden sind, der Haß in die Gemüther der Verletzenden einkehrt, von ihnen Besitz nimmt, gar nicht abgewiesen werden kann, daher das Verletzen fortdauert. Es ist, als ob eine geheime Furcht triebe, man könnte am Ende von dem Willen beschlichen werden, die zugefügte Verletzung zu würdigen, die Ahnung möchte erwachen, es wäre zu rasch der Angriff geschehen, zu große Bitterkeit eingetreten, zu wenig überlegt worden, wie weit die eigene Befugniß gehe. Hiegegen giebt es kein anderes Verwahrungsmittel, als die Verletzung fortzusetzen, wo möglich zu steigern, und hiemit sich selbst eine Rechtmäßigkeit und eine Gedeihlichkeit solchen Verfahrens anzulügen. Beweise, daß eine innere Nothwendigkeit auf diesen Weg stoße, ließen aus dem Getriebe kirchlicher, politischer und persönlicher Erfahrungen zu Genüge sich sammeln; sie Alle wären nur Belege zu den uralten Wahrheiten, daß Unrecht Unrecht, oder Lüge Lüge gebäre. Und damit es an Bekräftigung nicht mangle, steht, diesem zur Seite laufend, die Wahrnehmung, daß insgemein der Verletzte oder Beleidigte, wie sehr man ihn auch dessen berechtigt meinen möchte, dieses Haßes sich frei halte, mit demselben, als mit der unveräußerlichen Eigenschaft der Verletzenden, nicht sich gemein machen könne.

„Wir wollen auch für die Irrglaubenden und Abgetrennten bitten, daß Gott sie allem Irrthum entreisse, und sie zu der heiligen Mutter, der katholischen apostolischen Kirche, gnädiglich zurückführe. — Allmächtiger, ewiger Gott, der du Alle

zum Heil leitest und nicht willst, daß Jemand umkomme, blicke auf die durch des Teufels Tücke berückten Seelen, daß die Herzen der Irrenden unter Ablegung alles ketzerischen Argsinnes zur Erkenntniß gelangen und zur Einigung in der Wahrheit zurückkehren; durch unsern Herrn Jesum Christum." — So betet seit jener „finstern Zeit" bis in die gegenwärtige die katholische Kirche, einstimmig, in ihren Gliedern insgesammt, am Tage der Welterlösung für diejenigen Alle, welche zwar den Namen Christen sich beilegen, aber von ihr, der durch das verklärte Haupt Gesetzten, getrennt sind. Wo ist nun, ich will gar nicht sagen die Wahrheit der Lehre, sondern die Anmuth der Praxis — da, wo man für diejenigen, die sich getrennt haben, betet, oder da, wo man diejenigen, von denen man sich getrennt hat, verunglimpft, verächtlich macht, verlästert; das, was sie glauben, was sie ehren, was ihnen Trost giebt, was auf dem Wege des Lebens ihnen zum Stab dient, in den Koth herunterzieht; da, wo man durch Entstellung, Verdrehung, offenbare Lügen Andere zu Boden jubeln möchte? Hiezu aber glaubt man sich verpflichtet und nicht allein berechtigt, sondern förmlich bevorrechtet; und wer für das Angegriffene als Vertheidiger auftritt, der ist nicht bloß ein Finsterling, ein Lichthasser, ein Freiheitsfeind, ein Ultramontaner; nein, er ist ein Friedestörer, ein Aufhetzer, ein Förderer der Intoleranz.

Wie? Wenn man einmal einen protestantischen Prediger in einer katholischen Kirche, einen katholischen Priester in einem protestantischen Bethause auftreten ließe, Jeden in der Absicht, an dem fremden Ort die Lehren seiner Kirche ins Licht zu setzen? Der Protestant begönne nun mit dem Wesentlichen und Positiven, wann wenigstens die Stifter seiner Partei noch festgehalten haben. Er höbe mithin an mit des Menschen Abfall von Gott. Thut das der Katholik nicht ebenfalls? Er spräche von der Menschwerdung des Eingebornen. Spricht

der Katholik hievon mit minderer Entschiedenheit? Er lehrte die Einigung göttlicher und menschlicher Natur in Christo. Lehrt der Katholik sie nicht auch? Er verkündete, wie Christus gelehrt, gewirkt, gelitten habe. Verkündet der Katholik dieses Alles weniger ernst, klar, fest? Er versicherte dich, daß der Weltheiland für dich gestorben, auferstanden, gen Himmel gefahren seye? Versichert nicht der Katholik dich dessen Allen mit gleicher Ueberzeugung? Er gäbe dir Gewißheit, daß der zu der Herrlichkeit des Vaters Zurückgekehrte seinen Geist vom Himmel gesendet habe, auf daß derselbe mit seiner Kirche seye. Wäre hierin der Katholik weniger gewiß? Vielleicht sagte er dir auch, daß dein Glaube in guten Werken Früchte tragen müsse. Bei dem Katholiken darfst du versichert seyn, daß er dieß nicht übergehen wird. Womit also tröstete, womit erleuchtete, wozu ermahnete dich der protestantische Prediger, womit der katholische Priester nicht ebenfalls dich tröstete, womit er nicht ebenfalls dich erleuchtete, wozu er nicht ebenfalls dich ermahnete? Wo wäre also das reinere Licht, wo wäre also der bessere Glaube, wo wäre also der höhere Vorzug? Hier, in dem Gegebenen, von oben kund Gewordenen, doch gewiß nicht, denn hierin stimmt Alles überein; und Katholik wie Protestant — glaubt dieser anders wirklich an den Menschgewordenen — mögen, hiedurch belehrt, emporgehoben, gekräftigt, von dannen gehen. Noch kein Anpreisen des Gegensatzes ist laut geworden.

Nun kommts, aber in lauter Verneigungen. Wir danken dir, daß wir keine oberste Autorität des Glaubens, sondern den Richter darüber in unserer eigenen Vernunft haben, und annehmen mögen, was diese gut heißt. Wir danken dir, daß über das Verständniß der heiligen Schrift keine untrügliche Anweisung uns gegeben ist, sondern Jeder darin finden kann, was seinen Begriffen einleuchtet. Wir danken dir, daß uns nicht sieben, sondern blos zwei Sakramente als Mittel der

Heiligung gegeben sind. Wir danken dir, daß wir keine, in Glaube, Werk und Gnade Vollendeten als Fürbitter für uns vor deinem Thron anerkennen. Wir danken dir, daß wir der Hoffnung, aus der zeitlichen Sündhaftigkeit durch einstige Läuterung zu der Vollkommenheit der Gerechtfertigten uns erheben zu können, entsagt haben. Wir danken dir, daß kein Abbruch an den leiblichen Bedürfnissen zu Bewährung unseres Gehorsames und zur Erinnerung an des Erlösers bitteres Leiden uns auferlegt ist. Wir danken dir, daß wir durch keinerlei Sinnbilder an den Gnadenschatz der himmlischen Wahrheit gemahnt werden. Wir danken dir, daß an uns nicht die Aufforderung zu Werken der Barmherzigkeit, als Früchten und Siegeln der Reue und Bekehrung, ergeht. Wir danken dir, daß wir keine andern Mittel zu Erweckung und Erhebung in deinem Hause finden, als das Wort. Wir danken dir, daß der Tage, an denen wir dich lobpreisen und des durch deine Gnade uns dargebotenen Heils gedenken können, weniger geworden sind. Wir danken dir, daß deine Heilsanstalt auf Erden keine besondern Obern mehr hat, sondern durchaus der weltlichen Gewalt unterworfen ist, u. s. w. Bei diesem Allem kann der Protestant es nicht ausweichen, angreifend gegen die katholische Kirche aufzutreten, weil in ihr dasjenige Alles findet, auf dessen Beseitigung er so großen Werth legt.

Der katholische Priester dagegen, um *seine* Kirche, ihre Lehren und Uebungen empfehlend ins Licht zu stellen, darf weder angreifen noch ablehnen. Er hat blos nachzuweisen, wie der Glaube an eine Offenbarung, auch die Einsetzung eines obersten Ansehens zu deren Erhaltung für das Heil des Menschen nothwendig bedinge; wie ohne dieses das Licht göttlicher Wahrheit erlöschen, in Zweifel und Widerspruch Alles auseinander fallen würde. Er hat einen zusagendern Stoff, wenn er den Einklang der sieben Sacramente mit dem göttlichen Wort,

mit der Bemühung Gottes um die Menschen, mit dem Bedürfniß der menschlichen Seele hervorhebt. Er braucht nur mit eindringlichem Wort darauf aufmerksam zu machen, wie tröstlich und wie erhebend der Glaube an eine geistige Verbindung der streitenden und der triumphirenden Kirche seye. Er entwickelt bloß, wie in Allem, was die Kirche sowohl darbiete, als fordere, dankbar Gnadenmittel anzunehmen seyen, um die glaubensfreudige Seele zu bewahren, zu üben, zu stärken, der göttlichen Gnade zu versichern. Er zeigt nur, wie die Kirche, als die von dem Vater im Himmel auf Erden uns gegebene Mutter, alle Anlagen, alle Kräfte, alle Fähigkeiten, alle Bedürfnisse, so Aller insgesammt wie jedes Einzelnen, berücksichtige, pflege, durch einen unendlichen Reichthum von Mitteln ihnen entgegenkomme, zu dem einen Zweck: uns desto gewisser zu dem Vater zurückzuführen. Geht es aber hinaus über dieses, in reicher Ernte prangende Feld, so mag es geschehen, um diejenigen zu beklagen, die von den blühenden Auen hinweg auf die Haiden ihrer in Selbstgenügsamkeit stolzen Vernunft sich gewendet haben.

Dieß beiderseitige Verfahren liegt aber in der Natur der Sache. Der Irrthum ist seiner eigenen Lebensfristung wegen gezwungen, unablässig gegen die Wahrheit anzukämpfen, mit rauhen Waffen gegen sie aufzutreten, sie nicht bloß zu verkleinern, sondern sie gänzlich abzuläugnen, und die Standpuncte zu verwechseln, also daß er sich an ihre Stelle, sie an die seinige setzt. Auch die Wahrheit darf, soll, muß allerdings gegen den Irrthum auftreten; aber es ist eine ganz andere Weise, die sie annimmt, es sind ganz andere Waffen, die sie führt; es sind jene der alten Heldensage, in welchen die verwundende mit der heilenden Kraft geeinigt ist. Sie darf nicht zurückstossen, sondern sie muß anziehen; sie kann nicht einreissen, sondern sie muß aufbauen; sie darf nicht nehmen, sondern sie muß geben. Darum eifert sie weniger gegen den

Frevelmuth des Wegwerfens, als daß sie auf das Bedürfniß des Behaltens und Annehmens hinweist; darum maßt sie sich nicht die Flammenrede des Richters an, sondern stimmt sie in den Klagelaut des Propheten ein; schreit sie weniger: „die Völker sind in dein Erbtheil gekommen, sie haben deinen heiligen Tempel geschändet," als daß sie seufzt: „ich habe Kinder ernährt und erhöhet, sie aber haben mich verachtet," sie gedenkt, daß es nur Gottes und seines Eingebornen seye, zu sagen: „wer nicht mit mir ist, der ist wider mich," ihrer aber: „wer nicht wider uns ist, der ist für uns."

Ein armseliges Stoppelwerk, welches der Pfarrer Markus Lutz von Läufelfingen im Jahr 1816 unter dem Titel: „Geschichte Helvetiens seit dem Frieden von Tilsit bis zur Beschwörung des neuen Bundes", hatte erscheinen lassen und dem ich sein Recht anthun wollte, brachte mich in Verbindung mit der Jenaischen Literatur-Zeitung, in der ich viele Jahre durch die Schriften, welche die Schweiz betrafen, anzeigte. Es ist wahr, ich habe mir in diesen Anzeigen bei Gelegenheit manches, von gewöhnlicher Rede abweichende, Wort über die Reformation erlaubt, aber bloß im Interesse der geschichtlichen Wahrheit. Sie trieben es mir zu toll mit dem ewigen Geleyer von unmittelbarer Erleuchtung, von göttlicher Fügung, von lauter Gnade, von freyem Entschluß, von bloß untadelhaften Mitteln; indeß sie nebenbei die Handlungen roher Gewalt, die Beihülfe von Schwertern und Bajonetten, die Bekämpfung, Verfolgung und Vertreibung derer Aller von Haus, Hof und Heimath, die nicht erleuchtet, die von jener Gnade nicht berührt wurden, die dem freyen Entschluß sich nicht fügen wollten, doch nicht verheimlichen konnten. Es war mir unerträglich, dieses unablässige Dudeln

von Licht und Wahrheit, Wahrheit und Licht, gleich als ob zwölf Jahrhunderte durch Alles in stockdichter Finsterniß gesessen hätte und mit eitel Trug und Irrthum wäre gefüttert worden. Auch hier forderte die Geschichte ihr Recht. Ich meinte, man könnte mit der Thatsache und mit der Geltung, welche dieselbe durch den Verlauf von drei Jahrhunderten gewonnen, sich begnügen, ohne gerade, jedem klaren Auge zum Trotz, immerwährend noch das undankbare Geschäfte treiben zu wollen, schwarz in weiß und weiß in schwarz zu verkehren. Wenn der reformirte Pfarrer gegen denjenigen, der seiner Ehe wegen ihn tadeln wollte, sich auf Zwingli beruft, so steht er in seinem vollen Recht; wenn er aber weiter gehen und Zwinglis fleckenlosen Wandel behaupten will, so darf er sich nicht beklagen, wenn er zur Behutsamkeit gemahnt wird, dieweil die Ehe seines Gewährsmannes am 2. April 1524 geschlossen, von ihm selbst aber angemerkt worden ist, sein ältestes Mädchen seye ihm den 31. Juli gleichen Jahres — also im vierten Monat nach geschlossener Ehe — geboren worden. Mit Emphasen jener Art, und mit Umgehungen der Wahrheit ist es gar zu toll getrieben worden. Es gieng mir da wieder wie in der Jugend mit meinem Professor der Geschichte: die alltäglich aufgetischten Abgeschmacktheiten führten mich zu dieser und weckten zugleich den Geist des Widerspruchs.

Dieß Alles hatte Statt gefunden, war in mir vorgegangen, hatte, jetzt blos flüchtiger Wahrnehmung, dann ein anderes Mal wieder der Reflexion sich dargeboten, lange bevor ich zu Katholiken in nähere Beziehung kam, mit irgend einem Kloster befreundet war. Es ist also ganz unnöthig, irgendwelche andere Einflüsse, als Studien und stille Ueberlegung, aufzuspüren. Gewiß, wäre ich solcher bewußt, könnte ich sagen, das oder dieß hat der Menschen lebendiges Wort an mir bewirkt, ich wäre aufrichtig genug, es zu bekennen;

aber ich muß es mit der getreuesten Wahrheitsliebe von der Hand weisen. — Auch für später eingegangene Verbindungen war blos die Geschichte Innocenzens des Dritten das verbindende Element; und an diesen, anscheinend unerheblichen Umstand knüpften sich im Verlauf der Zeit Folgen, die wieder zu Ursachen neuer Einwirkungen geworden sind. Denn, nachdem die zunächstliegenden Hülfsquellen für mein Geschichtswerk erschöpft waren, mußte ich mich noch um andere umsehen. Das führte mich zuerst in das naheliegende Rheinau, dessen Bibliothek mir unendlich Vieles verschaffte, was auf der unsrigen nicht zu finden war. Die Bereitwilligkeit, mir zu entsprechen, das Wohlwollen, womit die ganze Klosterbibliothek mir förmlich zur Verfügung gestellt wurde, die freundliche Aufnahme, die ich Jederzeit zu Rheinau fand, knüpfte ein angenehmes Verhältniß, welches immer mehr und mehr sich festigte und meine dankbare Gesinnung gegen den Hochwürdigsten Herrn Prälaten und sämmtliche HHerrn Conventualen nie wird erlöschen lassen. Aus gleicher Veranlassung trat etwas später ein ähnliches Verhältniß mit dem Kloster Muri ein; und wie dann durch die Zeitereignisse dieses auch auf einige andere Klöster ausgedehnt ward, mag wohl später berührt werden.

Treulich wahrnehmend der Obliegenheiten meines Amtes, freudig manch andern Geschäften mich unterziehend, in angedeutetem Sinne unter der Geistlichkeit wachend und wirkend, für Wahrung der Rechte, für Förderung der Wohlfahrt, für Verfechtung der Ehre meiner Vaterstadt zu Allem immerdar bereit, mit dem Rest meiner Zeit bei sparsamer gesellschaftlicher Verbindung für mein Geschichtswerk geizend und hierin die wahre Erholung findend, sah ich die Revolution des Jah-

res 1831 herannahen. Sie hat bedeutende Folgen für mein äusseres Leben gehabt, bedeutendere für mein Inneres. Dieses, durch Festigung in meinen Principien, durch Entschiedenheit, von diesen nichts abdingen zu lassen, durch erhöhten Muth, der Unwandelbarkeit derselben Alles unterzuordnen, durch reiche Erfahrungen über der Menschen wankelmüthige Art und Weise, und jetzt, nachdem dreizehn Jahre darüber hingegangen sind, in Vergleichung, wie so Manche, alles Halts ermangelnd, von dem damals eingenommenen Standpunkt allmälig sich haben hinwegspülen lassen, in Mißtrauen über deren Werth.

Während diese Revolution sich bildete, entfaltete, gefördert, gepflegt, hierauf mit Bitterkeit gegen Zweifelnde vertheidigt, endlich als glückspendender Hort und segenbringender Normalzustand angepriesen wurde, habe ich ihr frisch ins Angesicht geschaut, die Lanze überall gegen sie eingelegt, so vieles Unehrenhafte, was derselben sich anhängte, stets nach Verdienen gewürdigt, und unter dem betäubenden Gerede von vermehrter Freiheit für mich diejenige in Anspruch genommen, frei gegen sie selbst mich zu erklären; wiewohl ich bald inne ward, daß, wenn Alles, so doch dieses nicht ertragen werde. Sobald sie dann sich festgesetzt hatte, schrieb ich aus frischer Fülle des Erfahrenen: „Wahrnehmungen, Notizen, Fragmente" darüber nieder, wozu ich aus Boethius das Motto wählte, von dem ich heute, den 15. August 1844, nach einem Rückblick über 13 Jahre, erkenne, daß es an Gültigkeit noch nichts verloren habe:

Quod via præcipiti
Certum deserit ordinem,
Lætos non habet exitus.

Es kann nicht meine Aufgabe seyn, über den Gang, das Erstarken und die Folgen dieser Revolution umständlichen

Bericht zu erstatten. Solches würde für diese Schrift sich nicht eignen; auch wäre ich genöthigt, manche Vorgänge zu berühren, über die besser ein Schleyer geworfen wird, manche Aeusserungen anzuführen, worüber die Betreffenden selbst erstaunen müßten. Ich darf mich bloß auf dasjenige beschränken, was wesentliche Folgen für mich herbeigeführt hat, und höchstens berühren, welche Stellung zu derselben ich der Geistlichkeit anzuweisen bemüht war.

In den letzten Tagen des Jahres 1830 wurden durch Aussendlinge aus andern Cantonen und durch Helfershelfer des eigenen die meisten Landgemeinden aufgewiegelt. Etwelchen materiellen Wünschen fügten sich die principiellen an. Zwar nicht verstanden, wurden sie dennoch als durchaus gerechte und preiswürdige Begehren aufgestellt. Die Rathsglieder von der Landschaft hatten bisdahin immer versichert, es walte die beste Gesinnung ob, nirgends glimme ein Funke, wäre je Solches zu bemerken, so würden sie alsbald zum Löschen aufmahnen. Nun erklärten sie in der ersten Sitzung des Jahres 1831 plötzlich: es brenne lichterloh an allen Ecken, schwerlich werde man des Feuers Meister werden. Durchgehends verlange das Volk eine Verfassungs-Aenderung, einen Verfassungsrath, wie in andern Cantonen, Trennung von Stadt- und Staatsgut; wenn man in dieses Alles nicht bald einwillige, so könne man für keine Folgen gut stehen.

Nun bestand in dem Canton Schaffhausen das Eigenthümliche, daß alle vier Jahre neue Wahlen statt fanden und gleich nach denselben Obrigkeit und Volk in den Kirchen einen Eid schwuren: die Verfassung für weitere vier Jahre unverbrüchlich anzuerkennen. Dieß war am Pfingstmontage vorher geschehen. Ich hatte bei dieser Gelegenheit eine Predigt ge-

halten*), welcher man von allen Seiten nicht Lobes genug zu spenden wußte, ungeachtet sie der Obrigkeit eine ganz andere Stellung anwies, als die Revolutionstheorie derselben einräumt.

Jene, durch die Rathsglieder der Landschaft gegebene, Erklärung hatte dem Rath die Maßregel abgetrotzt, sämmtliche Zünfte zu Stadt und Land auf den 11. Januar zu Eingabe ihrer Wünsche zu versammeln. Diejenigen der Stadt sprachen einmüthig den Entschluß aus: „da man durch den erst vor sieben Monaten geleisteten Eid sich an die Verfassung gebunden achten müsse, seye man zu Aenderungen an derselben nicht befugt; am Ende müßte man eher der Gewalt weichen, als nachgeben." Es war dieß der letzte Hauch ehevoriger Gesinnung, des Bewußtseyns, was man gewesen, des Gefühls, überlieferte Rechte wahren zu müssen, der Erinnerung, zu den wichtigsten Dingen den Impuls zu geben, nicht zu empfangen. An diesem Tage hatte noch Niemand den Muth, die Initiative zu ergreifen, um auch in der Stadt die Neigung auf den Eidbruch zu lenken. — Die Zünfte auf dem Land hatten lange nicht alle gelehrig sich erwiesen; nur die Mehrzahl gab Begehren um Verfassungsumsturz ein.

Aber nach wenigen Tagen verlauteten schon einzelne Stimmen in der Stadt: „mit dem Eid seye es so eine Sache; sobald die Mehrheit denselben nicht mehr zu halten geneigt seye, könne er nicht mehr binden; eben diejenigen, welche ihn geschworen, könnten ihn auch wieder lösen, und, so schlimme Folgen zu verhüten wären, müsse man es nicht so genau nehmen; am Ende seye der Eid doch nur eine Formalität, und man könne es nicht Eidbruch nennen, wenn man den Umständen nachgebe." Man wußte nicht recht, woher diese Stim-

*) Sie findet sich in der Sammlung meiner kleinen Schriften, Bd. I, S. 132.

men kamen; aber ihr plötzliches Auftauchen, ihr gleichartiger Laut, das Bemühen, welches man sich gab, sie da und dort vernehmen zu lassen, ihnen Beifall zu verschaffen, berechtigt zu der Vermuthung, sie hätten einen gemeinsamen verborgenen Ursprung gehabt. Doch scheint nicht, daß sie schon große Wirksamkeit gefunden hätten. — Ein Individuum, welches bald nachher in enge Freundschaft mit der Revolution trat, kam in jenen Tagen der öffentlichen Unentschiedenheit zu mir unter dem Vorwand, über Gewissensscrupel in Betreff des Eides und die Frage: in wie weit derselbe bindend seye, Belehrung zu suchen. Ich zweifle aber, daß der Betreffende über meine Auskunft befriedigt werde von dannen gegangen seyn.

Ich erklärte vor meinen Zunftgenossen, und sodann bei jeder andern Gelegenheit: „wenn die Verfassung auf dem Lande nicht mehr möge gehalten werden, so seye das Einfachste, daß die Stadt erkläre: wir wollen dieselbe bewahren. für uns tritt daher kein Bedürfniß ein, eine neue zu machen. Gelüstet euch auf dem Lande nach einer solchen, so verfertigt dieselbe, leget sie uns dann vor, damit wir sehen, ob sie uns gefallen könne." — Später gieng ich noch weiter, und brachte Trennung der Stadt von dem Lande zur Sprache. Ich bewies augenfällig aus der eigenthümlichen geographischen Gestaltung des Cantons, daß dieser schon über Aufstellung eines andern Hauptortes sich nicht würde verständigen können, indem von den Gemeinden, die etwa hiezu sich aufwerfen könnten, keine der andern diesen Vorzug gönnen würde, und überdem jede von den übrigen zu weit entlegen wäre. Auch würden zuverlässig die kleinern Gemeinden lieber unter der Stadt als unter einer grössern Landgemeinde stehen, daher eine um die andere bald zurückkommen und selbst um Wiedervereinigung mit der Stadt bitten, wobei es dann ganz bei dieser stünde, die Bedingungen aufzustellen. — Mehrere äusserten

sich: „Dieses wäre zwar der letzte, jedoch einzig ehrenhafte Ausweg.

Noch wurde einige Tage durch eifrig gerathen, viel vorgeschlagen, weniger, um die Verfassung zu retten, als um dem Uebergang zu Beseitigung des in frischem Andenken stehenden Eides das Allzugrelle zu benehmen. Denn im Grund gehörten verschiedene der Einflußreichsten jenen Theoretikern an, welche schon im Jahr 1826 unter der Benennung „der guten Sache" eine Revolution auf gesetzlichem Wege hatten zu Stande bringen wollen. Sie schienen es nicht ungerne zu sehen, wenn das, was vor fünf Jahren mißglückte, nun durch das Land durchgesetzt würde. Es geht häufig so bei Revolutionen: man meint ein kleines Feuerchen anzünden zu können, was Niemand beläftigen werde, um welches man wohl in gewähltem Kreise behaglich sich lagern, vertraulich sich besprechen und gemüthlich sich wärmen könne. Das mag dann so eine Zeitlang gehen. Aber draussen stehen noch Andere, welche über dem Zuschauen, wie es sich da so fein und fidel sitzen lasse, ebenfalls Lust zu einem Plätzchen anwandelt, und die dann denken, wenn auch sie Holz herbeitrügen und sorgten, daß das Feuer recht hell und lustig praßle, ein Recht zum Sitzen sich zu erwerben. Und da treibt es denen, die sich zuerst gesetzt haben, wider ihren Willen den Rauch und Glast ins Gesicht und müssen sie von dannen rücken, worauf bei erweitertem Kreise die Andern ebenfalls sich setzen und nun erst die tolle Wirthschaft recht anfängt.

Unter den Bürgern waltete ebenfalls keine Einstimmigkeit, nicht mehr jene entschiedene Gesinnung, welche sie noch im Jahr 1814 vereinigt hatte. Ein Zunftgenosse erzählte in Gegenwart anderer: bloß zwei Tage nach jener Versammvom 11. Januar hätten ihm zwei Manner aus einer Landgemeinde genau widerholen können, mit welchen Ausdrücken und in welchen Gesinnungen ich mich in derselben geäussert

hätte. Die Zwischenzeit war schon benützt worden, um Einzelne über das Unvermeidliche der Verfassungs-Aenderung zu belehren, für diese zu gewinnen; besonders war dieses an Solchen wahrzunehmen, welche etwa einen obrigkeitlichen Dienst bekleideten. Auch erklärte später ein seither verstorbener Rathsherr vom Lande mehrmals: „man müße die ersten Triebfedern alles Vorgefallenen nicht, wie wohl geschehe, auf dem Land, sondern in der Stadt suchen. Es werde wohl noch eine Zeit kommen, wo er dieß offenbar machen könne." Bei solchen Anzeichen war es nicht schwer, den Ausgang vorher zu sehen.

Am 27. Januar wurde durch den großen Rath beschlossen, der Revolution die Herrschaft einzuräumen. In einer Proclamation maßte er sich zu guter Letzt noch die Schlüsselgewalt an, indem darin der lächerliche Ausdruck vorkommt: „derselbe behalte sich vor, die Bürger seiner Zeit ihres Eides zu entlasten." — Ich dagegen erklärte in einem Schreiben, worin ich mich über das Wesen und die Folgen der Revolution sehr stark und freimüthig ausdrückte*), meinen Rücktritt aus mehrern Behörden, deren Mitglied ich bisdahin gewesen war. Ernstliche Versuche, mich zu Zurücknahme des Schreibens zu bewegen, unter dem Vorwand, es würde dadurch Andern ein schlimmes Spiel bereitet, sie würden in den Schatten gestellt, u. s. w., waren vergeblich. Ebenso entschieden erklärte ich mich in Privatgesprächen dagegen, daß Jemand aus der Stadt fortan eine Stelle annehmen sollte. Man möge die Revolutionäre ihre Verfassung fabriciren und appliciren lassen; gewiß würden dem Volk die Augen bald genug geöffnet werden. „Aber, fügte ich hinzu, man müßte Kraft und Muth besitzen, irgend etwas Schweres für eine Zeitlang ertragen zu können."

*) Abgedruckt in meinen kleinen Schriften, Bd. I, S. 43.

Der Verfassungsrath war decretirt, er mußte daher gewählt werden. Ich begab mich an dem bestimmten Tag in die Zunftversammlung, jedoch bloß um zu erklären: ich hegte über die ganze Angelegenheit noch die gleiche Meinung wie früher; der Eid seye gebrochen; man sollte von Seite der Zunft zeigen, daß man mit Eidbruch sich nicht wolle gemein machen, daher nicht wählen; die Sache würde dennoch ihren Fortgang haben, und es stünde dann doch eine Zunft unbetheiligt, und blos von der Gewalt hingerissen, da. — Ich wußte wohl, daß Niemand mir beipflichten würde, denn das Wählen ist für die Menge eine zu verführerische Sache. Mir war es nur darum zu thun, meine Meinung nochmals auszusprechen. Als hierauf die Wahlzeddel herumgeboten wurden, erklärte ich: ich brauchte keinen, indem ich nicht wähle.

Das war nun gewiß, daß die erste Folge der Revolution eine Ausscheidung des sogenannten Staatsguts von dem Stadtgut seyn werde. Dafür hatte in Folge der Mediationsakte eine sogenannte Dotations-Urkunde für die Stadt Bestimmungen getroffen, die aber in beiderseitigem Interesse seitdem stets unvollzogen blieben. Noch bevor der Verfassungsrath gewählt war, begann ich, die Urkunde in ihrer historischen Blöße zu enthüllen und darzuthun, daß, um jene Ausscheidung zu bewerkstelligen, es keinen andern Pfad gebe, als urkundlich zu erforschen, was die Stadt auf privatrechtlichem Wege erworben und was sie bloß kraft ihrer Souveränetät gewonnen habe. Jenes seye ihr wahres, unbestrittenes Eigenthum, über das Letztere möge die Theilung ergehen. Ich wußte wohl, daß es hienach nichts zu theilen gegeben hätte. Die Schrift war zum Druck bestimmt, aber die Weise, wie der Verfassungsrath bestellt wurde, bewog mich, die Feder einsweilen niederzulegen.

Im Gegensatz gegen alle durch die Revolution principiell geborene und in dieselbe verwachsene Praxis, Rath

und Gericht auf den öffentlichen Markt zu verlegen, und, zumal über Bestreben und Wille, alle Einrichtungen mit genugsamer „Volksthümlichkeit" zu durchziehen, die Vorüberwandelnden urtheilen zu lassen, wurde in Schaffhausen das Verfassungsmachen mit der größten Heimlichkeit betrieben; man ließ sowohl über den Fortgang als über die Stipulationen der Arbeit nur selten eine vereinzelte Aeusserung durchschlüpfen. Es schien, als freute man sich inniglich des glücklichen Zufalles, der die Revolution als jungen Bären in das Haus geworfen habe, indem Hoffnung zu hegen seye, daß er zu verschiedenartiger Brauchbarkeit sich würde zähmen und abrichten lassen, um, abwechselnd gelehrig die Hand zu lecken, zum Zeitvertreib in allerlei possirlichen Künsten herumzutölpeln, dann aber auf Wink und Pfiff Tatzen und Zähne Jedem zu zeigen, den man von dem Gehäge ferne halten möchte. Wirklich erwies sich die Bestie damals noch sehr fügsam; es däuchte sie kurzweilig, im Schlafgemach en famille gestreichelt zu werden, knurrte dabei ganz freundlich und schmiegte sich mit voller Körperlänge an den Boden. Es lüstete sie gar nicht hinaus an die rauhe Märzenluft, in das Schneegestöber, zum Tageslicht; wohler und behaglicher fühlte sie sich in ihrer unzugänglichen Zurückgezogenheit. Sollte sie gar von jenem alten Sprüchlein gehört haben: bene vixit, qui bene latuit! Verborgen wenigstens, streng verborgen, ward Alles abgemacht. Denn noch während die Arbeit ihrer Beendigung sehr nahe stund, beantwortete ein Mitglied des Verfassungsrathes dem Präsidenten Hurter die Frage über deren Vorrücken: „man schreite absichtlich nur langsam vorwärts, die Sache lasse sich leicht bis in den September hinaus verziehen; Zögerung liege wesentlich im Interesse der Stadt, weil bis zum September Manches sich entwickeln werde."

Sobald die Revolution mit wallendem Banner und rauschender Fanfare dahergezogen kam, war es mir höchst gleich-

gültig, welcherley cantonale Einrichtungen möchten getroffen werden; die einzige Frage: ob Etwas und wie viel von den Freiheiten und den Rechten der Stadt sich retten ließe, hatte noch Werth für mich. Unerfahren, daß bei Revolutionen die Worte Princip und System herumschwirren wie die Maykäfer an lauem Frühlingsabend, die Sache aber nur dann festgehalten werde, wenn es eben den Pflegern der Bewegung zuträglich scheine, vertraute ich fest, man werde in Beziehung auf innere Organisation der Stadt die freyeste Hand lassen. Es war unmittelbar nach dem 27. Januar ein gedrucktes Flugblatt erschienen, welches die Ueberzeugnng aussprach, daß diese innere Organisation ausschließlich in der Befugniß der Bürgerschaft liege, daher ganz freithätig durch sie müße (nicht Concession, sondern Postulat) begründet werden, woran dann Winke geknüpft waren, denen kein Wohlgesinnter seinen Beifall versagen konnte. Das Blatt stimmte mit meinen Ueberzeugungen auf's vollkommenste überein. Wie erstaunt war ich daher nicht, als es gegen Ende Aprils (ganz im Wiederspruch mit jener kurz vorher ertheilten Auskunft, wegen Convenienz in Zögerung) hieß: die Verfassungsarbeiten stünden ihrer Beendigung nahe, ihr Schluß berühre die innere Organisation der Stadt in einer Weise, daß alle weitern Einrichtungen dem künftigen Gesetz überlassen würden? Das hieß nichts anderes, als durch Annahme und Einführung der Verfassung den Gesammtkörper der Bürgerschaft zum voraus binden, daß er nachher willenlos alle Verfügungen über sich müße ergehen lassen; diese Verfügungen aber von Behörden abhängig machen, die der Mehrzahl nach nicht aus Bürgern der Stadt bestehen sollten. Ja in erster Beziehung schon wurde hiedurch die ganze Zukunft der Stadt von dem Ergebniß der Abstimmung über die Verfassung auf dem Lande abhängig gemacht.

So gleichgültig alle andern Bestimmungen des Verfas-

sungsentwurfs mir waren, so sehr empörte mich diese. Ich sah darin die bevorstehende Zertrümmerung der Rechte, und zwar nicht blos der erworbenen, sondern selbst der natürlichen Rechte, der Freiheit, der bedingtesten Selbstständigkeit, ja sogar der Ehre der immer noch über alles geliebten Vaterstadt. Die zufällige Entdeckung wurde unverzüglich den beiden ersten Vorstehern meiner Zunft bekannt gemacht, die von diesem sehr geheim gehaltenen Entwurf noch nicht das Mindeste wußten, meine Entrüstung aber theilten, und die Sache theils zur Oeffentlichkeit zu bringen, theils auf erlaubtem Wege ihr entgegenzuwirken verhießen. Der eine derselben, der Präsident Hurter, suchte auch wirklich auf das Nachtheilige und Kränkende einer solchen Bestimmung aufmerksam zu machen. Am 3. May Nachmittags (ich kann noch genau den Ort, die Viertelstunde und die Person bezeichnen) beschwerte er sich darüber in einer Privatunterredung bei dem angesehensten Mitglied des Verfassungsrathes vom Lande, und erhielt die Antwort: „ihnen vom Lande wäre es gleichgültig gewesen, welche Einrichtungen die Stadt getroffen hätte, daher nie zu Sinn gekommen, hierüber Etwas in die Verfassung zu bringen; weil man es ihnen aber angeboten, hätten sie es auch nicht ausgeschlagen. Jetzt, da er höre, daß dieses Unfrieden bringen könne, werde er zu Beseitigung der betreffenden Stellen des Entwurfes gerne Hand bieten."

Einigen Erfolg hatten diese Einwendungen, aber gerade nur so viel, als zu Verhütung des Scheiterns des Verfassungswerkes für unerläßlich erachtet ward. Der 20. May war als Tag der Abstimmung festgesetzt. Man vernahm zuvor, daß in den beiden volksreichsten Gemeinden große Unzufriedenheit mit dem Entwurf herrsche, weil das Repräsentations-Verhältniß des Landes nicht gehörig gewahrt, der Stadt zu viel eingeräumt worden seye. An dem einen Ort wurde

eine Anzahl Exemplare des Entwurfes verbrannt, und den Mitgliedern des Verfassungs-Rathes geradezu vorgeworfen, sie hätten das Land an die Stadt verrathen. Die Vermuthung, das Projekt würde verworfen werden, gewann jetzt immer größern Boden. Indeß schien der Weg der Ruhe und Legalität einigen Unruhestiftern ein zu weitwendiger, daher allzulangsamer; sie rotteten die Einwohner von ein paar Gemeinden zu einem bewaffneten Zuge gegen die Stadt zusammen, nöthigten die Bewohner derjenigen, die an dem Wege lagen, ihnen sich anzuschliessen, und erschienen am 16. May Abends vor den Thoren, die nicht der rathlos gewordene Rath, sondern auf eigene Faust und einzig in seiner Eigenschaft als Bürger der Obristlieutenant Bernhard Zündel schließen ließ und bei seinen Mitbürgern zu Bewachung und nöthigen Falls Vertheidigung der Stadt alle Bereitwilligkeit fand.

Der Sturm gieng ohne Folgen vorüber. Man rief eidgenössische Commissarien herbei, deren der Eine seinen Pact mit der Revolution bereits geschlossen, der Andere im Canton Basel bewiesen hatte, daß kein Volksaufstand von ihm Etwas zu befahren habe. Sie fertigten denselben in einer Proclamation mit dem merkwürdigen Prädikat einer „augenblicklichen Verirrung" ab. Jetzt aber war der Sturm in die Behörden gefahren: am 19. May Proclamation der Commissarien; am 20. Prüfung des Verfassungsentwurfes in deren Beiseyn mit dem Kehrreim: und siehe da, es war Alles sehr gut; am 21. Einberufung des bereits im Todesröcheln liegenden kleinen Rathes, um dessen Mitglieder zu Anpreisung des Werkes zu instruiren, so daß mir eines derselben nachher sagte: „es seye ihm gewesen, als säße er in einer Schule, in der man sich bemüht hätte, die Lection kräftig einzulehren;" am 22. Pfingstfest; am 23. Abstimmungstag.

Man findet oftmals bei ruhmreichen oder bei schmach-

vollen, bei preiswürdigen oder bei verwerflichen, bei heilbringenden oder bei unheilbringenden Ereignissen eine wundersame und geheimnißvolle Bedeutung in der Wahl oder in dem zufälligen Zusammentreffen der Tage, worin im einen Fall eine glänzende und erhebende Erinnerung, im andern Fall entweder ein furchtbares Gericht oder eine schneidende Ironie liegt. Derartiges lag in der Wahl des Tages zu jener Abstimmung; — es war der Pfingstmontag, der Tag, in welchem Jahrhunderte durch die Bürgerschaft in dem höchsten Glanze ihres öffentlichen Lebens aufgetreten, der Tag, an welchem das Jahr zuvor auf die nun leichtfertig geopferte Verfassung der Eid geleistet worden war. Daß an dem, am 21. May versammelten, Kleinen Rath die Bemerkung abglitt, wie übel zu Annahme der Verfassung der Pfingstmontag gewählt seye, darf nicht in Staunen setzen; den Einen fehlte der Sinn, Solches zu würdigen; die Andern waren durch die Vorgänge vom 16 so eingeschüchtert, daß sie nicht schnell genug noch zu dem Rettungsanker der Verfassungsannahme greifen zu können glaubten; über Alle zerbreitete die Bemerkung, daß auf Dienstag und Mittwoch der Jahrmarkt falle, welcher solche Versammlungen nicht gestatten würde, die gewünschte Erleuchtung.

Am Pfingstfeste begegnete ich auf dem Wege zur Kirche dem Helfer Hurter. Ich erklärte ihm offen: wenn ich zu gehöriger Zeit erfahren hätte, daß am Tage nach Empfang des heiligen Abendmals der Eidbruch sanktionirt werden sollte, und nur mit einigem Vertrauen von der Geistlichkeit hätte dürfen erwartet werden, daß sie den Muth besässe, ihre Pflicht zu begreifen, ihre Stellung zu würdigen, so würde ich auf schleunige Einberufung derselben gedrungen und den Antrag gestellt haben: die Feyer des Abendmals im Hinblick auf den kommenden Tag in keiner Kirche zu begehen. — Ich bin mir noch jetzt ganz klar bewußt, daß in dieses Vorhaben,

an dessen Beantragung einzig der Mangel an Zeit mich hinderte, von politischer Gesinnung durchaus nichts sich mischte, sondern daß dasselbe blos durch die reinste religiöse Ueberzeugung angeregt ward. Ich dachte mir die Sache so: Wie schon im Alten Testament, sodann durch die christliche Kirche alle Zeiten herab, der Vorabend grosser Unternehmungen in besonderer Hinwendung zu Gott seye zugebracht worden, so sollte der Vorabend einer angeordneten augenfälligen Ungebür (ich brauche das unverfänglichste Wort) durch Enthaltung von derjenigen Feyer begangen werden, welche dem Christen die innigste Gemeinschaft mit Gott vor Augen bildet. Dieß wäre zwar gewissermaßer ein über das Land gelegtes Interdikt gewesen: aber an der Befugniß, ja Pflicht der Geistlichkeit, unter solchen Umständen ein solches eintreten zu lassen, habe ich nie gezweifelt. Daran aber zweifelte ich auch damals, ob ich von dieser nur würde verstanden, begriffen, oder gar unterstützt worden seyn; denn noch heutiges Tages sehe ich die langen und verblüfften Gesichter vor mir, welche die nachherige bloße Mittheilung dieses Gedankens bei Einigen zu Stande brachte; sie kamen mir vor wie Chinesen, die sich durch spanische Flüche angefahren sehen. Auch diese würden wohl Etwas hören, könnten aber von dem Gehörten nicht das Geringste begreifen.

Bei dem Eintritt in die Kirche diente es mir eigentlich zum Trost, nur eine kleine Versammlung und unter dieser auffallend wenig Männer zu erblicken. Die Predigt war, wie immer, ganz der Feyer des Tages angemessen; nur am Schlusse erlaubte ich mir, mit sichtbarer innerer Bewegung beizufügen: „Wer sich heute zum Empfang des heil. Abendmals gestimmt fühle, möge es thun.“ — Als am Ende der Brodaustheilung, gemäß der Uebung, der Meßner und ich dasselbe nehmen sollten, gab ich es blos jenem und gieng davon. — Geistlichen, denen dieses nachher nicht einleuchten

mochte, bemerkte ich: „ich wolle zwar Keinen verurtheilen, dulde aber auch keinen Tadel in Bezug auf die eigene Handelnsweise. Es gebe Fälle, in denen nicht blos der Einzelne, sondern ganz Israel sündige, deßhalb das Heiligthum dem ganzen Volke unzugänglich seyn sollte, auch denjenigen, welche für ihre Personen die Sünde weder begehen noch ablehnen könnten, wie in dem vorliegenden Fall die Weiber."

Da ich wußte, daß in der Zunftversammlung am Pfingstmontage Beobachter aufgestellt waren, welche meine Aeusserungen alsbald hinterbringen sollten, berührte ich weder den Werth noch Unwerth des Verfassungs-Entwurfes, hütete mich, über dessen Annahme oder Verwerfung einen Wink zu geben, konnte mich aber nicht enthalten, die Unschicklichkeit der Auswahl dieses Tages hervorzuheben, und von dem Recht der Bürgerschaft zu sprechen, ihre künftigen Einrichtungen durch eigene Bevollmächtigte entwerfen zu lassen. Das Resultat der Abstimmung auf meiner Zunft war: etlichundzwanzig Annehmende gegen 57 Verwerfende; im ganzen Canton hatten diese um einige Hundert das Uebergewicht. Nun war viel Jammers; man sprach von einer öffentlichen Calamität, legte die Verwerfung der Verfassung geradezu mir zur Last, suchte Aeusserungen, die ich in Schrift oder Rede gethan, auf die empörendste Weise zu verdrehen oder zu entstellen, und sämmtliche, Jedermann bekannte Thatsachen, zu diesem Ende zu ignoriren. Auf meine Ueberzeugungen konnte dergleichen nie den mindesten Einfluß gewinnen, auf meine Handelnsweise ebensowenig, da ich, ob Grundsätze, und was aus denselben nothwendig hervorgehen muß, zu vertheidigen oder zu bekämpfen waren, stets offen zu Werke gieng, mir immer gleich blieb, dabei persönliche Zwecke niemals kannte, auch solche nicht haben konnte. Wie nachgiebig in allen untergeordneten Fragen, wie leicht durch Gründe, Bemerkungen und Vorstellungen ich zu gewinnen, wie geneigt ich bin,

Erörterungen, sobald Eifer und Bitterkeit ihnen sich beimischen könnte, zu vermeiden: so zäh und beharrlich bin ich in demjenigen Allem, was die tiefsten Grundlagen der Weltanschauung betrifft.

Es war nun leicht vorauszusehen, daß die Revolution, diese völlige Umgestaltung aller Verhältnisse, auch die Geistlichkeit berühren würde. Meine Ansichten über die gegenseitige Stellung habe ich in zwei Synodalreden *), um die herrschenden Begriffe unbekümmert, dargelegt.

In der ersten derselben suchte ich zu überzeugen, daß der wahre Geistliche, im Bewußtseyn, der Träger und Herold der unwandelbaren Offenbarung zu seyn, hierin die Schutzwaffe gegen alle Anwandlungen revolutionärer Gesinnungen erkennen, „die Kirche aber, vermöge ihres Wesens und ihrer Bestimmung, wenn alles Irdische in ein endloses Fluthen aufgelöst und dieses als der einzig gedeihliche Normalzustand ausgegeben werden wolle, möglichst unverändert bleiben, sie von ihrer heitern Höhe herabblicken müsse in dieses Gewühle." Das hätte allerdings ein, dem heutigen Protestantismus stracks zuwiderlaufender, Satz dürfen genannt werden, indem derselbe nicht blos diesem Fluthen nirgends widersteht, sondern selbst in ein solches aufgelöst ist, ja dasselbe hie und da sogar als dessen wahres Leben und Wesen angepriesen werden will. In der andern Rede scheute ich mich nicht, einen Satz der erstern: daß der wahre Geistliche ein Aristokrat seyn müsse, weiter auszuführen. Der Satz lautet so: „Den ächten Botschafter an Christi Statt werde die Kraft seines innern Lebens, der Verein von Wahrheit und Treue, durch eine naturgemäße Wahlverwandtschaft zu

---

*) Kleine Schriften B. I, S. 56 ff.

denen hinziehen, in deren Benennung von je Zeiten die Erstrebung des Besten als würdige Aufgabe ihrer höhern Stellung seye bezeichnet worden." Dieses wurde nun im Hinblick auf die neuesten Ereignisse und Zustände ausgeführt, und war im Grund ebensowenig ächt protestantisch als jenes. Indeß scheinen die Reden mehr gehört als gewürdigt worden zu seyn. Sie fanden Beifall; vielleicht weil die Geistlichkeit damals noch weniger mit der Revolution sich amalgamirt hatte, als durch den Verlauf der Zeit beinahe unausweichlich herbeigeführt werden mußte. Es ist mir auch seitdem vorgeschwebt, es wären damals sowohl ich, der Sprechende, als die Zuhörenden von Illusionen berückt gewesen und es hätte bei allem Schein von Einigung eine unermeßliche Kluft zwischen Beiden gegähnt. Ich fand mich veranlaßt, über diese Reden später das Urtheil zu fällen: „Es hätten die Hörenden zwar wohl von den Klängen und Worten angenehm sich berührt finden mögen, nicht aber den vollen Sinn in seinem ganzen Umfange und in seiner wesentlichen Bedeutung erfassen, oder dadurch in ihrem Innersten wirklich angeregt werden können; dagegen hätte der Sprechende, der realen Zustände und der concreten Individualitäten zu wenig Rechnung tragend, Beide auf eine Weise idealisirt, für welche die Einen so wenig als die Andern empfänglich gewesen seyen."

Mein fester Vorsatz war, mit der Revolution so wenig als möglich in Berührung zu kommen, sie für meine Person um nichts anzugehen. Dem Gelüste mehrerer Glieder des geistlichen Standes, zu versuchen, ob ihr für diesen nicht etwas Zusagendes abzugewinnen seyn dürfte, stellte ich nicht Hartnäckigkeit entgegen, wenn ich auch gänzliches Schweigen und Gehenlassen vorgezogen hätte, indem in jedem Begehren, ist es auch noch so sehr in der Natur der Sache begründet, eine Art Anerkennung derjenigen liegt, an welche das Begehren sich richtet. Weil aber einige Geistliche auf Versuche in

jenem Sinn einen großen Werth legten, wollte ich nicht von ihnen mich trennen, gleichwie auch das Verlangte selbst vollkommen mir einleuchtete. Die Redaction aller zu jener Zeit eingegebenen Denkschriften hatte ich mir vorbehalten, weil ich einer Besorgniß, Andere möchten meine Gedanken nicht scharf genug auffassen, sie nicht klar genug darstellen, nie völlig mich erwehren konnte; zu Etwas, was nicht, selbst in dem geringsten Ausdruck, meine Gesinnung aussprach, nicht stehen, durch zu viele Aenderungen einen Andern nicht kränken mochte. — Die erste dieser Eingaben richtete an den Verfassungsrath das Verlangen, daß die Geistlichen hinfort nicht mehr von der Wahlfähigkeit, gleich den Criminalisirten und Vergeldstagten, ausgeschlossen seyn sollten, was für mich einzig als Thesis Werth hatte, in Praxi dagegen entschieden verworfen ward *). Dringender, zugleich sachgemäßer, war das Verlangen gleichgestellter Repräsentation im Kirchenrath, mir zugleich einleuchtender, weil es ein rein kirchliches Interesse berührte, auch die Gewährung benützt werden könnte, was meiner Ueberzeugung zufolge bei jenem nicht stattfinden durfte. Von eilf Mitgliedern dieser Behörde gehörten blos drei dem geistlichen Stande an; ein schnödes Mißverhältniß, hervorgegangen aus jener Zeit, in welcher die weltliche Gewalt nicht blos über kirchliche Einrichtungen, sondern selbst über Dogmen aburtheilte, und dessen Unwürdigkeit ich gewiß längst eben so tief gefühlt hatte, als irgend Einer derjenigen, welche mit mir vorberathen sollten, was verlangt werden dürfte und müßte. Diesen schien Gleichstellung der Glieder beider Stände das Mindeste zu seyn. Die Ueberzeugung theilte auch ich, nicht aber die Hoffnung, Solches zu erreichen, da mir die Zeichen der Zeit nicht verborgen waren. Es tauchte

*) Die Erklärung hierüber S. B. I, S. 77 m. kleinern Schriften.

aber bei den zur Vorberathung mir Beigegebenen so grosser Eifer für die Sache, eine solche vermeinte Ueberzeugung auf, daß hiemit nur ein Verhältniß verlangt werde, welches im Grund längst schon hätte eingeführt werden sollen, eine derartige momentane Entschiedenheit, daß sie Alle einstimmig verlangten, das Begehren sollte so abgefaßt werden: entweder Gleichstellung, oder Belassung der Sache in statu quo. Das wäre unbezweifelt das Dilemma gewesen, mit welchem ich würde geschlossen haben, hätte ich einzig zu handeln gehabt. Allein ich kannte meine Leute auf beiden Seiten; ich durfte wohl ahnen, die Einen würden so wenig als möglich gewähren, die Andern zuletzt auch mit dem Wenigsten sich begnügen. Ich sah daher in hohen Worten und kräftigen Erklärungen nur ein Mittel, sich zu compromittiren. Darum rieth ich von solcher Erklärung ab, es wäre denn, daß man bereits mit sich einig und fest wäre, ihr gemäß nachmals auch zu handeln. Es half nichts; die Stelle mußte in den gutachtlichen Entwurf aufgenommen werden. Als dieser sodann zur Berathung vor die gesammte Geistlichkeit gelangte, erneuerte ich meine Bedenklichkeiten, machte abermals aufmerksam, sobald dieses ausgesprochen werde, fordere nachher die Ehre, fest dabei zu verbleiben und unter keinen Umständen zu etwas Anderm sich zu bequemen. Auch hier ließ man sich von keiner Besorgniß möglicher Inconsequenz anfechten; die berührte Stelle, als Ausdruck der Gesinnung der Geistlichkeit, wurde abermals verlangt.

Etwa nach Jahresfrist erfolgte der Entscheid. Es wurde blos in so weit entsprochen, als die Geistlichkeit Befugniß erhielt, ein viertes Mitglied von sich aus zu wählen. Jetzt war es Pflicht für mich, auf die früher mit so grosser Entschiedenheit aufgestellte Clausel aufmerksam zu machen. Umsonst stellte ich dar, wie die Ehre erheische, bei dem, was so feyerlich erklärt worden, zu verharren; umsonst rieth ich, die

Wahl gar nicht zu vollziehen, zu erwiedern, daß man bei dem status quo verbleiben wolle. Es war nichts auszurichten. Was ich von Wahrnehmung einer würdigen Stellung immerhin sprechen mochte, es wurde nicht begriffen; es herrschte die Freude eines Kindes, welches nach langem Betteln zuletzt doch Etwas erlangt. Selbst diejenigen, die sonst immer ein Arsenal hohler Pfundworte mit sich führten, ließen dieselben dießmal unausgeschifft. Man freute sich, einen Wahlact verrichten zu können. Ich aber erklärte laut und bestimmt, an demselben keinen Theil nehmen zu wollen, indem ich nicht heute Etwas feyerlich versichern, morgen der Versicherung entgegen handeln könne. Ich habe auch wirklich keine Stimme abgegeben.

Eine andere Denkschrift, gleichfalls auf mein Betreiben und durch mich verfaßt, wurde später der zu Ausscheidung des Stadt- und Staatsguts aufgestellten Specialcommission übergeben. Sie hatte die Absicht, unter dem Titel von Ansprüchen für die Armen, von dem ehemaligen geistlichen Gut der Stadt dieser wenigstens noch einen Theil zu retten. Jene Ansprüche wurden durch Hinweisung auf Recht, Geschichte, Herkommen und die Analogie bei spätern Säkularisationen begründet. Waren dieß Alles Titel, die vor dem Bestreben, der Stadt von ihrem wahren, uralten Eigenthum so wenig zu lassen, als man nur konnte, jede Beweiskraft verloren, so verliert doch hierunter der gute Wille, zu erreichen und zu retten, was möglich, nicht das Mindeste.

Nachdem im Laufe des Jahres 1831 die Einrichtungen der Stadt berathen und festgestellt worden, konnte man dem unvermeidlichen Herannahen der Vermögenstheilung mit Gewißheit entgegensehen. Wie diese veranstaltet werden

sollte, war noch im Dunkeln; aber manche Wahrnehmung hatte mich mißtrauisch gemacht, mit Besorgniß erfüllt, die Stadt möchte neben ihren Rechten und Freiheiten nun auch ihr rechtmässig erworbenes Vermögen verlieren. Ich sah fortwährend die vorhandene sogenante Dotations-Urkunde für einen Act revolutionärer und despotischer Willkür an, und vertheidigte daher bei jeder Gelegenheit den Satz: da diese Acte niemals zur Vollziehung gekommen, nachher aber die Mediationsacte, in der sie gewurzelt, vernichtet worden seye, so mangle ihr alle bindende Kraft; sie seye ein Kind, das mit der Mutter gestorben sey, und nun, nachdem diese längst in Verwesung übergegangen, nicht mehr ins Leben gerufen werden könne. Noch war meine frühere Ueberzeugung nicht wankend geworden, daß, ohne förmliche Rechtszertrettung, zu Ausmittlung dessen, was Stadt- und was Staatsgut seye, es keinen andern und zugleich untrüglichen Weg gebe, als zu untersuchen und nachzuweisen, was erstere bloß als Genossenschaft, sodann, was sie kraft ihrer Selbstherrlichkeit besessen habe.

Ich setzte jetzt, da der entscheidende Augenblick näher kam, meine früher angehobenen Untersuchungen fort. Bald nachher wurden sie veröffentlicht, unter dem Titel: „Wie die Stadt Schaffhausen zu ihren Freiheiten, Besitzungen, Gütern, Rechten und Häusern kam." Das Ergebniß war, wie ich es zum voraus geahnet hatte, es stellte sich heraus, daß vermöge ihrer Souveränetät die Stadt durchaus nichts besaß, Alles ihr Eigenthum gewesen wäre, wenn sie auch jenes obersten Glücksgutes hätte entbehren müssen. Das geschichtliche und unkundliche Recht, meinte ich daher, könnte bei einer solchen Ausscheidung einzig maßgebend seyn, wenn anders nicht die Gewalt dictiren wolle, was die Gerechtigkeit verweigere.

Diese Schrift war bereits im December 1831 zum Druck

fertig, erschien aber erst Ende Aprils 1832. Schon am 9. Nov. 1831 hatte der so eben eingesetzte Stadtrath unter die Commissarien, welche die schwierige Aufgabe jener Ausscheidung lösen sollten, auch mich gewählt. Dieß war das einzige, ohne allen Zusammenhang mit meinem amtlichen Charakter stehende Geschäft, mit welchen ich mich je betheiligte, und dem ich, bei der Voraussicht, hiezu sehr viel Zeit opfern zu müssen, einzig in Hoffnung, meiner Vaterstadt einen bleibenden Dienst erweisen zu können, mich unterzog. Zwar brachte es mich in einen schwierigen Conflict, zwischen jenen, bis auf den heutigen Tag nicht erschütterten, Ueberzeugungen von der allein rechtlichen Grundlage einer solchen Theilung, und der jetzt nothwendig gewordenen Praxis. Zwar suchte ich gleich im Anfang bei meinen Collegen die Ansicht geltend zu machen, daß jene im Jahr 1804 ausgefertigte Dotations- (eigentlich Spoliations-) Urkunde für uns gar nicht vorhanden seye, und daß, sofern man ohne Niedertretung des Rechts an das Ziel gelangen wolle, einzig der angedeutete Weg der geschichtlichen und urkundlichen Untersuchung dürfe betreten werden. Hiegegen wurde die Rechtskraft jener Urkunde weniger erwiesen als postulirt, zugleich bemerkt, daß der von mir bezeichnete Weg, wenn er auch der richtige seye, von der andern Seite nie würde anerkannt werden, weil er dieselbe zum reinen Nichts führen müßte; daß ein eidgenössisches Schiedsgericht, was sich alsdann um so weniger vermeiden ließe, alle geschichtlichen und urkundlichen Beweise, wie schlagend sie auch wären, unfehlbar unter die Bank werfen und bloß an jene Acte sich halten würde; daß nur Anerkennung derselben den Versuch unterstützen dürfte, allfällige geneigtere Einräumungen für die Stadt zu erhalten. Durch diese, aus dem wirklichen Stand der Sachen hervorgehenden und durch denselben vollkommen sich rechtfertigenden, Bemerkungen war ich auf die Wahl getrieben, entweder in Festhalten an dem,

was mir als allein rechtlich einleuchtete, mit meinen Collegen in stete Opposition zu treten, unter sicherer Voraussicht, doch nichts erreichen zu können; oder aus der Commission auszuscheiden, und jedes Bemühen, zu retten, was möglich, hiemit aufzugeben; oder endlich meine Ueberzeugungen in den Hintergrund zu schieben, um wenigstens Jenes zu versuchen. Ich entschied mich für das Letztere, und sicherte mir dadurch bei meinen Collegen wenigstens den Einfluß, daß sie zu meinen Versuchen, für die Stadt Verschiedenes doch noch in Anspruch zu nehmen, um so lieber Hand boten.

Bald nach dem Zusammentritt der Commissarien beider Parteyen kamen Differenzen zum Vorschein, welche eine friedliche Ausgleichung kaum erwarten ließen. Es bedurfte keines besonders hellsehenden Auges, um eidgenössische Commissarien als letztes Auskunftsmittel bereits zu erblicken. Indeß gieng es mir hier wie vor neun Jahren bei Bearbeitung der Denkschrift der Geistlichkeit: mein unermüdlicher Eifer, zu einer Sache, der ich mich nun einmal angenommen hatte, alle Thätigkeit einzusetzen, brachte dieselbe, ohne daß ich es darauf anlegen konnte, verzugsweise in meine Hände. Die Neigung, dergleichen Gegenstände schriftlich zu bearbeiten, gab Veranlassung zu einer ziemlich ausführlichen Schrift: „Beleuchtung der in der Ausscheidungs-Angelegenheit des Guts der Stadt Schaffhausen von demjenigen des Cantons obschwebenden Differenzen"; dieselbe sollte vorzüglich zu erforderlicher Orientirung der Schiedsrichter dienen, und wurde handschriftlich jedem derselben übergeben, nach Beendigung der Verhandlungen gedruckt.

Einem erwünschten Erfolg aber standen neben den offenen noch geheime Hindernisse entgegen, so daß jener bloß darauf beschränkt blieb, der Stadt das Kirchengut ihrer Hauptkirche gewissermaßen — dieß, weil nicht ohne fremdartige Lasten darauf zu legen — zu retten. Denn wahrscheinlich

würde ohne Aufbietung aller denkbaren Gründe auch dieses, wie so manches Andere, ihr entrissen worden seyn. Die verwerfliche Neigung, unter dem Vorwand des Entgegenkommens und freundlicher Ausgleichung, dem Gelüste der Mehrheit zu fröhnen und das eigentliche Recht als ein Ding zu betrachten, welches für gewöhnliche Zeiten ganz zulässig seye, auch für solche möge aufgespart werden, hat hier wahrscheinlich verborgenen Einfluß geübt.

Glaubte ich, mit solchem Opfer an Zeit, mit solcher Anstrengung zu schriftlichen Ausarbeitungen, mit persönlicher Verwendung zu Aufsuchung von Schiedsrichtern für die Stadt, dieser einen wesentlichen und bleibenden Dienst erwiesen zu haben, so wußte mir dennoch nicht Jedermann Dank hiefür. Ich bin noch im Besitz eines Briefes, worin einer der für die Stadt durch mich erbetenen Schiedsrichter mir anzeigt: „einer meiner Mitbürger hätte gegen ihn sein Bedauern darüber ausgedrückt, daß die Commissarien der Stadt in ihren Forderungen zu weit giengen; bei einiger Nachgiebigkeit hätte die Sache ohne schiedsrichterlichen Spruch können beendigt werden.“ Ein Anderer bemerkte meinem Bruder: wenn es sich um ein Armengut (welches einzig durch die Bürger der Stadt gestiftet und selbst durch die Dotations-Urkunde ihr ausschließlich zugewiesen, durch das Schiedsgericht aber gemeinsam erklärt worden war) handle, so würde auch er auf Seite des Landes treten. Wieder wurde zu mir selbst gesagt: „es wäre besser gewesen, man hätte des Kirchengutes keine Erwähnung gethan,“ — d. h., die Stadt desselben berauben lassen. Die Fälle mögen wohl selten seyn, in welchem derjenige, welcher mit Anstrengung für eine Partei Etwas rettet, hiefür von Individuen derselben noch Mißbilligung hinzunehmen hat.

Am 21. Januar 1833 konnten die Commissarien dem Stadtrath den Endbericht über das ihnen anvertraute Ge-

schäft*) erstatten und in der Uebergabe desjenigen Guts, welches der Stadt verblieben ist, die Erledigung des ihnen zu Theil gewordenen Auftrages darthun.

Zwei Tage später starb, schneller, als zu erwarten war, der bisherige Antistes. Wie ich früher bemerkt habe, galt seit unfürdenklicher Zeit jeder Innhaber meiner geistlichen Stelle als dessen präsumtiver Nachfolger, wurde daher die Wahl für eine bloße Formalität angesehen. Ein Beispiel, daß es je anders seye gehalten worden, ist gar nicht vorhanden. Mag damals, und in Berücksichtigung des so eben beendigten Geschäftes um so mehr, die Zahl derjenigen, welche es nicht für möglich hielten, daß man über den uralten Gebrauch sich hinwegsetzen dürfte, noch so klein gewesen seyn, ich jedenfalls gehörte unter dieselben, und hatte die feste Ueberzeugung, daß gerade wegen der erwähnten Bemühungen um die Stadt nicht allein der Bruch in jene Gewohnheit gemacht, sondern unfehlbar von dieser selbst ausgehen werde. Aber eben deßwegen, und weil ich improvisirten Neuerungen niemals meinen Beifall schenken konnte, widersetzte ich mich aus allen Kräften dem Antrag eines Geistlichen: ich sollte, damit über die Erwartungen der Geistlichkeit ein bestimmter Wink an die Behörden gelange, mich durch jene alsbald zum Decan wählen lassen (weil diese Stelle immer mit der Würde eines An-

---

*) Eine Erzählung über dessen Verlauf, sammt allen dahin bezüglichen Acten, habe ich bald nachher mit Zustimmung meiner Collegen herausgegeben: „Bericht und Actenstücke über die Ausscheidung des Stadt- und Cantonal-Guts zu Schaffhausen.“ VIII und 191 S. in 8.

tistes verbunden war). Bei entschiedenem Widerstreben von meiner Seite blieb der Antrag auf sich beruhen. Ich entzog damit eine sicherlich erwünschte Handhabe, um mit etwelchem Schein an meine Person die Schuld von höchst seltsamen Bestrebungen zu knüpfen, für welche es nun keinen andern Boden gab, als die blaue Leere.

Es kömmt dem Kirchenrath zu, der wählenden Behörde für jede erledigte Stelle drei Geistliche vorzuschlagen. Dieß sollte am 30. Jan. 1833 statt finden. Ich erschien an diesem Tage seit langer Zeit zum Erstenmal wieder in der Sitzung. Zwar ungern, aber mit reifer Ueberlegung; um bei vorherrschender Neigung, jeden meiner Schritte falsch zu deuten, nicht dem leicht auf die Bahn zu bringenden, Verdacht mich auszusetzen, ich hätte durch Abordnung eines Stellvertreters mir auf alle Fälle den Vorschlag zusichern wollen. Hier nun kamen alsbald, nur schwach verhüllt, allerlei Mißstimmungen wider mich zu Tage, deren einzige Wurzel in dem beharrliche Widerstand gegen die Revolution von meiner Seite und in der Befreundung mit derselben von anderer Seite zu suchen war. Indeß, fest entschlossen, bei der Hauptfrage, nämlich der Bildung des Vorschlages, von der theilnahmslosesten Passivität nicht abzuweichen, konnte mich dieses Alles nur sehr wenig berühren. Ich blickte zu klar in die vorherrschenden Tendenzen. — Durch die erste bestimmte Aeusserung, welche bei Bildung des Vorschlages erfolgte, sollte eigentlich eine Kränkung gegen mich ausgesprochen werden, sie war aber noch weit mehr eine solche gegen die gesammte — aber freilich abwesende — Geistlichkeit: „Es fände sich, hieß es, unter der gesammten Geistlichkeit nur ein Einziger, welcher vollkommen tüchtig wäre, die wichtige Stelle eines Antistes zu bekleiden;" darum dieser vorgeschlagen seyn solle. Den Zweiten hatte ich zu nennen; dieß geschah pflichtgemäß, nach bester Ueberzeugung. Mein Freund, der Statthalter Harder,

ließ sich, meinem bestimmtesten Wunsch entgegen, nicht zurückhalten, mich als Dritten in Vorschlag zu bringen; was aber aus Rücksicht auf die bisherige Stellung und die dreihundertjährige Uebung unter keinen Umständen konnte und durfte angenommen werden.

Je unerwarteter den Meisten diese Bestellung des Vorschlages war, desto mehr befremdete sie. Allgemein war die Meinung, daß ich, die letzte Stelle auf der Liste einzunehmen, unmöglich hätte einwilligen können. Selbst Leute, die nicht im Ruf einer besonders selbstständigen Meinung standen, äusserten sich mißbilligend über eine solche Erscheinung. Viele fragten: ob das der Dank seye für meine Bemühungen zum Besten der Stadt? Die Mehrzahl der Geistlichen war betroffen. Der einzig und vollkommen „Tüchtige" unter ihnen war ein Landpfarrer, der seit vierzig Jahren eine von hier ziemlich entfernte Pfarrey im Canton Zürich verwaltet hatte, daher den hiesigen Verhältnissen fremd geworden war; ein Mann, der noch immer sein hebräisch fortrieb, mit Exegese sich beschäftigte, einfach und redlich, für seinen bisherigen Wirkungskreis vollkommen geeignet, aber ohne alle Idee von äusserer Würde, auch nur etwelcher Repräsentation und des Tactes, ohne welche diese nicht möglich. Er hatte und behielt immerfort das Gepräge eines Landpfarrers, der in seiner Umgebung und in seinen engen Verhältnissen alt und grau geworden ist.

Merkwürdiger als der Vorschlag war am 1. Febr. die Wahl selbst. Erst mußte die Frage abgefertigt werden: wie es komme, daß man von der dreihundertjährigen Uebung abgewichen seye? Hienach stand auf mehrern Zeddeln dennoch mein Name, was aber bei Mangel des Vorschlages ungültig war; der „einzig Tüchtige" konnte im ersten Scrutinium die erforderliche absolute Mehrheit nicht gewinnen. Bei wiederholter Wahl ergaben sich für denselben 30 Stimmen, 29

fielen auf die beiden andern, eine auf mich, ein Zeddel war weiß geblieben; daher bei einer Zahl von 61 Wählenden abermals keine absolute Mehrheit. Nun drohte arge Verwicklung. Es war mit großer Wahrscheinlichkeit vorzusehen, daß der Schützling, mit welchem vorher eine Zusammenkunft gehalten worden seyn soll, um ihm die Stelle anzutragen, in nochmaliger Wahl durchfallen, man sich somit gegen ihn compromittiren, sogar Einer gewählt werden würde, der die Wahl nicht angenommen hätte. Um also das Angebahnte zu retten, wurde zu demonstriren versucht: weil auf einem Wahlzeddel ein ungültiger, auf einem andern gar kein Name gestanden hätte, reducire sich die Zahl der Wählenden von 61 Anwesenden auf 59, bildeten somit 30 die absolute Mehrheit, wäre demnach die Wahl rechtsgültig erfolgt.

Hierüber entspann sich Hader in der Versammlung. Die Einsichtigern behaupteten: die absolute Mehrheit werde immer durch die Zahl der Wählenden, unabhängig von ihren durch das Stimmgeben ausgedrückten Gesinnungen oder Meinungen, bedingt. Deren seyen nun 61 gewesen, wovon blos 30 auf einen der Vorgeschlagenen sich vereinigt hätten; somit seye eine gesetzliche Mehrheit nicht vorhanden, eine Ernennung noch nicht erfolgt. Der Streit dauerte bei einer halben Stunde. Da für die entgegengesetzte Meinung der Rechtsboden fehlte, wurde die Verlegenheit herausgehoben, in welche man durch eine dritte Wahl unfehlbar gebracht werden müßte. Und abermals war es nur eine sehr kleine Majorität, welche hiedurch sich belehren oder bewegen ließ, zuletzt für Gültigkeit der Wahl sich aussprach; so daß, als der Zweck mit Mühe errednert und erfront war, bemerkt wurde: „es seye nicht einzusehen, wie der Gewählte, sofern ihm die Umstände der Wahl bekannt würden, die Erwählung mit Ehren annehmen könne?" — Anderthalb Jahre früher hatte man mit einer Wahl das umgekehrte Spiel getrieben. Damals

fand sich ein Wahlzeddel über die Zahl der wählenden Personen vor. Mittelst dieser Addition bekam ein Individuum auf vollkommen gleiche Weise die Mehrheit, wie sie hier durch Subtraction bewerkstelligt ward. Auch jene Regelwidrigkeit hatte man zu retten gewußt. E sempre buono! Leute, welche mit der Physiologie der Republiken sich beschäftigen, mögen dergleichen Particularitäten sich anmerken.

So merkwürdig als die Wahl waren die Ausflüchte, weßwegen man mich beseitigt habe. Zuerst warf man durch dienstbare Geister die Lüge in das Publikum: ich hätte mich erklärt, die Stelle eines Antistes nicht annehmen zu wollen; was hie und da Glauben fand. Hierauf hieß es: es seye mir aus Schonung der erste Vorschlag nicht gegeben worden, weil man gewußt habe, daß der eben erfolgten Theilung wegen die Stimmen der Mitglieder vom Lande sich doch nicht auf mich vereinigen würden. Durch Andere ließ man ausstreuen: ein Theil der Geistlichen selbst würde meine Erwählung nicht gerne gesehen haben; wogegen aber allsofort einer, der dieses hörte, sehr entschieden sich erklärte, und die Geistlichkeit gegen eine solche Zulage aufs Bündigste verwahrte. Sodann fanden sich Leute, welche in Schenken auseinandersetzen mußten, daß ich zu dieser Stelle durchaus mich nicht eignen würde. Selbst ein Spaß, den ich — wohlverstanden vor zwanzig Jahren und unter Bekannten und inter pocula — im Hinblick auf das damalige Personale des Kleinen Raths und eine gewisse Erstorbenheit der Bürgerschaft mir erlaubt hatte: „Wenn die Geistlichkeit ihre Stellung kennte, und der Antistes ein rechter Mann wäre, so könnte es dahin gebracht werden, daß der Bürgermeister, ohne diesen vorerst gefragt zu haben, nicht einmal laxiren dürfte", wurde, wie es scheint, zu jener Zeit hinter das Ohr geschrieben, jetzt aber, nachdem ich ihn längst vergessen, wieder hervorgelangt, und meinem Vetter, dem Präsidenten Hurter, bemerkt: daraus ließe sich

entnehmen, wie ich es treiben würde, wenn ich Antistes werden sollte, und wie man weislich gehandelt habe, statt meiner einen Andern an die Stelle zu bringen. — In der Abendgesellschaft eines Gasthofes hatte, kurz nach dem Tode des Antistes, noch bevor das angelegte Gewebe sichtbar geworden war, Einer, der sich besonders beglückt fühlte, in dergleichen Staatsgeheimnisse eingeweiht zu seyn, meinem Vetter erklärt: ich würde doch nicht des Verstorbenen Nachfolger werden; worüber Beide ernstlich an einander würden gerathen seyn, wenn nicht ein Dritter mit den Worten in die Mitte getreten wäre: „Ihr Herren! ob Hurter Antistes werde oder nicht, wird ihm gleichgültig seyn; und wenn er es auch nicht wird, so kann er dadurch in den Augen des Publikums nichts verlieren."

Gleichgültig, durchaus gleichgültig war es mir auch wirklich in Bezug auf meine Person. Ich pflegte gewöhnlich zu sagen: nur das betrübe mich, daß die Würde eines Antistes nicht in ihrer bisherigen Integrität seye erhalten worden; bis dahin seye sie eine Ehrenstelle gewesen, nun habe man für gut befunden, damit Jedem das Seinige werde, dieselbe zu theilen, und den ersten Theil mir zu lassen, mit dem zweiten einen Andern zu versorgen. Gleichgültig dagegen konnte mir dieser Gegenstand objectiv nicht seyn. Gerade in der Synodalrede des vorigen Jahres hatte ich mit entschiedenem Wort hervorgehoben, wie die kirchlichen Verhältnisse um so unwandelbarer müßten bewahrt werden, je mehr die bürgerlichen von den Fluthen der Revolution umrauscht würden. Kirchlichen Neuerungen, namentlich solchen, welche die althergebrachten Verhältnisse der Geistlichkeit selbst berührten, war ich entschieden abgeneigt. Nun bot ein Glied derselben willfährig Hand, die vornehmste Uebung, welche darüberhin schon Jahrhunderte bestanden hatte, zu zerstören und eine Neuerung zu fördern, welche man sich noch vor wenigen Jahren nicht

einmal als möglich gedacht hätte. „Wie gerne hätte ich nicht die Kirche unberührt erhalten von Allem, was die irdischen Menschenzustände so maßlos zerwühlte! Welche Kränkung daher, eine Würde, die ich mir selbst in unsern engen Verhältnissen immer noch gerne als hoch dachte, durch Uebelwollen der Einen und durch revolutionäre Unbesonnenheit eines Geistlichen vor den Augen der Gleichgültigen und der Gegner der Kirche herabgesetzt zu sehen gleich dem gemeinsten Rathsstubenpöstlein! Es kränkte mich, durchaus abgesehen von meiner Person, die Erfahrung zu machen, daß ein Geistlicher zu demjenigen Hand biete, was aus schlecht verhüllter Abneigung nicht blos gegen einen andern Geistlichen, sondern gewissermaßen gegen den Stand selbst hervorgegangen war*)."

So wenig ich sonst geneigt bin, irgend Jemand durch scharfe Aeusserungen unangenehm zu berühren, konnte ich bei einem Besuch, den mir der Gewählte machte, doch nicht umhin, von revolutionären Handlungen und revolutionären Gesinnungen zu sprechen. Ich lenkte auch das Gespräch wiederholt auf den Umstand, daß er sogar das nie Erhörte gethan, und um die Würde eines Antistes sich angemeldet habe; wogegen er wiederholt versicherte, dieß seye nicht geschehen. „Aber — bemerkte ich — es ist doch öffentlich im Kirchenrath ausgesprochen worden." — „Das mag seyn", erwiderte der Gewählte, „ich habe mich aber dennoch nicht angemeldet."

Das eigentliche Gepräge unserer Zeit ist die Lüge; die Lüge ist der Luftkreis, in dem sich dieselbe bewegt; die Lüge

---

*) Es sind dieses Worte, welche ich alsbald nach diesen Begebenheiten in einer getreuen Relation darüber niedergeschrieben habe, die mithin von meinen damaligen Gesinnungen und Ansichten der Sache Zeugniß geben, nicht Reflexionen späterer Zeit sind.

ist die Kraft, die ihr Getriebe in Bewegung setzt; neben dem Dampf ist sie das mächtigste Agens, welches die Staaten lenkt, die Gesetzgebung durchdringt, die Gesellschaft ordnet, die Meinung beherrscht, die Zwecke fördert, der Gier der Menge frönt, das Daseyn von Hunderten fristet, die Geltung der Individuen bestimmt, die Zeit von Tausenden ausfüllt, mit dem Bedarf von Meinungen sie versieht, und in der Sprache das Wunder um den Thurm von Babel alltäglich erneuert. Die Lüge hat ihren Tempel in den Ständeversammlungen, ihren Thron in den Rathssälen, ihren Standort auf den Kanzeln, ihr Lotterbett in den Salons, ihr Lustrevier in den Kneipen, ihre Freistätte in der Literatur, und ihr Geschäftszimmer in den Zeitungen aufgeschlagen. Schauet jene Schwätzer, die in so vielen Ländern periodisch sich versammeln! Sie sprechen in hohen Worten, wie des Volkes reiner Wille mit des Landes höchsten Angelegenheiten sie betraut habe. Lüge ists; — jedes Blatt hält Register über die Künste, durch die sie zu der ersehnten Stelle endlich gelangt sind, an derselben sich erhalten, bei zeitweiligem Verlust ihrer wieder sich bemächtigen. Sie schwatzen euch unendlich viel vor, wie des Landes Wohl ihr unverrücktes, ihr alleiniges Augenmerk seye. Lüge ists; — der Minister tritt unter sie, er hat hohe Stellen, gewinnreiche Verträge, auch Abberufungs-Decrete in der Tasche, er zieht seinen Beutel mit Gewinnsten und Nieten hervor, er rüttelt ihn, und sehet, wie die Hände sich recken, daß er die Einen von sich gebe, die Andern nicht loslasse! Wendet euch dorthin, wo der Mund von Unantastbarkeit des Throns und unbegrenzter Ehrerbietung gegen den Fürsten bei jeder Veranlassung trieft! Lüge ists; — zur vereinsamten Null wollen sie ihn machen in der großen Rechnung des Staats; sie lüften den Hut vor dem unfaßbaren Abstractum, wehe aber, wenn das Concretum einen Willen haben, auch Unbedeutendes, so es Jenen nicht gefiele, durch-

setzen wollte! Vernehmet die prunkenden Reden von des Landes Flor und Wohlbehagen, von Blüthe, Gedeihen und Fortschritt! Lüge ists; — ihre Coterie verstehen sie darunter, die sie durch ihre Gesetzgebung an die Mastung bringen, damit gegenseitig in die Hände sich arbeiten, mit Formen und Flittern den innern, zumal sittlichen, Verfall des Volkes verhüllen wollen. Höret in den Rathssälen das Bauschen mit frommen, biedern Vorfahren, mit Bundestreue und Gerechtigkeit! Lüge ists; — die frommen und biedern Vorfahren würden mit Schmerz und Eckel den Blick abwenden von den verrotteten Unflathskindern, die mit ihnen eitel Klangrednerei treiben, und die Bundestreue hat in ein gegenseitiges Connivi-ren zum schändlichsten Bundesbruch umgeschlagen, so wie sie unter Gerechtigkeit eine vulgäre Metze verstehen, gegen welche jene im Propheten Ezechiel noch ein Muster von Sittsamkeit möchte genannt werden. Lasset euch nicht irre machen durch die von so manchen Kanzeln ertönenden Worte: Christus, Christenthum, christlich! Lügen finds; — sie haben den Gesalbten des Herrn durch die Lauge ihres Rationalismus gezogen, daß er aller Göttlichkeit bloß geworden ist, gerade wie Einer aus ihnen, abgerechnet die Bäffchen und die Quartalsbesoldung; sie haben den vom Himmel verkündeten, zum Himmel bereitenden Glauben durch die Retorten ihrer Kritik, ihrer Exegese, ihres Denkglaubens durchgetrieben und alles spezifisch Göttliche und Himmlische dergestalt daraus abgezogen, daß ihr es auf das caput mortuum einer Moral reducirt findet, die nothdürftig noch hinreicht, euch vor dem Criminalrichter zu sichern, und den Griffen einer allzustrengen Polizei zu entgehen. Sie rühmen euch den Fortschritt des Jahrhunderts, die hohe Stufe, die allgemeine Verbreitung der Bildung, die nie geahnete Vollkommenheit, zu welcher alle Anstalten für den Unterricht der Jugend sich erschwungen haben! Lüge ists; — Gewissenhaftigkeit, Aufrichtigkeit,

Treue, Redlichkeit, in jeglicher gegenseitigen Vorkommenheit, Thätigkeit, Genügsamkeit, Mäßigkeit, nicht Zeitungsleserey, Tadelsucht, Anmaßung, Barschheit, Waghalsigkeit durch fremde Mittel sind die Lineamente einer gediegenen, sich und Andern gedeihlicher Bildung; und mit eurer Förderung der Jugend ists ohnedem nicht weit her, so ihr anders nicht mit gefärbter Brille in die Weltzustände schauet.

Soll das Register fortgesetzt werden? Möchte man etwa meinen, es fiele schwer? Glaubte Jemand, es mangelte — nicht an Meinungen, Ansichten, Vermuthungen — nein, an Wahrnehmungen, Erfahrungen, Thatsachen, wie die Lüge dem Andern die Worte im Munde zu verdrehen weiß, um zu bekämpfen, was er nie gesagt, um zu vereiteln, was er nie gewollt hat, um dienstbar zu machen, wer frey bleiben möchte? Ist euer Sinn so abgestumpft, um es nicht inne zu werden, wie oft ein Quentchen Wahrheit unter einen ganzen Vorrath von Lügen hineingewirkt wird, also daß der eigentliche Stoff blos hieraus besteht, die Mischung nimmer sich scheiden läßt, der Beigeschmack aber, den er von jener entlehnt, um so schwerer zu bestimmen ist? Ists euch nie vorgekommen, daß manchmal ein nicht ganz irriger Vordersatz mit aller Gewandtheit so schwank und schief gestellt wird, daß er hiedurch allein zum Anknüpfspunkt für eine Kette von Lügen mit größter Bequemlichkeit gemacht werden kann? Sind es immer blos zufällige, unwillkürliche Entstellungen, sind es immer blos leichtfertig hingeworfene Urtheile, sind es nicht weit häufiger noch wissentliche Verschiefungen, vorsetzliche Verunglimpfungen, absichtliche Verdrehungen, welche von Mund zu Mund gehen, Blatt um Blatt füllen, Stoff zur Unterhaltung in Salons und in Kneipen bieten, jeden richtigen Blick in die Zustände, jede ruhige und parteilose Würdigung der Verhältnisse oder der Individualitäten zur baren Unmöglichkeit machen, und selbst Solche mit sich fortreißen,

die zurückschaudern würden, wenn sie noch die Fähigkeit retten könnten, hineinzublicken in das Zaubergewebe, welches auch um sie seine Schlingen gelegt hat?

Und die Sprache? Wie hat nicht die Lüge Besitz genommen von derselben, Schild und Farben angeheftet an ihre Gränzen, ihr Banner aufgepflanzt auf ihre Höhen, ihre Rathsgebietiger vertheilt zum Reichsnen durch ihre Provinzen? Ists nicht, als ob die Begriffsverwirrung und die Sprachverwirrung zu ununterbrochenem Zeugungsact sich umschlungen hielten? Wohl noch sind die Klänge die altbekannten, aber nimmermehr treffen sie mit gleicher Werthung, wie das äussere, so das innere Ohr. Worin diesem sonst durch Jahrhunderte die Stimme des Tadels getönt, hieran soll es nun als an den Laut der Anerkennung, des Beifalls, des Preises sich gewöhnen, und was Beifall sonst geweckt, soll jetzt zu Tadel stimmen. Vergleichet den heutigen Gebrauch so manches Wortes mit seiner ursprünglichen Bedeutung und fraget euch, wie viel trägt es von dieser noch in sich? Nehmen wir z. B. das Wort Partei. Man beschränkt dasselbe nicht mehr auf den angestammten Begriff, wonach es entweder einen, von der Gesammtheit irgendwie getrennten Collectivtheil, oder eine, in verwandter Gesinnung und in gemeinsamem Bestreben, immerhin aber rechtsgültig, sich bildende Einigung, welcher mit ähnlicher Befugniß eine andere gegenübersteht, oder endlich als Bezeichnung eines, Unbefugtes und dieses vielleicht gar noch auf rechtswidrigem Wege anstrebenden, Gehäufes von Menschen gegolten hat; sondern es soll durch Anwendung dieses Wortes das rechtskräftig Bestehende neben seinen Gegensatz in Frage gestellt, dieser jenem gegenüber legitimirt werden. Der ersten Beziehung nach ist das Wort gleichbedeutend mit dem gewöhnlichern „Haufen," wo das Verbindende blos in dem Unwillkürlichen, Zufälligen, Absichtslosen liegt, wie wenn von einer grossen Menschen-

masse, die eine Partei zur Heimkehr nach der rechten, die andere nach der linken Seite sich wendet. In der zweiten Beziehung läßt sich von Parteien z. B. in Athen reden; es läßt sich davon auch reden, wo die Mitglieder von Collegien in Ansichten, Gesinnungen und Bestrebungen getheilt, alle aber, dergleichen zu hegen und zu verfechten, vollkommen befugt sind. Nach der dritten Beziehung knüpft sich bereits Mißbilligendes daran; es ist das Treiben, welches noch nicht zur offenbaren Widersetzlichkeit gediehen ist. Dieweil aber eine Partei eine Gegenpartei als nebenherlaufend voraussetzt oder fordert, so hat man schlauer Weise begonnen, diesen Ausdruck für alle, mit irgendwelcher Bestimmtheit, Beharrlichkeit und Ergiebigkeit gegen das rechtmäßige Ansehen sey es nun kirchliches oder bürgerliches, Anstrebenden in Gebrauch zu bringen, um hier die staatlichen Einrichtungen, dort die Kirche us ihrer rechtlichen und höheren Stellung in eine blos factische hinüberzuschieben, welchem gemäß gegen die feste und unantastbare Grundlage so des Einen als der Andern ein leiser Zweifel sich hereinschleichen, zugleich Beide nicht besser gesichert seyn sollten, als diejenigen, welche gegen sie ankämpfen.

So haben sich z. B. in mehrern Staaten Deutschlands viele verschiedenartige Elemente aus mancherlei Gründen, wenn nicht zum offenen, so doch zum geheimen Kampfe gegen die Kirche, gegen das legitime Regiment derselben, gegen die rechtmäßigen, in der Natur der Institution liegenden, Befugnisse ihrer Lenker und Obern, gegen mancherlei tiefbegründete Einrichtungen, gegen verschiedene, durch das Alterthum sanctionirte Uebungen derselben zusammengethan. Sie finden ihre Begünstiger, ihre Förderer, in mancher Beziehung ihre Vorkämpfer in der weltlichen Gewalt, lehnen an diese sich an, buhlen um deren Gunst, erzeigen sich bereit, auf dem Altar derselben auch das Ehrwürdigste und Geheiligteste zu verbrennen,

Diese sind allerdings eine Partei in der Kirche, insofern sie dieser angehören sollten, eigentlich aber gegen die Kirche, insofern sie gegen so Manches sich erheben, was dieselbe festhält. In ihren getreuen, anhänglichen Gliedern, in denjenigen, welche von Erkenntniß der Nothwendigkeit und Göttlichkeit ihrer Einheit durchdrungen sind, die in den Geist und in den Zusammenhang ihrer Institutionen blicken, die sie von ganz anderem Standpunkt, als dem einer, blos zufälligen, wechselnden und zeitweiligem Gutfinden unterworfenen Verbindung zu würdigen wissen, die in ihr eine sichere Gewährleistung für gesellschaftliche Ordnung, für bürgerliche Wohlfahrt, für zeitliches Gedeihen erblicken, in diesen Allen stellt sie sich jenen vorhin Bezeichneten entgegen, sucht sie deren Bestrebungen zu hemmen, bemüht sie sich, die gewagten Vordersätze zu berichtigen, die irrigen Folgerungen abzuwehren, die falschen Urtheile zu widerlegen, ihre eigene Anerkennung zu begründen, ihr segensreiches Walten zu fördern. Das ist der Kirche Pflicht, der Kirche Recht, der Kirche von oben gegebenes Mandat. Es wäre schwierig, dasselbe durch lange Dissertationen in Frage zu stellen, zu entkräften, ihr es abzusprechen. Da haben sie, um zu erreichen, was auf diesem Wege nie sich erreichen ließe, ein viel einfacheres Mittel ersonnen: sie nennen alle getreuen Glieder der Kirche und hiemit diese selbst die ultramontane Partei und gewinnen damit zweyerlei: zum Ersten läugnen sie hiedurch der Kirche den festen Rechtsboden ab, zum Andern postuliren sie einen solchen für sich; alle Legitimität, welche sie derselben entziehen, legen sie sich bei, und spielen den Stand der Auflehnung in denjenigen nothgedrungener Abwehr der, ihren menschheitfördernden Bemühungen starrsinnig in den Weg gelegten, Hindernisse hinüber, wobei es dann ganz folgerichtig ist, daß die wahren Glieder der Kirche der Anmaßung, der Uebertreibung, tadelnswerther Tendenzen beschuldigt, dem Spott

und Hohn preis gegeben werden, auch jeweils den belehrenden Arm der Staatsgewalt durch Vorladungen, Verhöre, Strafurtheile und Versetzungen zu fühlen bekommen.

So ists auf dem politischen Gebiet. Wenn die zerstörende Partei zu Durchführung ihrer Plane kein Mittel scheut, wenn sie die natürliche Gerechtigkeit mit Füssen tritt, wenn sie das positive Recht zum Spielwerk ihrer Zwecke und Gelüste macht, wenn sie Gewaltthaten an Gewaltthaten reiht und selbst vor dem Empörendsten nicht zurückbebt; wenn sie, um sich den Anstrich rechtmäßiger Handelnsweise anzufärben, Lüge auf Lüge häuft und jeden Rest edlerer Gesinnung als ihrer unwürdig von sich wirft; wenn ihr dann, ohne alle persönliche Absicht, ohne jeden andern Zweck, als der Truggestalt die Maske abzureißen, zwar ohne übel angewendetes Schonen, aber wahrheitsgetreu, alle Schliche aufdeckt, alles Empörende, was man so gerne in dichtes Dunkel hüllen möchte, ans Licht ziehet, die Menschen nach ihren eigenen Worten richtet: dann dürft ihr sicher seyn, Parteimänner geheissen zu werden, euer Wort und euere Schriften Parteischriften genannt zu hören; gleich als ob Wahrheit und Lüge, Recht und Gewaltthat Parteien, als ob dieselben wohl gar ebenbürtig wären.

Ich könnte hiefür schlagende Beweise aus neuester Zeit anführen, wie dergleichen Schriften, die der verwerflichsten Unthaten nur zu viele ans Licht zogen, nie widerlegt, Beweise, daß sie Unwahres berichteten, nie geführt worden sind, man sie blos durch die hingeworfene Benennung Parteischriften (was für die Gegenwart zum Theil den Zweck erreichen mag) beseitigen zu können wähnte. Ich will aber einen Beweis der Vergangenheit entnehmen. Der Professor Borguet zu Lüttich hat im vorigen Jahre die Gräuel der Revolutionäre und Franzosen in Belgien am Ende des verwichenen Jahrhunderts in einer historischen Schrift geschildert. Er hat

nachgewiesen, wie in den Städten die Gewalt der Hefe des Pöbels übergeben, wie mehr als ein Zuchthauscandidat mit den gewichtigsten Stellen bekleidet wurde, wie diese dem beutelüsternen National-Convent in Paris mit dem freudigsten Entgegenkommen Hand boten, den reichen Kirchen ihre Schätze, den Gemeinden ihre Güter und vielen Wohlhabenden ihr Vermögen zu entreissen. Er hat dargethan, wie die Einwohner durch Bajonnette gezwungen wurden, um Einverleibung mit Frankreich zu bitten. Für die grosse Stadt Gent z. B. führten zu diesem Begehren blos 150 Stimmen das Wort; unter diesen befanden sich 59 Verbrecher, die deßwegen dem Zuchthaus waren entlassen worden, wonach man den Werth der Uebrigen bemessen mag. Hiemit, hieß es dann, habe Gent gesprochen. Auf den Dörfern wurden Franzosen mit gefälltem Bajonett aufgestellt und angekündigt: wer französisch seyn will, geht rechts, wer nicht, geht links — in die Bajonnette. Das und Vieles, was in dem Buch nachzulesen ist, trug sich im Jahr 1793 zu. Würde nun Jemand zu jener Zeit dieses Alles eben so umständlich und wahrheitsgetreu berichtet haben, wie es jetzt durch Hrn. Borguet geschehen ist, meinet ihr nicht, jene Regenten und ihr Anhang hätten hellauf in die Welt hinausgeschrieen: das Buch ist eine Parteischrift, und ein grosser Theil der damaligen Welt hätte nachgeschrieen: es ist eine Parteischrift, sie strotzt von Lügen, sie schmäht die redlichsten Vaterlandsfreunde, die treubesorgtesten Regenten? Jetzt, nach fünfzig Jahren aber, wird die Schrift als unverdächtiger Beitrag zur Geschichte jener Zeit dankbar aufgenommen.

Wo und wann in verwandter Weise, aus ähnlichen Grundsätzen, wenn gleich nicht mit so greller Zuthat, Derartiges angestrebt werden, die zerstörende Theorie in die Praxis übergehen kann, da kommt alsbald ein zahlreicher Theil des Menschengeschlechts so weit herab, daß er nicht einmal mehr

zu der bloßen Vermuthung sich erheben kann, es dürfte noch Einzelne geben, welche ohne persönliche Abneigung und ohne individuelle Zwecke, ohne Etwas zu fürchten, oder Etwas für sich selbst zu beabsichtigen, für das, was sie als wahr, gerecht und gemeinförderlich erkennen, gegen das, was sie als irrig, verwerflich und verderblich erklären müssen, in Rede oder Schrift frei und ernst, ohne Zagen und Wanken, ihre Stimme zu erheben, sich gedrungen fühlen. Man kann sich gar nicht mehr zu der Ahnung erheben, daß die immateriellen Güter von Wahrheit und Recht für Diesen und Jenen immer noch einen unendlich höhern Werth haben können, als jederlei materielle Vortheile, an welche die Menge alles Andere dahin giebt, deren wegen sie Alles wagt, Alles duldet, zu Allem sich versteht, Alles opfert. Auch auf diesem Gebiete sind wir dahin gekommen, daß so viele Stimmführer Wahrheit und Recht einerseits, Irrthum und Unrecht anderseits nur als verschiedene Farben betrachten, in welche ein Jeglicher nach Phantasie, Laune und Lust sich kleiden möge; das Eine und das Andere als zwei Elemente, welche mit vollkommen gleicher Befugniß gegenseitig in der Schwebe sich halten.

Wenn aus der Fluth öffentlicher Blätter, deren Mehrzahl im Dienste der Lüge steht, je eines hinaufragt und diese Wogen an sich brechen läßt, und hellern Blickes hinabschaut in das Getriebe, und es versucht, die Leuchte zu werden, zu welcher die Sturmesmüden den Blick wenden mögen, dann aber, so es zu arg schäumt und brandet und gähnt und klafft, ein zermalmendes Wort spricht, dann wird durch den Ausdruck Parteiblatt, mit seiner Glaubwürdigkeit, mit seinem redlichen Willen, zugleich seine Befugniß in Frage gestellt, und es in gleiche Linie gereiht mit denjenigen, deren Harpyennatur zu entschiedener Abwehr zwingt. Aber noch verderblicher, weil versteckter und glatter und berückender, wirkt

die Lüge durch diejenigen, welche, mit dem zerfetzten Mantel sogenannter Parteilosigkeit umhüllt, des unseligen Dienstes sich unterwinden, einen Bund aufzurichten zwischen dem, was ewig getrennt bleiben muß, eine Vermittlung herbeizuführen zwischen dem, was bis an der Welt Ende sich gegenüberstehen wird, ein Gemengsel zu veranstalten dessen, was jeden Augenblick sich abstossen soll. Diese gerühmte Parteilosigkeit besteht in nichts anderm, als in munterm Liebäugeln nach der linken Seite, unter buhlerischem Streicheln der rechten, und dient zu nichts Anderem, als viele derer, die durch einen etwelchen innern Tact, ohne klares Bewußtseyn, zu dieser noch gezogen würden, durch den erregten Kitzel von derselben zurückzuhalten, jener aber in gewonnener Kampfesraft zu neuen Operationen Muße und Terrain zu sichern. Sie nennen sich parteilos, gleich als ob da, wo es sich um die letzten Bedingungen des Seyns handelt, Parteilosigkeit noch denkbar, gleich als ob nicht Alles so weit gediehen wäre, um nicht als letztes Wortzeichen den Ausspruch annehmen zu müssen: wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. Sie prahlen mit einer richtigen Mitte, die nichts weiter ist, als der ewig bewegliche Punkt zwischen der unwandelbaren Wahrheit und dem rastlos sich fortwälzenden Irrthum; sie reißen die Gemüther an sich, weil nichts müheloser ist, als Niemand Recht und Niemand Unrecht zu geben, der Thatlosigkeit nichts bequemer fällt, als Recht und Unrecht in demselben Tigel, so lange es gehen mag, zu verquicken; weil es der innerlich verrotteten Gemächlichkeit zusagt, auf dem bereiteten Lotterbette alsolange behaglich sich zu recken, bis die immer mächtiger gewordene Partei der Zerstörung, in niederschmetterndem Sturmesbrausen herantosend, die Schlummernden aufjagt und zu spät zur Einsicht sie ruft, es wäre klüger gewesen, nicht zu lauschen dem einlullenden Wort, sich zu erraffen und anzustrengen; klüger, rathsamer, ob zwar minder geruhig,

festen Blickes der Gefahr ins Auge zu schauen, als durch Mäckeln und Schmiegen und Buhlen ihr so zum Erstarken zu verhelfen, daß sie endlich mit zermalmender Ferse über Alle daherstampfe. Mögen diejenigen, welche dem Brey gleichen, der nicht fest genug ist, um eine Form anzunehmen, und nicht flüssig genug, um darin schwimmen zu können, noch so Großes auf ihre Weisheit sich einbilden, sie werden weder Staaten construiren, noch die Gesellschaft restauriren, noch die Zukunft garantiren.

Im Jahr 1833 war die Geschichte Innocenz III so weit gediehen, um den ersten Band dem Druck übergeben zu können, der auch Anfangs des folgenden Jahres erschien. Das Werk machte alsbald grosses Aufsehen und veranlaßte ebenso laute Stimmen gegen, als für sich. Was allein mich hätte entmuthigen können, findet sich oben angedeutet; dessen jedoch ist mir nie Etwas vorgeworfen worden. Leo in Halle war vermuthlich der Erste, der das Werk öffentlich besprochen hat. Er zollte ihm großes Lob in den Berliner Jahrbüchern. Ein anderer Recensent in der Jenaischen Literatur-Zeitung verließ in seinem Grimm über das Buch den Boden der Objectivität, und machte in hämischer Gemeinheit jenem an der Personalität des Verfassers Luft. Ich suchte in einem Brief, den ich durch die Redaction ihm zukommen ließ, ihn auf das begangene Unrecht und auf die Nichtbeachtung seiner Recensentenbefugniß aufmerksam zu machen. Ob er nicht muthig oder nicht ehrlich genug war, aus seiner Anonymität herauszutreten, weiß ich nicht; er hat mir nie geantwortet, dagegen auch den zweiten Theil unberührt gelassen. Ich führe dieß bloß an als Zug von Recensenten-Lojalität. Andere legten andere glänzende Zeugnisse ihrer Befangenheit ab,

einer vorzüglich in der Zumuthung, daß die drei Folianten Briefe von Innocenz mir gar nicht als Quelle hätten dienen sollen. Ich habe hierauf in der Vorrede zum zweiten Band vorübergehend Rücksicht genommen. Ich bedaure es, daß die französischen und die italienischen Uebersetzer diese Vorrede weggelassen haben.

Anders war es in Süddeutschland. Dort machte das Werk noch größeres Aufsehen, aber in entgegengesetztem Sinne. Freute man sich, daß eine der größten Personalitäten in der Reihe von mehr als dritthalbhundert Oberhäuptern der Kirche nach stabil gewordenen Verunglimpfungen auf solche Weise wieder seye rehabilitirt worden, so freute man sich noch mehr, daß dieß durch Jemand geschehen seye, der in seiner Stellung ausser aller Beziehung sowohl zu dem Oberhaupte der Kirche als zu dieser selbst stehe. Möhler brachte das Buch, kaum er es erhalten, in das Collegium, pries es seinen Zuhörern als Mittel an, von richtiger Behandlung der Kirchengeschichte sich einen Begriff zu machen, und las ihnen jenen Abschnitt vor, der vor dem Interdict handelt. Mehrere Zeitschriften besprachen es mit besonderm Beifall, und ich wurde dadurch in der katholischen Welt bekannt; doch ohne daß jetzt schon Verbindungen hieraus erwachsen wären.

Hier mögen ein paar Worte über mein Verhältniß zu dem Buch ihre geeignete Stelle finden. Wie ich dazu gekommen seye, an diesen Gegenstand mich zu wagen, habe ich früher berührt. Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe legten mir die Obliegenheit auf, wieder zu geben, was als Resultat meiner Forschungen mir sich dargeboten. Die Befugniß dazu knüpfte ich an den Umstand, daß ich hier auf dem unabhängigen Gebiet der Geschichte mich bewege, darüberhin ein Pontificat dargestellt werde, welches um mehrere Jahrhunderte derjenigen Zeit vorangehe, in der meine Vorfahren diese Institution selbst für eine mehr als überflüssige

Sache erklärt hätten. Daß Rückwirkung dieses Urtheils in so ferne Zeiten hinaus sich verlangen lasse, konnte mir nicht zu Sinn kommen. Wohl mußte mir unter dem Nachforschen manches neuere Werk in die Hände fallen, welches über die Persönlichkeit und das Walten des großen Papstes in ganz anderem Sinne sprach, als ich darüber zu sprechen mich gezwungen fand. Meistens aber, wie mir alsbald in die Augen sprang, hatten Jene aller Erforschung der Quellen sich entschlagen, nicht einmal Kenntniß derselben besessen, von Vorurtheil sich nicht trennen mögen. Konnte ich nun, nachdem ich z. B. gesehen, wie Innocenz Alles versuchte, um den König von Frankreich mit seiner Gemahlin auszusöhnen, oder dessen Scheidungsbegehren auf den Rechtsweg einzuleiten, dem Oberhaupte der Kirche einen Vorwurf daraus machen, daß es nicht nachgegeben; sollte ich gar noch der muthwilligen Trennung das Wort reden, und an dem König rechtfertigen, was jedem Unterthan zum Vorwurf hätte gereichen oder an dem Oberhaupt der Kirche tadeln, was in untergeordneten Verhältnissen jedem Pfarrer das Zeugniß pflichtgetreuen Handelns hätte erwerben müssen? Durfte ich, nachdem ich dem Gang der Eroberung von Constantinopel gefolgt war, Innocenzens wiederholte Erklärungen darüber mir vor Augen lagen, seine ernsteste Mißbilligung durch Wort und Maßregel sich weder verschweigen, noch weniger verläugnen ließ, einstimmen in das landläufige Geschrei: der Papst habe die Kreuzfahrer zu Vollziehung seiner politischen Entwürfe und zu Erweiterung seiner Macht mißbraucht? War es mir möglich, unter so vielen Zeugnissen für angestrengte und redliche Verwendung, dem unmündigen König Friedrich von Sicilien das mütterliche Reich zu vertheidigen und zu erhalten, die Zahl der Schreyer über Mißbrauch der päpstlichen Gewalt und über Ländersucht der Oberhäupter der Kirche zu vermehren? Sollte ich Angesichts der unzweideutigsten Be-

weise für das Gegentheil in vollgültigen Documenten die Gräuel der Albigenserkriege und die Ländergier Simons von Montfort dennoch dem apostolischen Stuhl zur Last legen? Sah ich dann neben diesem, wie unablässig und mit einer nach allen Seiten gerichteten, kaum begreiflichen Thätigkeit der Papst bemüht war, die Freiheit der Kirche zu verfechten, gegen jede Art Beeinträchtigung dieselbe zu vertheidigen, deren Ordnung zu handhaben, die Zucht in ihr aufrecht zu halten, den Einzelnen zu ermahnen oder zurechtzuweisen, mit Unparteisamkeit über Allem zu schweben, gleichsam überall gegenwärtig zu seyn, auf Kleines zu achten wie auf Großes: sollte ich diese staunenswerthe Thätigkeit deßwegen minder würdigen, weil sie auf die Kirche sich bezog, wohl gar sie mißbilligen, weil sie von deren Haupt geübt ward, oder da, wo Mittel und Zweck so klar vor Augen lagen, einen verborgenen und dazu noch tadelnswerthen Vorbehalt ahnen? Es fehlt nicht an Individuen, welche zu dergleichen Handlangerdiensten gut genug sind; Anders aber, als redlich zu geben, was ohne Beihülfe künstlicher Wendungen oder willkürlicher Voraussetzungen mir sich dargeboten, wäre mir nie möglich gewesen. Könnet ihr Euch nicht satt genug preisen an euerm Mann um sein Wort: da steh' ich, ich kann nicht anders, helf mir Gott! so gebet doch wenigstens zu, daß ein Anderer, wo es das Zeugniß für eine, sogar auf Thatsachen ruhende, nicht blos aus eigener Machtvollkommenheit aufgestellte Wahrheit gilt, dasselbe mit allermindestens gleichem Recht anwenden dürfe.

Es ist mir zwar bald nachher von einem sehr geistreichen Mann die Bemerkung gemacht worden: nicht das, daß ich in einläßlicher Schilderung dargethan, mit welchem hohen Verstand Innocenz über den Ereignissen seiner Zeit gewaltet, mit welch' entschiedenem Willen er in dieselben eingegriffen, möchte Vielen mißfallen; das hingegen den Grimm

Mancher wecken, daß ich diesem Allem eine sittliche Grundlage gegeben, nachgewiesen, wie nach richtig erfaßtem Begriff des Pontificats Innocenz nicht anders habe handeln können. Gerne würde man den großen Mann zugegeben haben, hätte ich es nur nicht gewagt, den großen Papst wieder aufleben zu lassen. Hiemit hätte ich in das System eingegriffen, was mir niemals würde verziehen werden. — Ich dagegen meinte, anders ließe sich die Aufgabe wahrheitsgetreu niemals lösen, und stellte als Gegensatz auf: wenn ich die Geschichte eines Papstes zu schreiben hätte, der in weltlicher Politik unter seinen Zeitgenossen hervorgeragt, als Herrscher sich ausgezeichnet, als Beschirmer der Künste und Wissenschaften noch so glänzend geleuchtet, nicht aber von der Idee des Pontificats durchdrungen sich erzeigt, dieser nicht jenes Alles untergeordnet hätte, so würde ich wohl dessen hohe Eigenschaften anerkennen, nie aber meinen Tadel über der letztern Mangel unterdrücken können.

Ich selbst hielt von meiner Arbeit nichts mehr, als ein Bewußtseyn (und darin lag doch keine Ueberschätzung), mit unermüdlichem Ameisenfleiß, was immer über den behandelten Gegenstand sich hatte auffinden lassen, zusammengetragen, sodann in einer Weise es verarbeitet zu haben, die wenigstens in dieser Beziehung gegründeten Tadel nicht veranlaßen könnte. Mich lohnte der Rückblick auf so viele hundert harmlos, heiter und befriedigend zugebrachte Stunden; mir genügte die Meinung, die Zahl so vieler tausend Bücher durch eines vermehrt zu haben, welches wenigstens neben manchen andern sich aufstellen ließe. Wie aber diese Geschichtsbeschreibung durch zwei französische, darauf durch zwei italienische Uebersetzungen zu weiterer Kenntniß gelangte, fehlte es nicht an Zeugnissen, daß sie noch Anderes gewirkt, als bloß über einen wichtigen und dennoch bisdahin wenig bekannten Abschnitt des Mittelalters etwelches helleres Licht verbreitet zu

haben. In Deutschland wurde mir von Mehrern bemerkt, durch mich erst wäre ihnen das Mittelalter von einer Seite bekannt geworden, die ihnen vorher ganz verhüllt gewesen seye; mit dem Lesen dieses Buches erst wäre ihnen dasselbe lieber geworden, und hätten ihre Ueberzeugungen von der Bedeutung, der Nothwendigkeit und der heilsamen Wirksamkeit eines Oberhauptes der Kirche eine ganz andere Richtung genommen. Ein deutscher Erzbischof gieng in schmeichelhafter Anerkennung selbst so weit, mir zu sagen: „ich hätte ihn katholischer gemacht, als er gewesen." — Noch entschiedener waren die Zeugnisse, welche ich voriges Jahr in Frankreich vernehmen konnte. Zu Paris wurde mir von mehr als einem hohen Geistlichen verdeutet: die französische Kirche habe mir Vieles zu verdanken, mein Werk hätte eine große Wirkung auf den Clerus gehabt; in den meisten Seminarien wäre es vorgelesen, die heranwachsende Geistlichkeit mächtig durch dasselbe angeregt worden. Eines Tages besuchte ich die große Verlagsanstalt des Abbé Migne; ein junger Geistlicher hörte meinen Namen nennen, sogleich kam er auf mich zu und sagte: „ich versichere Sie, daß in unserm Canada Ihr Name großes Gewicht hat." Ein Jahr später äusserte in Rom der Marquis de Büssieres gegen mich: das erste Buch, welches ihm nach seiner Rückkehr in die katholische Kirche in die Hände gefallen, seye die Geschichte Innocenzens des Dritten gewesen; er habe sie wahrhaft verschlungen, weil er darin dasjenige Alles nachgewiesen gefunden, was ihn zu dieser Rückkehr vornehmlich bewogen. Selbst aus Spanien sind mir Zeugnisse in Büchern schriftlich und sodann mündlich zu Theil geworden.

Und welche Zeugnisse, mit diesen übereinstimmend, vernahm ich nicht in allen Städten und von den Menschen der verschiedensten Lebensbestimmungen in Italien? Der Papst selbst sagte mir: die katholische Kirche habe eines Geschichts-

werkes, welches die so lange unterdrückte und entstellte Wahrheit mit so redlichem Willen als schönem Erfolg wieder an das Licht gezogen, sich nur freuen können. Er hatte schon ein paar Jahre vorher dem schweizerischen General Grafen von Salis bemerkt: „Er könne gar nicht begreifen, wie es möglich seye, daß Einer, der so die Wahrheit durchschaue und anerkenne, nicht als Glied der katholischen Kirche sich erklären könne?" — Der General erwiederte: „Wollen Ewer Heiligkeit nur zuwarten, die göttliche Gnade wird nicht müssig bleiben!" — Viele, dem des Oberhauptes der Kirche gleichlautende, Zeugnisse sind mir erst nach dem 16. Juni offenbar geworden; viele Personen haben mir erst seit jenem Tage gestanden, daß sie längst schon die Ueberzeugung gehabt hätten, die Wahrheit, welche in mir einen so festen Grund gewonnen, werde immer völliger sich entwickeln, und Gott gewiß alle Hindernisse, um sie ganz zu erkennen und dann auch zu bekennen, aus dem Wege räumen.

Absit gloriari, nisi in Cruce Domini, sollte jedes Christen Wahlspruch seyn. Ich führe daher alle diese Zeugnisse an, nicht um mich selbst dadurch ins Licht zu setzen, oder ein Verdienst, welches allein Demjenigen zukömmt, der zu jedem guten Werk das Wollen und das Vollbringen geben muß, meiner Person beizumessen, sondern bloß um zu bekennen, daß gerade in diesen mir erst lange hintennach kund gewordenen Zeugnissen, jenes Treiben gegen mich, worin ich jetzt eine wesentliche Zulassung Gottes zu Entfernung aller Hindernisse zu verehren mich verpflichtet fühle, eine Rechtfertigung finden kann. Denn, besteht das Wesen des Protestantismus darin, ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände, Alles zurückzuweisen, was seine Begründer von der katholischen Kirche verwerfen zu müssen geglaubt haben und was er in seiner fortgeschrittenen Entwicklung mit gleicher Entschiedenheit verwirft, so muß er ganz natürlich auch eine protestan-

tische Behandlung der Geschichte, selbst derjenigen Zeiten fordern, die lange vor seiner Existenz verlaufen sind. Finden daher die Katholiken, daß eine Geschichte jener Zeit katholisch geschrieben seye, d. h., anerkennend das Wesen der Kirche, wie es allgemein damals anerkannt worden, und von denjenigen, die ihr treu geblieben sind, noch heutiges Tages anerkannt wird, darstellend dasselbe, wie es damals bestand und wie es in seinen Grundzügen noch jetzt besteht, so müssen folgerichtig die Protestanten, die in jener Voraussetzung die Bedingniß und die Modalität der eigenen Existenz anerkennen, es eben so einleuchtend finden, daß ein solches Werk in nichtprotestantischem Geist geschrieben seye. Ich zwar meinte noch manches Jahr seit Erscheinung desselben, es seye weder in jenem noch in diesem, sondern blos in rein historischem Sinn, als Schritt für Schritt mit den unverdächtigsten Zeugnissen belegte Darstellung der Thatsachen, geschrieben worden, wie ich mich hierüber zur Zeit des lebhaftesten Conflictes ganz offen erklärt habe. Jetzt hat es Gott so gefügt, daß ich in dem einen Zeugniß eine befriedigende Anerkennung verehren, wegen des andern gleichgültig bleiben kann, ohne daß deßwegen meinem Bewußtseyn gegenüber das, wozu es antrieb, gerechtfertigt wäre.

Eine schwache Seite, wenn er dieß auch noch so entschieden ablehnt, verräth der Protestantismus immerhin durch das Begehren, daß in den Verlauf der Ereignisse weit vor der Zeit seines Entstehens nur von dem demjenigen Standpunkt dürfe geschaut werden, den er aufgestellt hat. Er hat darin eine große Aehnlichkeit mit den Anhängern und Herolden der Revolution, die ebenfalls für Beurtheilung der Thätigkeit und der Bestrebungen der Könige nur einen Maßstab, der jener entnommen ist, wollen gelten lassen. Hinter derartigem Postulat lauert immer, wenn es auch nicht ins Bewußtseyn hinaustritt, eine dunkle Ahnung des Unrechts, und es verräth

Jedenfalls eine mißliche Sache, wenn man es nicht über sich gewinnen kann, rechtmässigen Zuständen der Vergangenheit parteilose Anerkennung wiederfahren zu lassen; dieß bloß deßwegen nicht, weil dieselben einerseits noch fortdauern, indeß man anderseits sich davon losgesagt hat. Hiebei läge die Vermuthung nahe, durch ein solches gewaltsames Anpassen des Urtheils der Geschichte an ein später aufgestelltes System sollte entweder die Mangelhaftigkeit desselben verhüllt, oder jeder Zweifel an unantastbare Rechtmässigkeit desselben beschwichtiget werden. Unbefangener und würdiger wäre es allerdings, die Verdienste des Pontificats um Erhaltung des Christenglaubens, um Verbreitung desselben, um die Versittlichung des Menschengeschlechts, um die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, um Wahrung besserer bürgerlicher Ordnung anzuerkennen, als, wie so häufig geschieht, in demselben, mit Verläugnung aller Wahrheit, nur den Mittelpunkt von Verwirrung, Ränken, Gewaltthätigkeiten und selbstsüchtigen Zwecken suchen zu wollen. Indem man aber die Geschichte des Pontificats zu einem ununterbrochenen, von dessen Wesen gleichsam unzertrennlichen, Gewebe von dergleichen Dingen metamorphosirt, läßt sich die Auflehnung gegen dessen Autorität allerdings besser beschönigen, indeß bei jenem redlichen Geständniß die Frage nahe läge: warum denn habt ihr euch so gewaltsam von dieser Institution losgerissen, warum glaubten zu deren Herabwürdigung euere Stifter nicht Schmähworte genug auftreiben zu können? — Was zu jener Zeit vorübergehend in solcher Weise mich berührte, ist mir erst seitdem vollkommen klar geworden, und es leuchtet mir nunmehr hell genug ein, daß das Werk eine andere Wirkung nicht haben konnte. Der Eindruck, den es nach der einen Seite gemacht hat, mußte, wie die Sachen stehen, nothwendig den entgegengesetzten nach der andern Seite hervorrufen; daß er aber hie und dort so weit gehen würde, hieran dachte ich freilich nicht.

Ob und wiefern zwischen meinen Ansichten über Freiheit, Recht, Ordnung und Verfassung der Kirche und den Forschungen über Innocenz und seine Zeit eine Wechselbeziehung sich begründet habe, das vermöchte ich nicht zu ermitteln; ebensowenig als, ob diesen Forschungen nicht etwelcher Einfluß auf mein Benehmen an der Spitze und in Verbindung mit der Geistlichkeit zuzuschreiben seye. Wer nach einem Ideal, ob noch so fern, ob noch so unerreichbar hoch es gestellt seye, unablässig den Blick gewendet hat, dem mag, wie eng begränzt der eigene Wirkungskreis und wie tief gestellt auch die eigenen Verhältnisse seyen, dennoch der Versuch nahe liegen, irgend etwas davon in die Realität überzutragen; wobei jedoch ruhige Ueberlegung, ein klarer Blick und bloß das nöthigste Maaß von Klugheit ihn niemals in das Gewagte, Unausführbare werden überschreiten lassen. Das aber schwebt in vollem Lichte vor meinen Augen, daß ich in meiner Phantasie das ganze Leben von Innocenz durchgelebt und es ripristinirt habe, als hätte ich nicht nur alle Eindrücke der damaligen Weltereignisse an mir selbst erfahren, sondern dabei mitgewirkt und mitgehandelt. Ich weiß wohl, daß hierüber Viele mich tadeln, aus diesem offenen Geständniß eine Unfähigkeit für parteilose Darstellung deduciren, hinter den mir immer als ruchlos vorgekommenen Satz sich verbergen werden: der tüchtige Geschichtschreiber dürfe weder Religion noch Vaterland haben. Andere dürften anders urtheilen; mir aber macht es Freude, mich zu geben, wie ich bin, anbei die anfangs leisen, allmählig immer frischer und voller hervortretenden Spuren der Bereitung zum Willen Gottes zu verfolgen.

Unerwartet, plötzlich, starb Ende Februars 1835 derjenige, welcher vor zwei Jahren statt meiner zum Antistes improvisirt worden war. Er verdient das Zeugniß eines gutmüthigen, verträgsamen Mannes, der eben die, in lächerlicher politischer Abneigung gegen mich ihm zugewendete, Stelle behandelte, wie er seine Landpfarrei behandelt hatte, und mit dem ich um so mehr Mitleid hatte, als ich wohl bemerken konnte, daß die Gunst, in die er gekommen war, nur so weit vorhielt, um sich selbst über deren unerwartete Zuwendung nicht allzusehr zu compromittiren. Er hatte am letzten Sonntage des Februars in der ehemaligen Antistitialkirche noch gepredigt; Montags, Morgens neun Uhr, wurde mir sein Hinscheid gemeldet.

Das war wieder einer der Fälle, für welchen alle eventuell möglichen oder nothwendigen Maßregeln längst überdacht waren. Zwei Stunden nach Empfang jener Nachricht saß ich schon in dem Wagen, um nach dem Kloster Muri zu fahren, nachdem ich vorher noch der Wittwe schriftlich mein Beileid bezeugt, und dieß nicht Schicklichkeitshalber oder blos zum Schein, sondern in wahrer Theilnahme, da das Unerwartete mich wahrhaft erschüttert hatte, und ich gegen den Mann, der, wahrscheinlich ohne daran zu denken, zum Spielball der Mißstimmung gegen mich sich bequemen mochte, mehr mit Mitleid als mit Unwille erfüllt war. Ich hatte Muri als einsweiligen Aufenthalt gewählt, weil die Jahreszeit für eine weitere Reise nicht einladend war, weil Muri nicht sehr weit entfernt liegt, weil ich eines guten Empfanges mich versichert halten konnte, weil ich mir für meinen Innocenz noch einigen Gewinn versprechen durfte (dieß wahrlich nicht vergeblich), endlich weil ich nicht in einer Stadt mich aufhalten wollte. Eben als ich in Bereitschaft stand, in den Wagen zu steigen, kam noch mein Freund, der jetzige Staatsschreiber Peyer im Hof zu mir, um in

halbofficiellem Auftrage mich zu fragen: ob ich den Vorschlag zu der erledigten Stelle annehmen würde? Ich erwiederte nur: man möchte thun, was man für zweckmässig erachte; ich stünde im Begriff abzureisen.

Hiezu hatte ich mehrere Beweggründe. Zum ersten freute es mich, aus der Ferne zuzusehen, welches Spiel in meiner Abwesenheit würde getrieben werden, oder nach meiner Rückkehr zu vernehmen, welches getrieben worden seye. Sodann konnte ich leicht vermuthen, daß, nun der „einzig vollkommen Tüchtige" gestorben seye, man wohl auf den minder Tüchtigen verfallen und das gleiche Getriebe schwerlich zum Zweitenmal versuchen dürfte. Meine persönliche Ehre gebot aber, auch des leisesten Scheins von Entgegenkommen mich frei zu halten, alle Vermuthungen, Gerüchte und Sagen, die an meine Person sich knüpfen konnten, unmöglich zu machen, was nur durch die schnellste Entfernung sich erzwecken ließ. Endlich, da meine politischen Gesinnungen sich noch nicht im mindesten geändert hatten, und ich den größten Werth darauf legte, daß man wisse, es könne weder Ungunst noch Zuneigung einen Einfluß auf dieselben üben, wollte ich von vornherein allem unnützen Gerede den Faden abschneiden, als hätte ich meine Ueberzeugungen den Meinungen, so wie dieselben gerade in jenen Tagen normirt seyn mochten, gemäß rectificirt, wohl gar der erledigten Stelle zu lieb mit der Revolution einen Pact geschlossen. Ob ich die Würde eines Antistes erhalten sollte, oder nicht, das war mir das Gleichgültigste von der Welt; zehn solcher Stellen hätten die Kränkung auch nur über den leisesten Argwohn in jener Beziehung nicht aufzuwägen vermocht. Die Stelle vermehrte meine pecuniären Mittel, die überhaupt bei Allem, was mich betrifft, zuletzt in Anschlag kommen, nicht. Auch bedurfte ich ihrer nicht, um mir Ansehen zu verschaffen. Die Rangerhöhung konnte mich ebenfalls nicht besonders lok-

ken; das Bewußtseyn, zu nichts Hand geboten zu haben, galt mir mehr als Alles.

Der Berechnung nach hätte die Wahl noch in der glei= Woche statt finden sollen. Für dergleichen Sachen bestanden ehedessen bestimmte Vorschriften, über die man sich niemals hinwegsetzte; jetzt, wo man vor lauter Gesetzen, Formeln und Reglementen kaum mehr schreiten kann, ist für Willkür, Laune und Plänchen der offen oder verborgen, in Salons oder in Kneipen Lenkenden ungleich grösserer Spielraum eröffnet. Was der Grund der Verschiebung war, weiß ich nicht. Dießmal war es doch nicht die Heuernte, wie im Jahr 1829, wo eine sehr wichtige und längst erwartete Berathung des Großen Raths verschoben wurde, weil ein Mitglied vom Lande bemerkt hatte, auf den angesetzten Tag habe es die Heuernte bestimmt. Ich kam nach acht Tagen aus meinem Asyl zurück, nicht zweifelnd, die Wahl werde erfolgt seyn. Sie war aber noch nicht vor sich gegangen, was mich für mehrere Tage auf mein Haus beschränkte, indem ich nicht durch Verkehr mit Andern den Zweck meiner Entfernung vereiteln wollte. Kurz, fremder als ich damals, konnte nie Jemand einer Wahl bleiben. Wie mir hierauf angezeigt wurde, sie seye vor sich gegangen, war die erste Frage: ob man mehrmals habe wählen müssen? Denn auch dessen war ich fest entschlossen, die Stelle augenblicklich auszuschlagen, sofern sie nicht in der ersten Wahlverhandlung mir zufiele. Künsteleyen wie vor zwei Jahren hielt ich mit meiner und zugleich mit der Ehre der Stelle selbst unvertragsam. Die Antwort des Rathsdieners lautete aber, daß bloß ein einmaliges Stimmgeben nothwendig gewesen seye. Daß keine besonders große Majorität sich ergeben hatte, durfte dagegen keinen Scrupel veranlassen, da in solchen Fällen weniger die Minderheit zu berücksichtigen, als die Gesinnung der Mehrheit zu ehren ist, auch die Rücksichten auf die eigene Person ihr Ziel haben müssen.

Aber zu ernster Bethätigung meiner Gesinnungen und zu Wahrung des

Incontaminatis fulget honoribus

mit voller Entschiedenheit aufzutreten, ergieng bloß zwei Monate nach meiner Erwählung eine unabweisliche Aufforderung. Die neuen Einrichtungen haben neben vielen andern auch die Formalität geschaffen, daß der kleine Rath alljährlich dem großen einen Bericht über seine und die Geschäftsführung der mit ihm verbundenen Behörden zu erstatten hat. Da mußte bei dem Kirchenrath auch der Antisteswahl gedacht werden. Diese Berichte wurden seit ihrer Einführung jedesmal durch den Druck bekannt gemacht. Ich darf mit Recht des Wortes mich bedienen: der allerzufälligste Zufall habe mir den Bericht für das eben ablaufende Verwaltungsjahr von 1835 in Handschrift zur Kenntniß gebracht, zugleich mit der Bemerkung eines Dritten: „da könnte ich sehen, wie bereits in Betreff meiner Person gesprochen, über mich geurtheilt werde." Daß die etwas dick aufgetragenen Lobsprüche, welche dem kurz zuvor Verstorbenen ertheilt wurden, klar genug die Absicht durchblicken ließen, hiedurch einen Schatten auf mich zu werfen, befremdete mich nicht; ich war dergleichen gewohnt, und fand jedesmal reichlichen Ersatz in der Zusammenstellung früherer zufälliger Aeusserungen über die Betreffenden mit dergleichen solemnen Ovationen. Aber kaum traute ich meinen Augen, als ich folgende, mich betreffende Stelle las;

„Es ist dem Großen Rath bekannt, wem aus dem dreifachen Vorschlag des Kirchenrathes die erledigte Stelle eines Hauptes der Kirche übertragen wurde; — einem Mann voll Geist und Kraft; und diejenigen, welche zweifeln möchten, ob der Neuerwählte, der sich häufig so offen und scharf ausgesprochen, wie wenig er mit den gegenwärtigen Einrichtungen sich befreunden könne, für die ihm übertragene Stelle

sich eigne, mag die Ueberzeugung Beruhigung gewähren, daß er selbst, die Wichtigkeit seines Berufes erkennend, sich bei Annahme derselben werde überzeugt haben, daß die Kirche, und um so mehr ihr Haupt, durch ein Streben ganz in Anspruch genommen werde, durch das nemlich, die Glieder derselben ihrer Bestimmung zuzuführen, und daß ein gewissenhaftes Streben der Art kein Anderes mehr zulasse. Das erkennt gewiß der Neuerwählte; sein eigenes Gefühl ist uns Bürge dafür. Und wer zweifelt daran, daß er mit Annahme der wichtigen Stelle nicht auch dem, dessen Diener er ist, das Gelübde werde abgelegt haben, die mit demselben verbundenen ernsten Pflichten getreulich zu erfüllen."

Um diese Stelle in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen, es vollkommen zu begreifen, wie und warum sie den unangenehmsten Eindruck auf mich machen, ja geradezu mich empören mußte, wäre die genaueste Kenntniß des Verlaufs von Sympathien und Antipathien während langer Zeit, der Stimmung, der Persönlichkeiten, einer Menge kleiner Nebenumstände nöthig, die man nur erleben, nicht aber aufzeichnen, noch weniger anschaulich machen kann. Aber sicher ist es, daß von so Manchem, was seit der Revolution von 1831, nicht immer unerwartet und überraschend, mir wiederfahren war, nichts je in solche Aufregung mich gebracht hatte, als das Lesen dieser Stelle. Dem meisten Bisherigen hatte ich in das Auge blicken, daher in die erforderliche Fassung leicht mich setzen können; dieses aber sollte hinter meinem Rücken geschehen, ja, ohne daß mir nur ein Entgegenwirken möglich gewesen wäre. Vollends dann durch den Druck veröffentlicht, wie hätte ich den, immerhin mich herabwürdigenden, Eindruck verwischen können?

Das vorübergehend ertheilte Lob konnte mich nicht bestechen, da dergleichen überhaupt nie mich bestochen hat. Daß ich häufig ausgesprochen, wie ich mit den gegenwärti-

gen Einrichtungen mich nicht befreunden könne, — eigentlich aber vorzüglich nicht mit der Weise, wie, mit den Mitteln, wodurch, und mit den Absichten, aus denen sie eingeführt wurden, — ist wahr; daß es offen geschah, ist ebenfalls wahr, und schwerlich unehrenhaft; über das „scharf" hingegen ließe sich rechten, wenn anders der Ausdruck nicht mit entschieden gleichbedeutend seyn sollte. Mir aber wollte aus dem ganzen Zusammenhang hervorgehen: es könnte zu allererst der Zweck meiner Entfernung zur Zeit der Wahl durch diese Worte vereitelt, es könnte aus denselben gefolgert werden, ich hätte meine Ueberzeugung der Stelle zum Opfer gebracht; oder es würde wenigstens amtlich, öffentlich, gegen jede Einwendung gesichert, ausgesprochen: ich hätte mich bisher wie ein unartiges Kind geberdet, nun aber, da mir, wider all mein Verdienen, freundlich ein Lekerbissen seye zugeworfen worden, stehe zu gewarten, ich würde mich dadurch reumüthig zu Gelöbniß der Besserung erwecken lassen.

Das jedoch war noch nicht das Kränkendste. Weit ungehaltener wurde ich darob, daß man sichs herausnehmen wollte, in meiner Abwesenheit, vor einer Versammlung von 78 Köpfen — und welcherlei darunter! — meine Person zum Gegenstand einer solchen anmaßlichen Schulmeisterei zu machen. Wäre mir bei irgend einer Feyerlichkeit dergleichen ins Gesicht gesagt worden, ich würde es zwar etwas unpassend gefunden, doch, ohne mich gekränkt zu fühlen, weil vielleicht durch die Veranlassung gerechtfertigt, es angenommen haben. Hier dagegen erschien es als ein Urtheil, welches man vermöge einer gewissen postulirten Superiorität der amtlichen Stellung in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte. Ich aber konnte keiner solchen und keiner socialen und keiner persönlichen Stellung und keiner Individualität dergleichen Befugniß über mich einräumen. Es erschien mir als die unbemessenste Insolenz gegen meine Person, als eine unverkennbare Herab-

würdigung derselben, unberufen und aus bloßer Eigenmacht, erklären zu wollen: ich würde bei Annahme der Stelle mich selbst überzeugt haben, „daß ein gewissenhaftes Streben im Sinne derselben, kein anderes mehr zulasse.“ Mir waren die Anforderungen einer „Stelle,“ die ich nicht als solche, sondern als Würde zu behandeln geneigt war, gewiß klarer, als jedem politischen Schreiber, und ich steckte die Gränzen für dieselben gewiß weiter, als die landläufige Meinung zu thun pflegte. Was aber jenseits dieser Gränzen noch zulässig seye, mußte meinem eigenen Tact überlassen werden, der ebensogut hätte Bürge seyn können, daß ich wohl wissen dürfte, wie Beides genau auseinanderzuhalten wäre. Hätte dieß nicht in mir gelegen, durch dergleichen Mittel wäre es gewiß am wenigsten erzielt worden. Und welche, um den gelindesten Ausdruck zu brauchen, welche Unzartheit, vor einer solchen Versammlung zu sagen: „ich würde mit Annahme der wichtigen Stelle dem, dessen Diener ich seye, das Gelübde abgelegt haben, die mit derselben verbundenen ernstlichen Pflichten getreulich zu erfüllen?“ Das konnte, das durfte außer mir selbst Niemand sagen; das mußte mit vollen Vertrauen erwartet, durfte nicht, durch wen es gewesen wäre, mir in's Gewissen geschoben werden. — Dergleichen und Aehnliches, was später berichtet werden wird, gehört zu den Ergötzlichkeiten, die man in modernen Republiken auszustehen hat, sobald man die Nullen nicht vermehren mag, die einer jeweils geltenden Ziffer sich anhängen.

Ich darf mich gottlob nicht über schlaflose Nächte beklagen; die Entdeckung aber, daß man auf Kosten meiner persönlichen Würde, meiner Ehre, meiner bisher immer bewiesenen getreuen Pflichterfüllung, meiner selbst unbewußt und außer Standes, den leicht vorauszusehenden Eindruck zu neutralisiren, ein solches Spiel mit mir treiben wolle, das beunruhigte mich in der folgenden Nacht fortwährend, und ich

war bald mit mir einig, welcher Pfad hier zu betreten seye. Der damalige Bürgermeister (oder vielleicht in diesem Augenblick nur dessen Stellvertreter, dann bald hierauf an diese Stelle gewählt) war ein bejahrter, friedlich gesinnter, in jeder Beziehung wohlwollender Mann; gegen mich hatte er sich stets freundlich erwiesen, und Achtung und Vertrauen mir bei allen Gelegenheiten an den Tag gelegt, wofür ich auch, bis an das Ende seines Lebens dankbare Aufmerksamkeit ihm zu erzeigen, mir angelegen seyn ließ. Diesem wies ich jene Ausdrücke vor, mit dem Bemerken: nun mir dieselben bekannt geworden wären, könnte ich unmöglich schweigen und noch weniger zugeben, daß ich auf solche Art mit meinen innersten Ueberzeugungen und meiner bisanhin unabänderlich befolgten Handelnsweise öffentlich in gewisser Beziehung verdächtigt würde. — Der Bürgermeister äusserte sein tiefes Bedauern darüber, daß der Friede, den er durch die Wahl nun hergestellt glaubte, so unerwartet wieder sollte gestört werden. Er konnte die Richtigkeit meiner Bemerkungen nicht in Abrede stellen und versprach zu thun, was ihm möglich, um mir zu entsprechen.

Aber unabläßig beschäftigte mich der Gedanke, so unerwartet und aller Wahrheit entgegen nicht blos als wetterwendisch, sondern als unehrenhaft, weil unbedeutender äusserer Vortheile wegen von dem bisherigen Pfad weichend, oder als Einer, der blos durch das Zuwerfen einer Stelle zu Erkenntniß seiner Verpflichtungen könne geführt werden, erst vor dem Großen Rath, sodann vor dem Publikum dargestellt zu werden, dabei aller wirksamen Mittel der Abwehr mich beraubt zu sehen. Ich sandte daher unverweilt meinen Vetter zu dem Bürgermeister und ließ ihm sagen: er wisse, daß ich die Stelle eines Antistes nicht gesucht, weil nicht bedurft, auch deßwegen, um jeden Anschein, als buhlte ich um dieselbe, zu vermeiden, seiner Zeit mich entfernt hätte.

Der fragliche Passus müßte daher aus dem Bericht gestrichen werden, oder ich betrachte die Wahl als nicht erfolgt, verbleibe an meiner vorigen Stelle, und ließe statt meiner wählen, wen man wolle, was um so leichter möglich, als das Amt eines Antistes von mir noch nicht angetreten seye. Blendwerk und Spiegelfechtereyen waren mir von jeher verhaßt; ich pflegte nie mit Worten zu spielen, man hätte daher mit aller Bestimmtheit darauf zählen können, daß ich diesem Vorsatz würde getreu geblieben seyn. Hätte die Sache auf's Aeusserste kommen müssen, so würde es vielleicht geheissen haben: die eine Stelle wolle ich also nicht annehmen, zu der andern könnte ich nun nicht wieder zurückkehren. Aber auch in dieser Beziehung war der Entschluß bereits gefaßt: ich wäre nur der Gewalt gewichen; ich hätte entweder die Verrichtungen fortgesetzt und, was zu verhindern unmöglich gewesen wäre, mir die Temporalien sperren, oder es darauf ankommen lassen, ob ich an jenem durch thatsächliche Maßregeln wolle gehindert werden.

Es wurde nun durch den Bürgermeister, mit demjenigen, der den Bericht verfaßt hatte, eine Zusammenkunft veranstaltet, bei welcher ich jene Erklärung in den entschiedensten Ausdrücken wiederholte und jeden Versuch einer andern Deutung jenes Passus von der Hand wies. Allein Auslassung oder Veränderung desselben, hieß es, seye unausführbar, weil der Bericht bereits vor dem Kleinen Rath verlesen und genehmigt worden, so auch dem Großen Rath müsse mitgetheilt werden; hingegen wurde mir auf das Bestimmteste versprochen, denselbe nicht drucken zu lassen. Hiezu biete sich ein augenfälliger Vorwand dar, indem darin einer angehobenen Unterhandlung mit Baden Erwähnung geschehe und die Klugheit es räthlich mache, diese nicht vor ihrem Abschluß öffentlich bekannt werden zu lassen.

Mein Unwille war vorzüglich durch die Gewißheit rege

geworden, daß die mißbeliebige Stelle gedruckt werden sollte, und dem Radicalismus im engern und weitern Kreise zu verunglimpfenden Folgerungen gegen meine Person erwünschten Stoff darbieten würde. Ich überlegte, daß man in allen Fällen mit dem Anerbieten des Möglichen sich begnügen müsse und nicht durch Forderung des Unmöglichen die Sachen auf's Aeusserste treiben dürfe; ich konnte mir nicht bergen, daß bei dem Ablesen weitläufiger Acten selten Aufmerksamkeit genug vorwalte, um das Einzelne festzuhalten; daß in einer grossen Versammlung nur Wenige hinreichende Gewandtheit besässen, um bei schnell verhallendem Ton jeden Ausdruck seinem vollem Gehalt nach zu würdigen; daß endlich auf solche Weise mit der Acte nach deren Ablesen auch meine Besorgnisse in die Gruft des Archives würden beigesetzt werden. Daher erklärte ich mich mit diesem Auswege befriedigt, aber unter dem bestimmtem Vorbehalt, daß, wenn irgendwie die kränkende Stelle zu öffentlicher Kunde gelangen sollte, ich diese Unterhandlung als nicht erfolgt betrachten und zu meiner vorigen Erklärung: wieder in mein früheres Amt einzutreten, zurückkehre. Man konnte wohl wissen, daß ich mit dergleichen keinen Scherz zu treiben gewohnt seye. — Die Taktik, durch amtliche Acten mich in falsches Licht zu stellen, ist später noch greller angewendet worden.

Aus dem bisher Mitgetheilten treten drei Hauptelemente meiner Ueberzeugung, inwiefern dieselbe das Kirchliche berührt, hervor. Zuerst das unverrückte Festhalten an den Grundlehren der Offenbarung, wie dieselben von allen anerkannten christlichen Religionsparteien gemeinsam angenommen werden; sodann die Forderung von unbeschränkter Autonomie der Kirche, als unentreißbares Eingebinde, wel-

ches von ihrem Begründer ihr in die Wiege mitgegeben worden, in voller Anerkennung und Wirksamkeit hervortretend zur Zeit Innocenzens des Dritten, und dargestellt in seiner Geschichte; endlich Mißbilligung des wilden Reformationssturmes und des abgeschmackten Geschreyes, welches die Laute der Wahrheit niederjubeln sollte, bisweilen angedeutet in Anzeigen von Büchern. Es darf nun wohl gefragt werden, wie ich, namentlich bei den letztern, niemals verhehlten, Gesinnungen meine Stellung als Geistlicher und als Vorsteher der Geistlichkeit mir gedacht und behauptet habe?

In allen Beziehungen des Lebens mehr durch die erhaltenden als durch die entwurzelnden Kräfte angezogen und bewegt, grösseres Gewicht auf das Bejahende als auf das Verneinende legend, ignorirte ich, was ausgerissen und verneint worden, und glaubte in dem, was als ewige und von Gott selbst, durch des Menschen Spekulation oder Selbstgenügsamkeit unantastbar, eingesetzte Bejahung sollte erhalten werden, ernster und unbegränzter Verpflichtung genug mich unterzogen zu haben, um für fernere ungefährdete Bewahrung, Beschirmung, Fortpflanzung dieses Erhaltenen allen Willen, alle Kraft und alle Thätigkeit einzusetzen. Bot sich mir, ohne auf das Suchen auszugehen, gleichsam in innerer Anwandlung, von dem Ausgerissenen etwas zu unverweigerlicher Annahme für mich selbst dar, wie jener Zug zu der allerseligsten Jungfrau, so stemmte ich mich nicht dagegen, sondern hielt dafür, wer stets sich befleiße, jede Schuld gegen Andere in vollgewichtiger Münze treulich abzutragen, habe ihnen keine Rechenschaft über das zu geben, was er etwa noch in der Tasche behalten möge, um so weniger, wenn er es nicht versuche, dasselbe in Umlauf zu setzen und sich der Einsicht bescheide, daß das Uebriggebliebene doch als cursirende Sorten nie würde anerkannt werden. Ich mochte mich auch auf jenes Wort des ewigen Wortes berufen: „noch Vieles habe ich euch zu sagen,

aber ihr könnet es jetzt noch nicht faßen." Habe ich hierin einen Fehler begangen, so haben nicht diejenigen sich darüber zu beschweren, welchen hievon nur so viel ist mitgetheilt worden, als gestattet war; sondern der Fehler, — und ich erkenne es jetzt wohl: ein sehr schwerer — ist begangen worden gegen diejenige, welche selig preisen sollen alle Geschlechtsfolgen auf der Erde; und nichts bleibt hier übrig, als in Demuth die Gnade der Mutter aller Gnaden anzuflehen. Ist es aber ächt protestantisch, in Gebeten und liturgischen Formularien von der Kanzel Manches als Wahrheit zu verkünden, was man im Herzen für Phantasterei hält, sollte es weniger protestantisch seyn, eine Wahrheit, indeß man ihr für sich selbst ein grösseres Gewicht einzuräumen sich gedrungen fühlt, nur bis zu dem Grade zu verkünden, in welchem man weder Anstoß noch Widerspruch erregen kann?

Inwiefern die Stifter der verschiedenen protestantischen Fractionen, bei aller Abweichung unter einander, doch in Bewahrung der Grundartikel des christlichen Glaubens, wie sie dieselben in der katholischen Kirche vorgefunden haben, übereinstimmen, insofern betrachtete ich mich gleich einem Krieger, dem die Vertheidigung eines wichtigen Aussenwerkes anvertraut ist. Hat dasselbe gleich manche Beschädigung erhalten, ist es gleich von dem Hauptwerke getrennt, so wird es doch durch dieses noch gedeckt, und des Vertheidigers Pflicht ist, zu wachen, seine Mitstreiter anzufeuern, herzhaft den Kampf zu bestehen, nicht zu ermatten, in keinem Verkehr mit dem Feinde sich einzulassen, keinen Waffenstillstand zu schließen, unter welchem Ueberlistung möglich wäre. Für diesen Feind habe ich die Freischaaren der Zeitphilosophen, die Geschwader der Rationalisten und die Schwärme der Indifferentisten gehalten. In solcher Ueberzeugung habe ich vor Jahren schon, zur Zeit, als ich jenes Bollwerk noch zu hüten berufen

war, im Hinblick auf die Streitigkeiten, welche der 20. Nov. 1837 hervorrief, gesagt*):

„Ja wohl viel edle Kräfte — wer kann das leugnen? — sind in diesem Kampfe nutzlos vergeudet, viel böses Blut ist auf beiden Seiten gemacht, viel alter Haß, der längst darniedergefahren schien, ist wieder aus der Finsterniß heraufbeschworen worden. Sollte eine Verständigung unmöglich, sollte es für diejenigen beider Seiten, welche doch noch Etwas wollen, nicht gerathener seyn, entweder sich zu verbinden, oder wenigstens gegenseitig sich friedlich gewähren zu lassen, um Blick, Kraft und That gegen diejenigen zu richten, die im Grunde gar nichts wollen, daher die gefährlichsten Feinde Beider sind? Dieß wenigstens wäre eine Ironik, wodurch der Stand der Sachen im Alten, jede Partei bei ihrem Recht oder Unrecht belassen würde und jedem Theil Freiheit Macht und Sicherheit bliebe, ungetheilt die Aufmerksamkeit auf näher Liegendes und dahin zu wenden, wo es mehr Noth thun dürfte. Denn bei dem Kampfe, wie er jetzt schwebt, gewinnen nur diejenigen, welche beiden Orts Alles wegzudeuteln, wegzuvernünfteln, wegzutoleranzen, auszuklären, abzuziehen, zu verflachen sich bestreben, Gegen diese waffne, gegen diese ziehe, gegen diese streite man! Stellt ihn ein den Ruf, der allmitternächtlich hinüberschallt von einem Kriegslager zum andern: hie Welf! hie Waibling! Es schleicht durch beide Heerr ein ganz anderer Feind, der in Treuen weder zum Welfenpanier noch zur Waiblingsstandarde geschworen hat, sondern eine eigene Fahne in der Tasche führt, die er entrollen wird, sobald ihm der Augenblick günstig erscheint. Er folgt einem ganz andern Heerfürsten als Welf und Waibling; er hofft eine ganz andere Herrschaft zu

*) Ausflug nach Wien und Preßburg, II, 213.

begründen, als dieser oder jener; er träumt sich Beide einst niederzutreten. Und schon wehen seine Signale von den Bergen, und schon flüstern sie sich das Wort zu, und schon hoffen sie, laut das Feldgeschrei erheben zu können. Wie bald möchte nicht zu spät die Warnung kommen: Wachet und betet, denn euer Widersacher gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge."

In jenem Sinne, bauend auf Gottes, in Treu und Glauben angenommenes Wort, erhaltend, was dieses uns mittheilt, daran stets mahnend, daß es nicht als todter Schatz im Herzen verwahrt bleiben dürfe, sondern schaffend und wirkend in Früchten sich zeigen müsse, für mich selbst so Pflicht als Recht eines Botschafters an Christi Statt anerkennend und fordernd, habe ich stets mein Amt zu führen mich beflissen. Ich habe zu Anfang dieses Jahres beinahe ein paar Duzend Predigten herausgegeben, nicht als Schaustücke, sondern herausgegriffen aus einem Vorrath von mehr als tausend. Ich könnte sie Alle vorzeigen und Jeden auffordern, ein Abweichen von der eigentlich christlichen Lehre mir nachzuweisen. Sie sind alle protestantisch im Sinne der wesentlichsten Punkte, die vor drei Jahrhunderten noch angenommen wurden, alle aber auch katholisch, insofern jene Punkte zu jener Zeit diejenigen der Mutterkirche waren. Controversen habe ich nie berührt; denn mit dem Apostel hielt ich „alle Schrift, von Gott gegeben, nützlich zum Lehren, zum Bescheiten, zum Zurechtweisen, zum Unterrichten in der Gerechtigkeit, damit der Gottmensch vollkommen seye, angewiesen zu jedem guten Werk;" Allem, durch den Apostel hier Angemerkten, erachtete ich bloßes Streiten niemals als förderlich. Nackte Moralpredigten konnten mir ebensowenig zusagen; die geoffenbarte Wahrheit mußte entweder die Grundlage, die Moral das Abgeleitete seyn, oder jene als pulsirende Kraft diese durchströmen. Das sicherste Kriterium, inwiefern eine

Predigt ihrem Ideal, wie es mir vorschwebte, entspreche, lag für mich darin, ob sie mich selbst ergriff, bewegte, emporhob; daß dieß immer gelungen seye, will ich nicht sagen.

Noch in dem letzt abgewichenen Jahrzehend machte der Pietismus auch in unserer Stadt auffallende Fortschritte. Viele der jüngern Geistlichen erweisen sich als Förderer desselben; Bibel- und Missions-Vereine und veranstaltete Feste wurden dessen Pflanzstätten. Ich habe die Ansicht von der Wirksamkeit dieser Art Missionen nie theilen können. Man will den uncultivirten Völkern zuerst metaphysische Wahrheiten beibringen und vergißt, daß sie, den Kindern gleich, etwas in die Sinne Fallendes verlangen, woran dann erst jene sich anknüpfen lassen. Die Bibel ist kein Altar, und das Wort kein Cultus. Und dann diese verschiedenen, in Glaube und Praxis oft weit von einander abweichenden Secten, deren jede ihre Sendlinge bestellt, jede die Heiden nach ihrem Wesen zu formen sich bestrebt, so viel immer sie kann, wollten mir nie einleuchten. Es schien mir immer, man gehe mehr darauf aus, Zuwachs für seine Partei, als dem Christenthum Bekenner zu gewinnen. Auch da ist die Praxis der katholischen Missionäre der menschlichen Natur und dem menschlichen Bedürfniß ungleich angemessener. Aber nicht das allein, sondern ihre Missionen alle werden in dem gleichen Geist und zu dem gleichen Zwecke unternommen. Ob der Lazariste, der Franziskaner, der Dominikaner, der Jesuite, ob ein Franzose, ein Deutscher, ein Italiener, ein Spanier irgendwo als Missionär erscheine, Jeder lehrt das Gleiche, Jeder beabsichtigt das Gleiche, und würde der Lazarist dem Jesuiten, der Deutsche dem Franzosen weichen, in demselben Geist, in welchem der Erste das Werk begonnen, würde der

lndere es fortsetzen. Wäre dieß mit den Missionären der ancherlei protestantischen Secten ebenso?

Einige ältere Geistliche, die mehr eine rationalistische Färung an sich trugen, waren jenen überhand nehmenden Zuammenkünften gar nicht hold, und blickten in dieses Umsich„reifen des Pietismus mit scheelen Augen. Bei mehr als einer Gelegenheit lagen sie mir an, ich sollte mich dieser bedenklichen Erscheinung entgegensetzen, das Möglichste anwenden, um die jüngern Geistlichen davon zurückzuhalten. Konnten sie etwas Nachtheiliges über diese mittheilen, irgend Etwas zu Ungunsten derselben vorbringen, so säumten sie nie, es mir mitzutheilen, es in meiner Gegenwart zu besprechen, die unerfreulichen Folgen überhaupt hervorzuheben, die an das Ueberhandnehmen dieser Partei bereits sich knüpften, mehr noch für die Zukunft drohten. Allein alle diese Bemerkungen glitten an mir ab, jene Versuche blieben wirkungslos. Andere dann, welche in dogmatischer Beziehung von den Erstgenannten wesentlich verschiedenen Sinnes waren, stellten mir die Engherzigkeit und Einseitigkeit der pietistischen Richtung vor, wie dieselbe in die kirchliche Verbindung allmählig eine gewisse Formlosigkeit einzuschwärzen sich bestrebe, oder dieses, wenn es nicht geradezu absichtliches Bestreben seye, doch unfehlbar daraus hervorgehen müße. Auch diese Bemerkungen machten keinen besondern Eindruck auf mich. Obgleich der Pietismus mich niemals hätte anziehen, noch weniger gewinnen können, trat ich doch dieser Partei nicht nur nie entgegen, sondern blickte mit Wohlgefallen auf dieselbe, ließ sie gerne gewähren und würde, wo es noth gethan hätte, als ihr Anwalt und Beschirmer aufgetreten seyn; denn ich ehrte in ihr das Festhalten an eben denjenigen geoffenbarten Grundwahrheiten, an welchen ich festhielt, die bestimmte Zurückweisung aller rationalistischen Anwandlungen, die entschiedene Opposition gegen diese und hiedurch die Erhaltung des christlichen

Glaubens unter dem Volke; ich betrachtete sie als rüstige, zugleich aber auch als redliche Mitstreiter auf jenem vorhin erwähnten Bollwerke.

Es ist wahr, ich habe schon damals Allerlei gehört von dem geistlichen Hochmuth der Pietisten, von ihrem anmaßlichen Scheiden der Menschen in Auserwählte und in Verkommene oder gar Verlorene. Aber ich stellte Vieles von dem Gehörten auf Rechnung der Uebertreibung, des üblen Willens, des religiösen Indifferentismus. Ein verständiger Landmann bemerkte mir einst: wie er und andere noch in die Kirche gehen könnten, da der Pfarrer immer nur von den Auserwählten spreche und an die Auserwählten sein Wort richte, und Jedermann wissen könne, wen er unter diesen verstehe, diejenigen nämlich, welche in seinem Hause zusammenkämen und fleißig zu den Missionsversammlungen nach der Stadt wanderten? Es ist wahr, Manche, nachdem Gesellschaften und Reigen und das Hofmachen aufhören mußten, haben nun einen Hof in Bauernkitteln und mit Gesangbüchern um sich geschaffen, — immerhin ist es doch ein Hof; nachdem die Feuer auf dem Heerd erloschen sind, und es in den Töpfen nicht mehr brodelt und dampft, singen sie: Herr Jesus, sey' Du unser Gast, — immerhin läßt man doch noch eine Einladung ergehen; nachdem man den höhnischen Blick auf Andere mit dem Ausdruck: il n'est pas de la haute volée, vielfältig hat cassiren müssen, findet man vollen Ersatz in dem selbstgenügsamen: er ist ein Babylonier, — immerhin ist es doch eine Ausscheidung; und nach der Reduction auf eine einzige Magd citirt man die himmlischen Heerschaaren, — immerhin kann man dabei durch zahlreichere Bedienung vor Andern glänzen. Wer früher auf seinen Gängen nach dem irdischen Reich oder wenigstens irdischen Reichthum über Prügel gefallen ist, vielleicht gar noch darob Andern Löcher und Beulen aufgeschlagen hat, wird jetzt zum

Kirchenlicht und Kirchenvater; und wem Treue und Redlichkeit nach dem Goldgewicht feil war, der will nun zum Felsen des Glaubens sich aufwerfen und den sittlichen Krebs durch Rosenwasser curiren. Seit zehn Jahren hat dieses Alles immermehr sich entwickelt, nach Ablauf von zehn Jahren ist manche Schuppe von meinen Augen gefallen und manche Illusion zerronnen. Einmal jedoch in jener Zeit hätten sie über der unbegränzten Anmaßung dieser Partei mir aufgehen können. In die Capelle, in welcher sie ihre Missionsversammlung hielten, war Wasser gedrungen; da giengen sie, ohne mir ein Wort zu sagen, zu dem Meßner meiner Kirche, ließen sich dieselbe öffnen und zogen mit ihrer Versammlung ein. Das war mir doch zu viel. Ich begnügte mich aber, einem der Häuptlinge in einer Zuschrift aufs freundlichste zu bemerken, daß Solches nicht angienge, indem, wenn Jeder sich anmaßen dürfte, nach eigenem Gutdünken die Kirche sich öffnen zu lassen, auch jeder Andere, und dann leicht zu ganz andern Zwecken, Aehnliches verlangen könnte; auf eine Anfrage wäre gewiß kein Abschlag von mir zu befürchten gewesen. Abermals benützten jene Geistlichen diesen Anlaß, mich zu fragen: ob ich denn Alles dulden wolle? Die Andern hingegen, einmal in die Kirche eingezogen, meinten hiemit das volle Recht erlangt zu haben, ihre Versammlungen dahin zu verlegen.

Vielleicht erinnert sich mein Freund, Hr. von Moy, noch einer lebhaften Erörterung, in die wir auf einer Fahrt vom Kloster Dietramszell nach München geriethen. Er hob die Rationalisten im Gegensatz zu den Pietisten hervor; ich dagegen vertheidigte *diese* mit Wärme. Jene, meinte er, wären unbefangenere Leute, wogegen diese über den engen Ideenkreis, in dem sie sich bewegten, nie sich hinauszuschwingen vermöchten, daher jeder andern Wahrheit unzugänglich blieben. Ich dagegen hielt immer fest daran, daß bei der Wen-

dung, welche der Protestantismus meisten Orts genommen habe, die Erhaltung christlicher Glaubenslehren und die Verbreitung derselben unter dem Volk einzig den Pietisten zu verdanken seye, daher eine Regierung, welche dem allmähligen Verschwinden alles positiven Christenthums aus den Gemüthern nicht gleichgültig zusehen wolle, dieselben nothwendig begünstigen müsse. Ich kannte damals ihre Ausschließlichkeit noch nicht; ich ahnete noch nicht, daß sie das Wort des Herrn auf ihre Partei anwendeten: wer nicht mit uns ist, der ist wider uns; ich meinte, wo richtiger Glaube, da könnte die demselben entsprechende, weil aus ihm nothwendig hervorgehende, Moralität nicht fehlen. Ich meine damit nicht die Moralität, die gegen Polizei und Tribunalien sichert, sondern jene höhere, edlere, zärtere Moralität, welche, als Blüthe wahren Christenglaubens, alle Verhältnisse mit dem, was wahrhaft, was ehrbar, was gerecht, was lieblich, was wohllautend ist, durchdringt, erleuchtet, adelt. Welcher Mensch kann sagen, daß er nicht immerfort bis an das Ende seines Lebens lernen müsse? Soviel ist gewiß, daß derjenige, welcher mit ununterbrochener Obsorge bemüht ist, Andern die Ausstattung zu bewahren, welche sie aus dem väterlichen Hause mit sich genommen haben, ihre Rückkehr in dasselbe nicht erleichtert. Der verlorne Sohn dachte dann erst an diese Rückkehr, als er nicht einmal mehr mit Trebern seinen Hunger stillen konnte, und die Gemeinde der Kinder Israel murrete wider Mose und Aaron da erst, als sie in der Wüste Mangel litt; der Rationalismus aber kann kein Manna von Himmel fallen lassen.

Diese Gesinnung, zu ergreifen und festzuhalten, was zu unverkümmerter kirchlicher Lehre in Beziehung stand, abzu-

weisen, was dieselbe zu schwächen schien, habe ich auch treulich beurkundet während vier Jahren, da durch eine Commission der Geistlichkeit ein neues Kirchengesangbuch zu bearbeiten war. Daß in einer Vereinigung von sieben protestantischen Geistlichen zu Behandlung eines Gegenstandes, welcher das Gebiet des Glaubens nach seinem weitesten Umfange berührt, allermindestens verschiedenartige Schattirungen vorkommen, wird Jeder zugeben müssen, der von derartigen Zuständen nur die mindeste Kenntniß hat. Der Mangel einer leitenden und in letzter Instanz entscheidenden obersten Autorität tritt am fühlbarsten hervor bei derartigen Unternehmungen. Da erschien dem Einen dieses Lied allzudogmatisch, allzuernst in den Geheimnissen des Glaubens sich ergehend, dem Andern jenes Lied zu allgemein gehalten, allzuflach, mit Gefühlen spielend, oder Moralien ableyernd, in den innern Kern des Glaubens zu wenig einzudringen. Obwohl eigener Ueberzeugung gemäß mehr nach der Seite der Erstern hingezogen, fand die Vorliebe der Andern keinen Widerstand an mir, sobald irgend einem in Frage gekommenen Lied anderweitige Vorzüge nicht abgiengen und Innhalt und Ausdruck nicht mit dem contrastirte, was ich als vorherrschenden Typus einer solchen Arbeit aufzustellen geneigt war. Da die protestantische Kirche im allgemeinen, ebensowenig als irgend eine Abtheilung derselben eines noch so kleinen Landes, aus einem Guß besteht, erachtete ich es als Pflicht, alle in ihr vorhandenen Elemente zu berücksichtigen, insoferne dieselben zu dem unveränderlichen Wesen des Christenthums eine erkennbare Beziehung noch bewahrt hatten; nur diejenigen, welchen Beseitigung des Christlichen als Fortschritt des Christenthums galt, sollten und durften nicht in Betracht kommen.

Ich kann nicht sagen, daß ich durch irgendwelche persönliche Leistungen das Werk gefördert hätte; von den Erfordernissen hiezu besaß ich keine; das Feld, welches bearbeitet

werden mußte, war mir durchaus unbekannt; auch hätte ich ohnedem die viele Zeit, die während vier Jahren unabläßig auf diesen Gegenstand verwendet werden mußte, lieber zu Anderem genützt, fand mich daher nicht geneigt, ausserhalb der vielen Sitzungen ihm noch mehr Zeit zu opfern. Aber die durch die Stellung auferlegte Verpflichtung, die Einsicht in die Nothwendigkeit der Sache, die Ueberzeugung, zu etwas Frucht- und Segenbringendem die Hand bieten zu können, ließen zu so beträchtlichem Zeitaufwand immer bereitwillig mich finden. Ob mein Einwirken, ob mein unabläßiges Bestreben, im Innern der Commission freundliche Verständigung zu erzielen, nach Aussen das Vertrauen zu ihr zu festigen, leicht mögliche unbefugte Einmischung ferne zu halten, Susceptibilitäten zu verhüten, auftauchende Spannungen durch vermittelnde Dazwischenkunft zu unterdrücken, sogar kränkende Verdächtigungen zu beseitigen, wohlbegründeten Ausstellungen nachmals das Wort zu reden, bloßer Krittelei aber den Zugang zu versperren, — ob dieses Bestreben zu einem befriedigenden Gedeihen gar nichts beigetragen habe, oder etwa nicht einmal vorhanden gewesen seye? hierüber bleibe das Urtheil selbst denjenigen überlassen, die ich bald nach glücklicher Beendigung des Unternehmens wohl schwerlich zu meinen Freunden zählen durfte. Ob dann ferner die formelle Behandlung der Sache, die Art und Weise, wie ich, neben unbedingter Achtung vor freyer Meinungsäusserung, Alle für dieselbe zu gewinnen mich befliß, auf den endlichen Erfolg in Mitte der gesammten Geistlichkeit ohne Einfluß geblieben seye, darüber möchte wieder Berufung genommen werden an Jeden, der, unter allem nachmaligen Auseinandergehen, doch einen Rest von Unbefangenheit und Aufrichtigkeit sich noch zu bewahren gewußt hätte.

Diesen Pflichten unterzog ich mich mit wahrer innerer Freudigkeit, zu dem schwerern Opfer der Zeit bequemte ich

mich, ungeachtet ich schon im ersten Augenblick mit der größten Zuversicht erwarten konnte, daß hieraus (zufällig) nicht unbedeutender materieller Nachtheil mir erwachsen würde. Da es mit zu dem Eigenthümlichen der jetzigen Zustände in der Schweiz gehört, daß die politischen Meinungen den Maßstab geben, nach welchem in jedem einzelnen Falle die Gerechtigkeit ausgemessen wird, so fällt es nicht schwer, die innere Vergnüglichkeit mir vorzustellen, mit welcher eine Behörde in der Mehrzahl ihrer Glieder die erwünschte Gelegenheit mag ergriffen haben, zugefügtem Schaden die Farbe des Rechts anzustreichen, und einem unbelehrbaren und unverbesserlichen Aristokraten zu beweisen, von welchem Firmament Schloßen fallen und Sonnenschein strahle.

Hiemit glaubte ich die Obliegenheiten meiner Stellung als Geistlicher und Antistes nach den wesentlichsten Bestandtheilen der Anforderung an sie gewissenhaft wahrzunehmen.

Von der Idee der Kirche, als einer selbstständigen Institution, und der organischen Scheidung ihrer Glieder in Seele und Leib, in Geistliche und Layen, konnte und wollte ich mich nicht lossagen, aber ebensowenig irgend einen unzeitigen Versuch machen, gegen das, was seit dreihundert Jahren sich eingebürgert hatte, in welcher Weise es gewesen wäre, anzukämpfen. Ich nahm diese Einrichtungen als unabweisliche Thatsache an, ließ sie in ihrem Werth oder Unwerth auf sich beruhen, froh, daß hierüber keine Erörterungen je eintreten konnten. Wären solche nothwendig geworden, so würde ich meiner Ueberzeugung gewiß keinen Zwang angethan, und sicher der immer mehr aufkommenden Redensart: die oberste Landesbehörde seye der Bischof, um keinen Preis beigepflichtet haben. Würde je, dachte ich mir öfters, das Handwerk der

Schmiede einen Schneider oder einen Perückenmacher oder Bürstenbinder gutwillig als Obmann anerkennen! Ich habe es auch anderwärts ausgesprochen *), daß die weltliche Gewalt kein sichereres und für sie selbst glimpflicheres Mittel, um von meiner Stelle mich zu entfernen, hätte können ausfindig machen, als jene Behauptung in Schrift zu verfassen und durch Unterzeichnung von Seite der Geistlichen Anerkennung der Richtigkeit derselben zu fordern. Glaubt wohl Jemand, ich hätte auf irgend eine Weise hiezu mich verstehen mögen?

Diese innere Mißbilligung des verknechteten Zustandes der Kirche ist bei mir hervorgegangen aus der Idee derselben und verstärkt worden durch die genaue Erforschung des ganz andern Zustandes, worin sie ehedem sich befunden. Aber tauchen nicht dergleichen Aeusserungen hie und da in der protestantischen Kirche, nachdem man schon über drei Jahrhunderte in diese Ertödtung des Lebens sich gefügt hat, auch bei Solchen hervor, auf die man kaum den Verdacht werfen kann, daß ein tieferes Hineinblicken in die ehemaligen Verhältnisse dieselben veranlaßt habe. In Frankreich z. B. haben die Protestanten darin wenigstens größere Freiheit als die katholische Kirche, daß ihnen kein Act ihres Cultus untersagt ist, und am allerwenigsten nicht aus Gefälligkeit gegen die Katholiken, diese hingegen an keinem Orte, wo sich ein protestantisches Consistorium befindet, mit der Fronleichnamsprocession zur Kirche hinausziehen dürfen; und dennoch klagt der Graf Agenor von Gasparin in seiner Schrift: „Interessen des französischen Protestantismus", daß der König von Frankreich die protestantische Kirche so gut bevogte, wie der Rath des Cantons Thurgau die Klöster. Erscheinen nicht von Zeit zu Zeit Constitutionsprojekte für die protestantische

*) Kleinere Schriften. Vorrede S. XVI.

Kirche in Deutschland, denen nichts Anderes, als dieses Gefühl zu Grunde liegt; und sind nicht aus ebendemselben Gefühl unlängst jene Stimmen hervorgegangen, welche die Einrichtung der bischöflichen Kirche Englands als nachahmenswerth anempfohlen haben? Oder will Jemand den Lobpreiser von Zuständen machen, die am Ende dahin führen mußten, daß in der Hessen-Kassel'schen Rangordnung vom 10. August 1821 und 30. April 1827 die „Prediger" den „kurfürstlichen Bratenmeistern, Waschcontroleurs und Hofkiefermeistern" gleich gestellt werden?

Wie ich wenigstens im Innern der Kirchengebäude, die ich nicht blos als Locale zu den gottesdienstlichen Versammlungen, sondern wirklich, wenn nicht als geheiligte, doch als ausgeschiedene, Wohnungen Gottes unter den Menschen betrachtete, gewaltet habe, das wurde seiner Zeit in einer andern Schrift berührt *).

Ich könnte noch Mehreres beifügen; sammt Jenem würde es beweisen, daß meine Ueberzeugungen in Betreff des Wesentlichen und des Zufälligen, des Geistes und der Form, sich gegenseitig ergänzten und diejenigen, welche das Unsichtbare umfaßten, nicht ohne Einfluß auf die Ansichten in Betreff des Sichtbaren blieben. Wurde dabei das Eine und Andere erreicht und der Widerspruch dagegen am Ende überwältigt, so ist dieß nur deßwegen möglich geworden, weil subjective Beweggründe niemals und in nichts sich einmischten.

Einige Geistliche hatten die Herstellung einer Amtskleidung in Anregung gebracht, und dabei Bequemlichkeit, Sorge für Gesundheit und Rücksicht auf Decenz als empfehlende Gründe hervorgehoben. Ich nahm mich der Sache mit Freuden an, und leistete ihr den möglichsten Vorschub. Gerne griff ich alle jene Motive auf; aber sie traten bei mir vor

*) Der Antistes Hurter u. s. w. S. 13 ff.

einem für mich ungleich wichtigern, ob zwar, weil ich wohl wußte, daß ich damit nur schaden würde, niemals ausgesprochenen, in den Hintergrund: hiedurch nemlich die Geistlichen von den Layen doch wieder in Etwas zu unterscheiden. Es kostete Mühe, für den Antrag unter den Geistlichen eine Majorität zu gewinnen, immerhin, ohne zu verlangen, daß die Minorität ihr sich füge. Wie dann aber die Meinung verlautete: es sollte bei dem Kirchenrath um Erlaubniß angefragt werden, da erklärte ich unverholen, daß ich zu solcher Unwürdigkeit niemals mich hergeben, sondern lieber auf das Vorhaben Verzicht leisten wollte. Zu einer einfachen Anzeige bequemte ich mich blos deßwegen, weil ich durch vorhergehende Privatunterredung mich überzeugen konnte, daß die Anzeige als solche aufgenommen werden und keine Erörterung veranlassen würde; denn so dieß auch nur von ferne zu befürchten gewesen wäre, hätte ich sie unterlassen, oder alsbald wieder zurückgezogen.

Indem ich für die Aufnahme der geprüften Candidaten in den geistlichen Stand ein öffentliches Ceremoniell, größtentheils dem Ordinations-Rituale der anglikanischen Kirche abgeborgt, erst bei der Geistlichkeit, sodann bei der Behörde beliebt zu machen und einzuführen wußte, hatte ich eigentlich neben dem wesentlichsten, in der Sache selbst liegenden, Zweck noch drei andere im Auge. Die beiden ersten waren der Anforderung einer freyen Stellung der Kirche eng verwandt. Nach genügend befundener Prüfung eines Candidaten war es nicht, wie dem Begriff der Kirche gemäß hätte geschehen sollen, der Antistes, welcher den Betreffenden in den geistlichen Stand aufnahm und ihm zu Ausübung der Befugnisse desselben die Vollmacht ertheilte, sondern der Bürgermeister. Dieses weckte immerdar ein peinliches Gefühl in mir; eine etwelche Milderung lag nur darin, daß es in der verschlossenen Rathsstube geschah, verborgen vor den Augen des Pu-

blikums. Nun wollte ich durch ein öffentliches Ceremoniell, bei welchem blos der Antistes und drei andere Geistliche zu funktioniren hätten, das Volk allmählig daran gewöhnen, daß es die eigentliche Aufnahme in den geistlichen Stand an diesen Act knüpfe, und die Befugniß zu geistlichen Verrichtungen nicht von weltlicher Gewalt, sondern von geistlichem Ansehen ableite; wohl berechnend, daß das Sichtbare vor dem Verborgenen unschwer das Uebergewicht gewinne. Das nun war der erste Zweck. Der zweite war diesem nahe verwandt. Wurde nemlich ein Geistlicher in eine andere Pfarrei versetzt, so bestimmte der Kirchenrath, ob eine Vorstellung vor der Gemeinde statt haben solle, oder nicht. Im erstern Fall hielt der Antistes in der Gemeinde die Predigt, ein weltliches Glied des Kirchenrathes begleitete ihn und fügte eine Rede bei. Gegen dieses war nichts einzuwenden. Aber während ein Theil der Präsentationsformel verlesen ward, legte nicht blos der Antistes, sondern auch der Weltliche dem Vorzustellenden die Hand auf. Dieß erschien mir Jedesmal als ungebührlicher Eingriff in das Wesen des geistlichen Standes. Gestützt auf mein Ceremoniell, hoffte ich dieses Handauflegen, als bereits erfolgt, und deßwegen nicht zu wiederholen, in Zukunft gänzlich zu beseitigen, und den Weltlichen in die natürlichen Schranken seiner Rede zu verweisen.

In dem Wechsel von Gesängen, Anreden und Gebeten dauerte das eingeführte Ceremoniell etwas mehr als eine Stunde. Eine Predigt dabei hielt ich für überflüssig, und wollte hiedurch den Beweis leisten, daß eine Stunde in dem Hause Gottes in aller Andacht und zu wahrer Erbauung könne zugebracht werden, ohne immer predigen und immer wieder predigen zu müssen und Gottesdienst und Predigen als gleichbedeutende Worte zu nehmen.

Diese Bestrebungen und Zwecke schienen mir aus der Natur der Sache, aus richtiger Würdigung des Standes

derjenigen, die sich, als „berufen zu predigen das Evangelium Gottes," als „Botschafter an Christi Statt" erkennen sollen, nothwendig hervorzugehen, also, daß man weniger darüber sich verwundern sollte, daß je einmal Einer sie ernst ins Auge faßt, als darüber, daß selbst die Erinnerung daran so leichtlich hat können abhanden kommen. Will man diese Absichten und Zwecke mit dem Beiwort hierarchisch beehren, so wäre ich dessen schon damals zufrieden gewesen, dafern man nicht die Hervorstellung der eigenen Person darunter verstanden, sondern den Sinn des Ausdruckes auf das beschränkt hätte, was er der That nach war: das Bemühen um ein allmähliges Emporheben der gesammten Geistlichkeit auf einen gefreitern und deßhalb würdigern Standpunkt. Daher mag ich das Wort zu Bezeichnung der genommenen Richtung als Vordermann gegen Aussen in seiner vollen Bedeutung gelten lassen; sollte aber darunter diejenige in umgewendeter Stellung verstanden werden, so muß ich mich hiegegen auch jetzt noch mit aller Macht verwahren, und, um früher Angedeutetes nicht zu wiederholen, auf dieses verweisen *).

Das war damals meine Praxis, deren ich nicht nur heutigen Tages noch mir bewußt bin, sondern die ich auch jetzt noch befolgen würde: daß ich nie anders als durch die Geistlichen, für die Geistlichen und mit den Geistlichen Etwas suchen oder erreichen wollte, und allfällig hierüber erweckte Mißstimmung gerne auf meine Person nahm, wenn nur der Zweck: Jene zu einigen oder zu heben, erreicht werden konnte. Vielleicht, ich will es gerne gestehen, haben die Studien über Innocenz auch hierauf etwelchen Einfluß geübt. Wie er seine Person in der Kirche aufgehen ließ, so war ich geneigt, die meinige unter den Geistlichen aufgehen

*) Antistes Hurter, S. 26, 27, 38 f.

zu lassen. Deßwegen darf ich den oben berührten Ausdruck mit dem heitersten Bewußtseyn ablehnen, dafern er auf meine Person, von Jenen getrennt, wollte angewendet werden. Daß, so wie der Körper höher steht, auch das Haupt höher gestellt wird, läßt sich allerdings nicht bestreiten. Die richtige Auffassung wird aber durch wahrheitsgemäße Beantwortung der Frage bedingt: will die Höherstellung des Körpers zum Mittel zu diesem Zwecke gemacht, oder nur die natürliche, unzertrennliche Folge hievon in Empfang genommen werden? Ich bewegte mich entschieden innerhalb dieser Schranke.

Wer sich der Vergangenheit erinnert, anbei redlich der Wahrheit Zeugniß jetzt noch geben möchte, könnte wohl hie und da einer Aeusserung oder eines Vorganges gedenken, welche das Vorwalten solcher Gesinnung bestätigen müßte. Von manchen solcher Vorgänge schwebt mir noch einer ganz unverblichen vor Augen. Als im Jahr 1835 die Universität Basel mich mit der Doctorwürde beehrte, bemerkenswerth genug wegen Kenntniß der Kirchengeschichte — „quam nuper libro eximio comprobavit" — und bei dem Mahl der Geistlichen mein College hiefür in einem herzlichen Trinkspruch mich beglückwünschte, erwiderte ich: „ich könnte die Beehrung nur als eine, der Geistlichkeit des mit Basel vielfach befreundeten Schaffhausens zugedachte, mich aber blos als Träger derselben betrachten; also, insofern ich darin eine Anerkennung des Werthes meiner sämmtlichen Amtsbrüder erblicken müsse, gewinne sie erst ihren wahren Werth für mich." — Wer je wähnen möchte, über flacher Schönrednerei mich ertappt zu haben, der trete keck auf! Schönrednerei steht mir nicht einmal da zu Gebote, wo sie in den nichtssagenden Ausdrücken einer conventionellen Höflichkeit ganz an ihrem Platz wäre.

Ueberhaupt habe ich für mich selbst, d. h. blos meiner Person wegen, nie etwas gesucht. Wäre es mir früher schon

möglich gewesen, unabhängig, unbetheiligt mit öffentlicher Stellung, von öffentlichen Geschäften unbeladen, die Zeit nur dem zu widmen, was mir behagte, ich hätte es allem Andern vorgezogen. Weil ich aber diesen mich unterziehen, zu jener mich bequemen mußte, so anerkannte ich es als hohe Verpflichtung, unter allen Verhältnissen zu wirken, was möglich. Da indeß diese Stellung nicht eine isolirte, eine an sich zufällige oder vorübergehende, auch nicht ein Gewerbe war, welchem der Mensch blos in Rücksicht seiner selbst obliegt, so trieb es mich an, in der Gesammtheit, zu der ich in so enger Beziehung stand, das Bewußtseyn eines organischen Ganzen hervorzurufen, von welchem ich weder getrennt seyn konnte, noch so auch nur mich denken mochte. Alle gegebenen Verhältnisse sind Jederzeit von mir respectirt worden, aus ihnen heraustreten zu wollen, hat mich nie angewandelt; auch dann nicht, wenn ich mir selbst sagen durfte, daß ich, hätte es in meiner Macht gestanden, sie nicht so würde gestaltet haben, daß sie weit hinter dem idealen Bild, welches mir vor Augen trat, davon zurückblieben.

Allerdings habe ich auf den Ausdruck: der Antistes wäre primus inter pares zu keiner Zeit ein solches Gewicht legen können, wie Andere darauf legen, oder Alles dasjenige daraus herauspressen können, was Andere daraus herauspressen zu können meinten. Ich habe dieses nicht gekonnt zur Zeit, da ich unter die Geistlichkeit aufgenommen ward, und nicht daran denken durfte, daß ich je zu dieser Würde gelangen möchte; ich habe es noch weniger gekonnt, als ich sie wirklich bekleidete. Ich pflichtete dem Ausdruck mit voller Ueberzeugung bei, insofern damit gesagt werden wollte, entweder: es seye zwischen dem Primus und den Nachfolgenden keine Kluft befestigt, sondern es bestehe ein organischer Zusammenhang, oder, derselbe könne für sich allein kein besonderes Recht über die Andern in Anspruch nehmen. Ausser diesem aber

blieb mir primus immer primus und es war mir rein unmöglich, in dieses etwas Anderes hinein zu interpretiren. Wie groß auch von dem Zweiten an die Summe der Nachfolgenden seyn mochte, in meinen Augen konnte durch keine noch so grosse Zahl das primus je in ein anderes Verhältniß zu diesen hinübergeschoben, noch weniger indifferenzirt werden. Ebenso habe ich mir auch zu aller Zeit die ächte Aristokratie gedacht: als unzertrennliche Verbindung des äussern Vorrangs und behaupteter Würde mit aufmerksamer Berücksichtigung aller Rechtsverhältnisse, mit freundlichem Entgegenkommen gegen Jedermann, mit uneigennütziger Dienstbarkeit, mit liebreichem Wesen bei allen Vorkommenheiten, mit Wohlwollen nicht bloß gegen Gleichgestellte, sondern auch gegen Andere; dieses Alles betrachtete ich als unentbehrliche Folie, um jene erst in das wahre Licht zu setzen.

Das Jahr 1836 führte zwei Ereignisse herbei, von denen das eine in der Folge erst auf die Verhältnisse, in denen ich mich befand, sodann auf meine Person einen wesentlichen Einfluß übte, das andere, neben gewichtigern Factoren, zu Förderung gegen die Bahn, nach welcher ich bald sollte hinüber gezogen werden, doch immerhin Etwas beigetragen hat.

Im April des erwähnten Jahres machte mir der seither verstorbene Fürstabt von Muri von seiner Herrschaft Klingenberg aus einen Besuch. Er theilte mir die Schritte mit, welche die Gebietiger des Cantons Aargau gethan hätten, um sich des Guts seiner Abtey zu bemächtigen und dasselbe einer Staatsverwaltung zu überantworten. Er, beschlossener Verpflichtung gegen sein Stift Genüge zu thun, habe wenigstens die ausländischen Schuldtitel des Klosters sammt einigen der kostbarsten Pectoralen gerettet. Da er sich aber bei ähn-

lichen Gesinnungen der thurgauischen Regierung in Klingenberg nicht mehr sicher glaube, seye er entschlossen, nach Schwaben sich zu flüchten, bäte mich aber, die geretteten Gegenstände einsweilen, da sie ihn auf der Reise beläſtigten, in Verwahrung zu nehmen, bis er darüber verfügen könne.

Ich bemerkte dem Fürstabt, daß unter den obwaltenden Umständen und solchen Individualitäten gegenüber, welche fürstlicher Rang und priesterliche Würde nur zu grösserer Rücksichtslosigkeit stacheln dürfte, seine Entfernung, als Sicherstellung der Person und durch diese der Würde, von jedem rechtlich Gesinnten müsse gebilligt werden, daß ich aber einen allzulangen Aufenthalt in Schwaben nicht anrathen könnte. Leicht würde er sich der Gefahr aussetzen, zurückgerufen, und, so er hiezu sich nicht verstünde, was auch kaum möglich, seiner Stellung verlustig erklärt zu werden. Denn daß hier Willkür und Gewalt, nicht das Recht, maßgebend seye, habe er seit mehreren Jahren genugsam erfahren können. Es seye nicht zu zweifeln, daß eine Entfernung ausserhalb der Schweiz den Machthabern höchst willkomm seyn dürfte, indem sie ihnen vor der unwissenden und revolutionär-fanatischen Menge die erwünschtesten Scheingründe zu dem gewalthätigsten Verfahren darbieten könnte. Er selbst müßte hiedurch unfehlbar sein Kloster den bittersten Verwickelungen bloß stellen. Einer, möglicher Weise verlangten, neuen Wahl könnten die Conventualen keineswegs sich fügen und damit würden sie der Gewalt, die nach keinem Recht frage, förmlich ausgeliefert werden. Besser wäre es, wenn er als Zufluchtsstätte ein Kloster in der Schweiz wählte; zumal ich überzeugt seye, daß er an jedem andern Ort, ausser in einem Kloster, sich höchst mißbehaglich finden würde. Aus einem solchen dann könnte er auch die Beweggründe darlegen, welche ihn zu Rettung der fraglichen Capitalien bewogen hätten.

Der Fürstabt fand meine Bemerkungen richtig. Vor der

Hand jedoch gedächte er nach Rottweil zu gehen, wo er erwartet werde; auch seye es möglich, daß er von da sich noch weiter begebe; in jedem Fall aber werde er früher oder später in die Schweiz zurückkehren. Es stunden kaum drei Wochen an, so traf er schon wieder bei mir ein. Der alte Mann erregte mein tiefstes Mitleid; er war verzagt, niedergeschlagen, rathlos, wußte nicht, wohin sich wenden; darüber einzig war er entschieden, daß er seinen Aufenthalt in einem schweizerischen Kloster nehmen wolle; in der Wahl aber, wohin er sich begeben sollte, wurde er von Bedenklichkeiten hin und hergetrieben. Wir kamen nun darin überein, daß er vorerst nach Einsiedeln gehe, um die gehörige Fassung wieder zu gewinnen und dort weiter sich umzusehen. Er nahm hierauf seine Pectorale mit sich, bat mich aber, die Schulddocumente einsweilen zu behalten.

Gerne willigte ich nicht ein, indem die Bewahrung von fremdem Gut bei so manchem Unerwartetem oder Unabwendbarem, was begegnen kann, mit großer Verantwortlichkeit verknüpft ist. Aber die Bedrängniß, in der ich den Greisen sah, bewegte mich, und zu dem Vertrauen, welches er in mich setzte, kam noch das Rechtsgefühl, welches gerne Hand bot, rechtmäßig besessenes Gut widerrechtlicher Gier zu entreissen. Es trat hier nicht das Kloster als kirchliche Institution, sondern es trat der vollberechtigte Eigenthümer, dem sein wohlerworbenes und geheiligtes Eigenthum durch Uebermacht entrissen werden will, mir vor Augen. Die freundlichen Verhältnisse, die Nächstenpflicht, das Gefühl, einer gerechten Sache mich anzunehmen, das Bewußtseyn, zu Vereitlung gewaltthätiger Maßregeln wenigstens theilweise beizutragen, dieß Alles mußte mich bestimmen, dem Ansuchen zu entsprechen. Es ist nur die Stimme meiner innersten Ueberzeugung, welche einst gesagt hat und heutiges Tages, unabhängig von dem 16. Juni dieses Jahres, noch sagt: „Stünde es

in meiner Gewalt, gefährdeten Besitz der katholischen Kirche zu vertheidigen, ich würde es mit gleicher Bereitwilligkeit thun, wie ich einst den Besitz der Stadt Schaffhausen vertheidigte, wie ich den Besitz einer jüdischen Synagoge vertheidigen würde, wenn ich dadurch dem rechtmäßigen Innhaber einen Dienst zu erweisen, Beraubung und Ungerechtigkeit abzuwehren im Stande wäre." Das Entsprechen stellte sich mir als politische und zugleich als Liebespflicht dar; daß aber bei Liebespflichten weder in activem noch in passivem Sinn nach der Confession dürfe gefragt werden, lehrt Luc. X, 30 ff., gegen jede Einwendung erhaben.

Ich wollte die Gegenstände nicht annehmen, ohne dem Hrn. Prälaten für alle möglichen Fälle ein Document zu behändigen. Nachdem er dieses in Empfang genommen, reiste er ab, und ich hatte die Freude, ihn im folgenden August zu Engelberg beruhigt, heiter und, so weit es die Umstände gestatteten, vergnügt wieder zu sehen. Trotz einer nachher erfolgten offenen Erklärung, weßwegen er jene Schuldtitel mit sich genommen, wie er sie zu bewahren gedenke, trug die radicale Pöbelhaftigkeit keine Scheu, ihn zu Aarau in dem Gr. Rath einen Dieb zu nennen, die rohe Gewalt kein Bedenken, ihn, gleich einem gemeinen Verbrecher, allen gerichtlichen Formen Preis zu geben. Da niemand den Sachverhalt besser kannte als ich, schrieb ich, mit Vermeidung aller urtheilenden oder würdigenden Ausdrücke, und rein objectiv gehalten, einen actenmässigen Bericht über dieses Flüchten eines Theils des Klosterguts von Muri und sandte denselben an die Allgemeine Zeitung von Augsburg. Diese hatte von jenen Verhandlungen des Aargauer Großen Raths das Wesentlichste aufgenommen, stand damals vielfachen Mittheilungen aus der Schweiz, im Sinne der revolutionären Partei, immerwährend offen, rühmte sich anbei der größten Unpartheilichkeit. Ich durfte daher wohl erwarten, daß eine ruhige

gehaltene und wahrheitsgetreue Berichterstattung über einen Gegenstand, der etwelches Aufsehen erregte, und die das hämisch entstellte Verfahren eines achtungswerthen Mannes in das gehörige Licht setzte, wohl Aufnahme finden werde. Zu meinem größten Erstaunen kam die Handschrift mit dem Bemerken zurück: es mangle zu baldiger Aufnahme des Eingesandten an Raum. Ich gab demselben eine etwas veränderte Gestalt und sandte es unter dem Titel: „Staatsstreiche des Cantons Aargau," an die historisch-politischen Blätter in München, und begründete dadurch eine Verbindung mit den Herausgebern derselben.

Während drei Jahren bewahrte ich jenes Depositum treulich, im Interesse des rechtmässigen Eigenthümers nach verschiedenen Seiten correspondirend, unterhandelnd, in Versuchen, diesen Besitz dem Kloster unentreißbar zu sichern, nicht ermüdend. Schmerzlich aber fiel mir, alsbald nach erfolgtem Tod des Hrn. Prälaten im November 1839, der Auftrag, das so lange Verwahrte herauszugeben, weil dieß die Bedingung einer neuen Abtswahl seye.

Hiedurch kam ich auch mit den Klöstern des Thurgaus in Verbindung. Diese vertrauten mir die Verfechtung ihrer Angelegenheiten ebenfalls an. Dieselben Beweggründe, welche mich bewogen hatten, dem Wunsche des Fürstabts von Muri zu entsprechen, bewogen mich, auch ihnen zu willfahren. Es geschah zwar nicht auf die erste Aufforderung, indem ich glaubte, sie würden leicht, wenn nicht einen, so schreyende Ungerechtigkeiten entschiedener verabscheuenden, doch einen erfahrenern und gewandtern Anwalt finden, und ebensosehr, weil ich hiemit eine Art von Arbeiten übernehmen sollte, die mir bisdahin fremd war. Indeß hilft das Bewußtseyn, einer gerechten Sache sich anzunehmen, bald nach, es giebt Licht und Kraft; und so habe ich gegen Willkür und Gewaltthat, gegen Lügen und Machinationen manch ernstes Wort gesprochen. Damit

war mir zugleich Gelegenheit gegeben, in das schamlose Treiben der Revolutionsmänner, in ihr empörendes Spiel mit Gesetz und Recht, in den Widerspruch ihrer vorgeblichen Zwecke und der angewendeten Mittel, in ihren frechen Hohn gegen Wahrheit und Treue, in ihre Würdelosigkeit und Hartnäckigkeit, den triftigsten Gründen blos den gehegten Willen entgegenzusetzen, tiefer hineinzublicken, als ohne dieß geschehen wäre, für meine Beurtheilung der Revolutionstendenzen einen festern Haltpunkt zu gewinnen.

Folgereicher war die Bewilligung zu Gründung einer katholischen Kirche in Schaffhausen. Versuche hiezu waren seit Anfang des Jahrhunderts schon mehrmals gemacht worden, bisdahin aber ohne Erfolg. Selbst in den Versammlungen der Geistlichkeit hatte sich eine Stimme mehr als einmal hiefür verlauten lassen; natürlich, ohne Anklang zu finden, aber auch ohne schiefer Beurtheilung zu erliegen. Im Jahr 1828 erklärte sich selbst der Kirchenrath geneigt dafür, nicht so der Kleine Rath. Es ist damals Niemand eingefallen, jenem deßwegen einen Vorwurf zu machen. Im Jahr 1836 wurde der Versuch erneuert, ernstlicher als früher; die Umstände hatten hiezu gewissermaßen getrieben. Der kleine Rath war günstiger gestimmt als vor acht Jahren, er forderte den Kirchenrath auf, sich zu berathen, ob entsprochen werden könne oder nicht, im erstern Fall einen Entwurf der Bedingnisse vorzulegen, unter denen in das Begehren dürfte eingewilligt werden. Auch dießmal erzeigte sich der Kirchenrath nicht abgeneigt, sondern beauftragte mich sammt zwei andern Mitgliedern, einen solchen Entwurf zu bearbeiten, und diese beiden Mitglieder ersuchten wieder mich, die Grundzüge zu entwerfen.

Ich unterzog mich dem Geschäfte und glaubte die Bewilligung in einer Weise verklausuliren zu sollen, die einerseits den Katholiken ausserhalb des Gottesdienstes nicht das Mindeste einräumte, anderseits die confessionellen Rechte der Stadt aufs genügendste sicherte, die Bewilligung unter allen Umständen als Gunst erscheinen ließ. Selbst in Bezug auf die Ernennung des Geistlichen wollte ich noch weniger einräumen, als nachmals meine beiden Collegen beizufügen für gut fanden. Hätte ich damals ahnen können, hiemit zum Bau eines Hauses mitzuwirken, in welchem ich nach acht Jahren selbst Zuflucht und den wahren Altar des Herrn finden, mein Leib und Seele in dem lebendigen Gott sich freuen sollten, gewiß würde ich versucht haben, die Bedingnisse anders zu entwerfen, in diesem oder jenem sie günstiger zu gestalten. Die Bemerkung des damaligen apostolischen Nuntius in der Schweiz, des jetzigen Cardinals de Angelis, mit dem ich seit seinem Eintreffen in freundschaftliche Verbindung gekommen war: diese Bedingnisse wären drückender, als in den meisten andern Cantonen, und so, daß kein katholischer Bischof sie sanctioniren könnte, mögen doch wohl beweisen, daß ich nicht auf zweideutige Art die Interessen, deren Wahrung mir oblag, gefährden wollte. Die Frage hingegen: ob ich überhaupt für das Ansuchen an sich stimmen sollte, war eine solche, deren Beantwortung ich unmöglich an einen Andern abtreten oder von dem Gutfinden eines Andern abhängig machen durfte.

Die acht Bedingungen, welche aus unserer Besprechung hervorgiengen, erlitten in dem Kirchenrath keine Veränderung, einzig wurde auf den Antrag eines weltlichen Mitgliedes noch beigefügt, daß für künftig mögliche, gegenwärtig nicht vorauszusehende, Verhältnisse der Kleine Rath sich freye Hand vorbehalte, namentlich für den Fall, daß die katholische Genossenschaft die Schranken ihrer Befugnisse überschrei-

ten sollte. Von dem Kirchenrath gelangte die Angelegenheit an den Kleinen Rath, und dieser fand an den aufgestellten Bedingnissen wieder nichts zu ändern. Am 22. Dez. 1836 endlich wurden sie der Sanction des Großen Raths unterlegt, welcher dieselbe wieder ohne alle Veränderung ertheilte. Wer hätte nach diesem Allem und nachdem in drei Behörden nicht die mindeste Einwendung gemacht, nicht das Geringste beigefügt oder hinweggenommen worden war, ahnen sollen, daß lange nachher bei — vielleicht nicht erwartetem — Gelingen der Sache einzig mir und dazu noch mit aller denkbaren Gehässigkeit Vorwürfe würden gemacht, später aufgespürte vermeintliche Mängel in der Verklausulirung, die in drei Behörden Niemand je bemerkt oder berührt hatte, gewissermassen mir wollten zur Last gelegt werden?

Die Einführung des katholischen Gottesdienstes war an die Nachweisung eines Capitals von 20,000 Gulden geknüpft. Es mußten daher milde Beiträge gesammelt, es mußte an allen Thüren angeklopft werden, um dergleichen zu erhalten. Hiezu bedurfte es einer Aufforderung. Die Katholiken, die an der Spitze des Unternehmens standen, ließen sich durch Jemand, den sie demselben günstig hielten, eine solche verfassen, die hierauf lithographirt und durch Unterschriften beglaubigt wurde. Am Vorabend seiner Abreise nach der Schweiz, um für Unterstützung bei Regierungen und Privatpersonen nachzusuchen, kam der Capellmeister, Hr. Joseph Pilger, zu mir, um einige Empfehlungsbriefe an Bekannte abzuholen, und zufällig zog er ein Exemplar der Aufforderung aus der Tasche, um es mir mitzutheilen. Wenn er je, während ich die Schrift durchlas, den Blick auf mich gerichtet hatte, so konnte er aus meinem immerwährenden Kopfschütteln bereits mein Urtheil errathen; denn kaum ich zu Ende gekommen war, sagte ich: „Aber, mein lieber Herr Pilger, haben Sie die Schrift auch gelesen und sie dennoch unterzeichnen können?

Wollen Sie sogleich mit dem Beginn Ihrem Vorhaben den Todesstoß geben? Darf man eine erhaltene Bewilligung dadurch vergelten, daß man die Vorfahren und die Verhältnisse derjenigen angreift, von denen dieselbe ausgegangen ist? Hätte die Curia romana gegen die Reformation sich erklären wollen, dann möchten Inhalt und Ton der Schrift angemessen seyn, nimmermehr aber in einer Bittschrift um milde Gaben. Auch hätten Sie meine persönliche Stellung besser würdigen sollen, um nicht unbefugter Weise meinen Namen hineinzuflechten. Stellen Sie Ihre Reise ein, vernichten Sie die vorhandenen Exemplare und, wenn Sie eines derselben schon in Umlauf gesetzt haben, so wenden Sie Alles an, desselben wieder habhaft zu werden, denn die erste Bekanntmachung müßte das Zurückziehen der Bewilligung unfehlbar zur Folge haben. Sorgen Sie für eine anders abgefaßte Empfehlung Ihrer Sache, mit dieser aber thun Sie keinen Schritt."

Ich wies nun Hrn. Pilger die auffallendsten Stellen nach, und er mußte mir beistimmen, gestand mir aber, er habe in den Verfasser das volle Vertrauen gesetzt, er würde besser wissen, was gesagt werden dürfe, als er selbst; doch versicherte er mich, es seyen noch keine Exemplare ausgegeben worden und er wolle den ganzen Vorrath in Verwahrung nehmen. Darauf wurde eine zweckmäßigere Schrift abgefaßt, und nach allen Seiten ergiengen Bitten um Beiträge.

Die Protestanten haben keine Ahnung von dem lebendigen Born der Liebe, der in Theilnahme, Fürbitte, Verwendung und Mithülfe in und durch die katholische Kirche quillt. Der Bräutigam der Kirche, der aus Liebe Mensch geworden ist, und aus Liebe am Kreuzesstamme mit Gott uns ausgesöhnt hat, hat mit dieser Fülle seines eigenen Wesens die Braut als mit einem überreichen Brautschmuck ausgestattet, und in alle Zeiten bleiben die bewegenden Kräfte des Bräu-

tigams: Gehorsam und Liebe, die bewegenden Kräfte der Braut. Die geforderte Geldsumme stand in runder Zahl voran und verhüllte, was in solcher nicht ausgedrückt, darum von Manchen nicht in Anschlag gebracht werden kann. Beinahe möchte ich vermuthen, es habe dieser oder jener der Bewilligung seine Zustimmung gegeben, oder nicht dagegen gesprochen, in gewisser Zuversicht, in jenen 20,000 Gulden liege ein untrügliches Schutzmittel gegen ihre Verwirklichung. Hörte ich doch ein Mitglied des Kirchenraths alsbald sich äussern: „Es wird lange genug anstehen, bis sie jene 20,000 fl. haben; wahrscheinlich wird die Sache niemals zu Stande kommen!"

Aber bald konnte man wahrnehmen, daß dynamische Kräfte über materielle Zahlen das Uebergewicht haben. Es kamen Zusagen eidgenössischer Stände, Beiträge von Bischöfen und Klöstern, Gaben vom Inn- und Auslande, und mehrere deutsche Fürsten der Nachbarschaft ordneten freiwillige Steuern an; die Aussicht des Gelingens, und zwar baldigen Gelingens, wurde täglich heller. Dieß mochte mißstimmen, allzuspät [illegible]n Gedanken anregen, man hätte sich von Anfang an widersetzen sollen. Ungeziemende Reibungen, die in einer Schenke vorgefallen seyn sollen, weckten entschiedenere Abneigung. Man suchte durch Vorgeben mancher Art auf die Gemüther der Menge einzuwirken, was besonders an den Pietisten guten Erfolg hatte. Hiezu wurde ein Exemplar jener zurückgezogenen Schrift benützt, welches nicht auf dem geradesten Wege in andere Hände gekommen zu seyn scheint. Fünfzehn Monate, nachdem der Große Rath dem Gesuch seine Sanction ertheilt und keine Einwendung dagegen laut geworden war, wurde die zurückgezogene und niemals in Gebrauch gekommene Schrift, mit bittern und aufreizenden Bemerkungen begleitet, veröffentlicht.

Nun wollte man mir zumuthen, gegen dasjenige, was ich mit Andern entworfen, mit noch Mehreren berathen und

gutgeheißen, welchem eine andere Behörde ihre Zustimmung, die oberste ihre Sanction gegeben, fünfzehn Monate später an der Spitze der Geistlichkeit aufzutreten, wenigstens zu irgend einer Demonstration dagegen mich herbeizulassen. Und worauf gestützt? Gewiß auf irgend Etwas, was innerhalb dieser fünfzehn Monate vorgefallen, auf irgend etwas Wesentliches, was durch sämmtliche Behörden übersehen worden wäre? Nein, blos gestützt auf ein so geheissenes Actenstück, was aber, weil es nie in Anwendung gekommen, kein Actenstück war, kein grösseres Gewicht haben konnte, als irgendwelche Versuche mit einer neuen Schreibfeder, höchstens als Privatausdruck der Gesinnung ihres vermeintlichen Verfassers, der hierüber Niemand Rechenschaft schuldig war, gelten durfte. Ich mochte, so entschieden es geschehen konnte, einwenden: eine Schrift, von der nie Gebrauch gemacht, ja die sogar unterdrückt worden, seye keine Acte, ein bloßer Zeitungsartikel dürfe für die Geistlichkeit nicht Motiv zu irgendwelchem Entgegenwirken werden, und dieß nach so langem Zeitverlauf um so weniger; es half nichts, die Schrift mußte ein Actenstück seyn und bleiben, es wurde die Erwartung der Bürgerschaft, die Beängstigung der Gemüther, die Mangelhaftigkeit der neun Puncte, die Nothwendigkeit, daß durch die Geistlichkeit ein Schritt geschehe, hervorgehoben.

Nicht in der Absicht, dem hervorgerufenen und genährten Geschrei eines Haufens zu huldigen, durch ein Element mich bestimmen zu lassen, in welchem ich zu keiner Zeit für mich einen Bestimmungsgrund erkennen konnte, noch nach fünfzehn Monaten den Behörden zeigen zu wollen, daß es ihnen an genugsamer Ueberlegung gefehlt habe, am allerwenigsten, durch den Widerspruch späterer Räthe mit frühern mich mit mir selbst in Conflict bringen zu wollen, sondern in derjenigen, aufzuhellen, abzurathen, mißverstandenem Eifern entgegenzutreten, im äussersten Falle auch Verwahrung ein-

zulegen, versprach ich, gelegentlich die Geistlichkeit versammeln zu wollen. Zufälligkeiten verzögerten dieß; ein, während vorübergehender Abwesenheit meiner Person dießfalls gefaßter Beschluß wurde mir zu spät mitgetheilt, und eine Reise nach Frankfurt, welche sich nicht mehr verschieben ließ, hinderten mich nachher, dieser Versammlung beizuwohnen. Da ich wohl wußte, welche Agitation hervorgerufen und durch die Preßlicenz in Ausfällen gegen die katholische Kirche in gewohnten Verdrehungen und Entstellungen genährt werde und wie einzelne Geistliche als tribuni plebis hierin sich gefielen, anbei nie gewohnt, aus wichtigen Fragen, bei denen Recht und Verpflichtung zum Sprechen mir zukam, durch bequemes Schweigen mich herauszuziehen, hinterließ ich ein Schreiben, in welchem ich der Geistlichkeit sagte: „Ich muß Ihrem Ermessen, Ihrem Gefühl, Ihrem richtigen Tact die Beurtheilung anheimstellen, ob die Geistlichkeit, fortgezogen in dem Schlepptau der Zeitungspolemik, die dann freilich auch Andere fortgerissen hat, eine richtige, eine ihrer würdige Stellung einnehme?"

In der That, die Hauptfrage war für mich in den Hintergrund getreten, und das, was diese Bewegung und diesen Eifer der Geistlichkeit hervorrief, hatte deren Stelle eingenommen. Durch anonyme Ausfälle in den Zeitungen sich antreiben zu lassen, das trat mit dem Begriff, den ich von der Würde und der Stellung der Geistlichkeit stets in mir trug, in den grellsten Gegensatz. Ich habe alles Einwirken auf höher Gestellte von unten herauf von jeher abgelehnt. War mir das Erwerben von Popularität durch hintennachfolgende Anerkennung verdienstlicher Bestrebungen erfreuend, so galt mir das Haschen nach Popularität als das Nichtswürdigste und Verwerflichste, was einen Menschen anwandeln kann*). Ich erklärte daher der Geistlichkeit, daß

*) Ich habe diesem in meinem Ausfluge nach Wien, I, 314, ein Blatt gewidmet.

ich eine Schlußnahme gegen das bereits Sanctionirte niemals würde unterzeichnet haben, und zwar, gehindert durch mein früheres amtliches Handeln in dieser Angelegenheit, noch mehr aber im Bewußtseyn persönlicher Würde. Der Wortlaut des Briefes ist das getreueste Abbild meiner dießfallsigen Ueberzeugung; darum der Schluß des Schreibens hier eine Stelle finden mag:

„Sie wissen, wie im Jahr 1831 der Schwindel, welcher der Masse eingehaucht und von so Vielen in grösserem oder geringerem Maaße aufgenommen wurde, mir nichts anhaben konnte. Es kann Ihnen noch in Erinnerung seyn, wie ich später durch diejenigen, welche an der Spitze der Gewalt standen, mich weder in Sinn noch Wort bestimmen ließ, sondern nach meinen Ueberzeugungen stets handelte und sprach, ungeachtet es eben so schwer nicht war, vorauszusehen, was erfolgen würde. Nun müßte ich mir ganz fremd geworden seyn, wenn Schuster, Gerber und Leineweber, Bürstenbinder und Todtengräber mit Einemmal eine Macht über mich üben könnten, welche in ebenso wichtigen Beziehungen weder die gesammte Masse, noch die obersten Capacitäten über mich üben konnten. Wer möchte wohl billigermaßen erwarten, daß sich Friedrich Hurter als Lanzenträger in den Schweif einreihe, den ein Verkappter anführt und den er durch Zeitungsartikel zusammentrompetet?

„Mag für Sie die Stimme einer Zeitung die Hahnenstimme werden, welche nach anderthalbjährigem Schlummer den Petrus zur Buße weckt, für mich kann sie es nicht werden. Aber überlegen Sie es wohl, ob Sie Ihre Stellung, Ihr Ansehen, den Frieden gut berathen, wenn sie sich durch das seit einiger Zeit losgebrochene Getriebe gegen eine zuvor mehrfach berathene und erwogene Schlußnahme des Großen Rathes hinreißen lassen?"

Die Folge jener Berathung war eine Art Proclamation

der Geistlichen an die Einwohner des Cantons Schaffhausen, welche nicht sowohl belehren, als das Geschäft der Aufregung aus seiner bisherigen dunkeln Werkstätte in die Tageshelle versetzen sollte. Sie strotzte von den abentheuerlichsten Behauptungen und sprühte den giftigsten Haß gegen die katholische Kirche. So hieß es geradezu: dieselbe halte sich für die rechtmässige Herrin aller Länder. Ein Beweis, daß sie sich auf alle Weise auszubreiten und ihre Herrschaft auf die Länder zu begründen suche, wären die Bischöfe in Partibus. Noch vor kurzem habe der Nuntius in Wien erklärt: Rom könne ketzerische Könige absetzen. Kinder aus gemischten Ehen würden von der katholischen Kirche grundsätzlich als unehlich angesehen. Sie seye proselytenmacherisch, umsichgreifend (und die von Genf her Frankreich durchwandernden Bibeltrödler!). — Verschiedenes dann zu Verschärfung der Bedingnisse wurde vom großen Rath begehrt, das jedoch, worauf wahrscheinlich der größte Werth gelegt wurde, nicht erreicht. — Da man sich aber nicht Wort halten wollte, durch die Zeitungen in diese Effervescenz gediehen zu seyn, mag mein Schreiben einen Stachel zurückgelassen haben, dessen Daseyn und Wirkung bei erster Gelegenheit sich offenbaren sollte.

Es ist mir zwei Jahre später bemerkt worden: dadurch, daß ich der Bewilligung eines katholischen Gottesdienstes nicht aus vollen Kräften mich widersetzt hätte und sogar die zuletzt versuchten Bemühungen der Geistlichkeit nicht würde getheilt haben, seye ich ihres Vertrauens verlustig gegangen. Aber man hatte weder den Muth noch die Offenheit, mir dieses geradezu zu erklären, ungeachtet meine Aeusserungen bei Vorlesung des Protokolls über die in meiner Abwesenheit gehaltene Sitzung die leichteste Veranlassung dazu hätten geben können. Ebensowenig wollten die fortgesetzten Bemühungen um das Gedeihen des neuen Gesangbuches und das

Bestreben, zu ungetheilter Annahme alle Meinungen zu freyem Zusammenstimmen zu vereinigen, die Ueberzeugung hervorrufen: die reformirte Kirche in Schaffhausen habe, trotz Innocenz III und ungeachtet einer kurz zuvor erfolgten Reise nach Wien, von mir nichts zu befürchten. Doch wurde es für besser gehalten, diese Gesinnungen zu verbergen, scheinbar das bisherige Verhältniß fortbestehen zu lassen, indeß, wie der Sprachgebrauch sich ausdrückt, mir auf den Dienst zu lauern; Gelegenheit, mit der wahren Gesinnung hervorzurücken, werde wohl noch sich darbieten.

Man hatte dieser Angelegenheit wegen sich so große Mühe gegeben, so viele Besorgnisse zu wecken gewußt, daß der kleine Rath sogar in einer Proclamation, mittelst der er alljährlich den Bettag anzukündigen pflegt, Rücksicht darauf zu nehmen, gewissermaßen seine Verfügungen rechtfertigen zu müssen glaubte. Es findet sich in jener Acte folgende Stelle: „die Gefühle der Toleranz, ein wesentliches Gebot der neuesten Zeit, haben die oberste Behörde des Cantons schon am Ende des Jahres 1836 geleitet, einer Concession Folge zu geben, welche sechs Jahre früher bereits zum Ausspruche reif gewesen, damals aber den politischen Conjuncturen untergeordnet werden mußte. Diese, den in der Stadt Schaffhausen und ihrer Umgegend wohnenden, Bekennern des katholischen Glaubens gewährte Bewilligung hat ein Jahr, nachdem solche ertheilt worden, eine Beunruhigung unter euch erregt, welcher Wir Uns bewogen finden, einige Worte zu widmen. — Zahlreiche Beispiele von beiden Confessionen in der Schweiz haben uns bewogen, die Wünsche der katholischen Einwohnerschaft der Stadt Schaffhausen und ihrer Umgegend, ihnen einen eigenen katholischen Gottesdienst zu gestatten, empfehlend an die oberste Behörde des Cantons zu bringen. — Unter angemessenen, *selbst das beängstigteste Gemüth beruhigenden Bedingungen*,

ist diese Bewilligung an ein harmloses Häuflein ruhiger und friedlicher Einwohner ertheilt worden, und Wir versehen Uns zu dem verständigen Sinne Unserer Mitbürger, daß sie in dieser Bewilligung lediglich einen Beweis der christlichen Toleranz und keineswegs Unsere Absicht erblicken werden, dem christlichen Glauben irgend Eines unter ihnen zu nahe zu treten!"

Nachsucht und Neid sind zwei Leidenschaften, die nur einer hohen christlichen Gesinnung, einer tiefen Gottesfurcht, einem demüthigen Glauben, nicht aber einem beengenden Frömmeln, einer hochmüthelnden Ausschließlichkeit weichen; ja sie finden in engen Verhältnissen einen ergiebigern Tummelplatz, als in größern. Für das Erste liegt ein Beweis darin, daß sich in dieser Beziehung ein ganz eigener Ausdruck seit alten Zeiten schon in Schaffhausen eingebürgert hat: das Darandenken; nicht im Guten, als Erinnerung an Wohlthaten, an Dienstleistungen, an diejenigen Erweisungen, die angenehm seyn könnten, sondern in umgekehrter Richtung. Behalte deine freye Meinung, glaube dich zu einem unabhängigen Urtheil berechtigt, hilf nicht zu Allem mit, was gerade im Schwange ist, stoße dich etwa, selbst ohne die mindeste Absicht, an Einen an, auf den auch nur der winzigste Theil öffentlicher Gewalt übergegangen ist: man wird dir „darandenken;" und wenn selbst ein langer Lauf der Jahre reine Tafel in deiner eigenen Erinnerung gemacht hat, so mag auch dann noch leicht Gelegenheit sich bieten, die Virtuosität des Gedächtnisses Anderer zu bewundern. — Der Neid dann berührt nicht allein die materiellen Verhältnisse, er zernagt nicht bloß denjenigen, welcher das Seinige durchgebracht hat, gegen denjenigen, der es zu bewahren

suchte, nicht blos den Trägen gegen den Regsamen, wenn, dieser in beßere Lage sich emporarbeitet; er kehrt sich auch, und dann nicht immer in den niedern Schichten der Gesellschaft, gegen andere Güter, die dir zu Theil werden mögen; angenehme Verbindungen, erlangte Auszeichnung, erworbener Ruf, manch Derartiges kann da und dort einen Wurm einsetzen, der nicht stirbt, auch bei Solchen, denen noch Anderes, als bloße Silberlinge, zu dem Weltglück zu zählen möglich ist.